

# JahrBuch

## für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung

Mai 2003

II

NDZ-GmbH

---

### Inhaltsverzeichnis

<i>Helmut Bleiber</i> : Für die demokratische Lösung der Agrarfrage - Bauernbewegungen in der Revolution 1848/49 in der Grafschaft Glatz .....	5
<i>René Wiese</i> : Landarbeiter in Mecklenburg im 19. Jahrhundert .....	26
<i>Andreas Dornheim</i> : Sozialdemokratie und Bauern - agrarpolitische Positionen und Probleme der SPD zwischen 1890 und 1948 .....	43
<i>Joachim Höppner/Waltraud Seidel-Höppner</i> : Der Bund der Geächteten und der Bund der Gerechtigkeit (Teil 2) .....	61
<i>Heinz Deutschland</i> : Die Bibliothek der Bundesschule des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB) in Bernau (1930-1933) .....	84

### Regionalforschung

<i>Horst Klein</i> : 110 Jahre organisierte Arbeiterbewegung, 1887–1997 Sozialdemokraten in Strausberg (Thesen) .....	101
<i>Gerhard Kaiser</i> : "Laßt nicht locker". Antifaschistischer Widerstand im Thüringer Wald .....	111
<i>Uwe Schultze</i> : Mestlin – "Stalinallee der Dörfer" .....	129

### Biographische Skizze

<i>Gisela Notz</i> : "Alle, die ihr schafft und euch mühet im Dienste anderer, seid einig!" - Luise Zietz (1865-1922) .....	135
--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----

## Dokumente

“Die Bauarbeiter [...] erkennen die ihnen diktierte 10%ige Normenerhöhung nicht an.” ( <i>Wilfriede Otto</i> )	..... 150
----------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----------

## Diskussion

<i>Zdeněk Hořeni</i> : Verleumdungen und Fakten. Zu Julius Fučík	..... 160
<i>Elke Scherstjanoi</i> : Zur “Sowjetisierung” in Agrarwissenschaft und Agrarwirtschaft der DDR	..... 168

## Berichte

Nicht klein zu kriegen – Agrargenossenschaften auf dem ostdeutschen Lande. Ein Kolloquium in Tellow ( <i>Rosi Blaschke</i> )	..... 175
10 Jahre Forschungen zur ostdeutschen Agrarentwicklung 1945 bis 1989. Ein Kolloquium in Berlin ( <i>Melanie Arndt</i> )	..... 179
Stand und Perspektiven der Willy-Brandt-Forschung ( <i>Harald Lange</i> )	..... 183

## Leserzuschrift

Zu Stefan Doernberg, Jahrbuch 2002/III ( <i>Günther Glaser</i> )	..... 185
------------------------------------------------------------------	-----------

## Information

Einladung zur Diskussion: „Verrat“ in der Arbeiterbewegung des 20. Jahrhunderts	..... 187
------------------------------------------------------------------------------------	-----------

## Rezensionen

Die Protokolle des Preußischen Staatsministeriums 1817-1934/38, Bd. 3; Preußens Weg in die politische Moderne. Verfassung - Verwaltung - politische Kultur zwischen Reform und Reformblockade. ( <i>Gunther Hildebrandt</i> )	..... 190
Karl Marx/Friedrich Engels, Gesamtausgabe (MEGA), Bd. 31. ( <i>Ursula Herrmann</i> )	..... 192
Detlef Joseph: Rechtsstaat und Klassenjustiz. Texte aus der sozialdemokratischen “Neuen Zeit” 1883-1914. ( <i>Wolfgang Schröder</i> )	..... 195

Sergej Žuravl'ov: "Malen'kie ljudi" i "bol'schaja istorija"; Sergej Žuravl'ov: "Ich bitte um Arbeit in der Sowjetunion". Das Schicksal deutscher Facharbeiter im Moskau der 30er Jahre. ( <i>Ulla Plener</i> )	197
Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge. Sonderbände 1, 2 und 3. ( <i>Manfred Behrend</i> )	200
Wladislaw Hedeler (Hrsg.): Stalinscher Terror 1934-41. Eine Forschungsbilanz. ( <i>Peter Diezel</i> )	203
Muharrem Dezhgiu: Shqipëria në luftë (1939 - 1944). Studime dhe refleksione. ( <i>Erwin Lewin</i> )	206
Peter Merseburger: Willy Brandt 1913 – 1992. Visionär und Realist. ( <i>Harald Lange</i> )	210
Mario Keßler: Exil und Nach-Exil. Vertriebene Intellektuelle im 20. Jahrhundert. ( <i>Walter Schmidt</i> )	213
Annette Leo/Peter Reif-Spirek (Hrsg.): Vielstimmiges Schweigen. Neue Studien zum DDR-Antifaschismus. ( <i>Mario Keßler</i> )	215
Helmut Kinne: Geschichte der Stahlindustrie der Deutschen Demokratische Republik. ( <i>Jörg Roesler</i> )	218
Beatrix Bouvier: Die DDR - ein Sozialstaat? Sozialpolitik in der Ära Honecker. ( <i>Horst Klein</i> )	221

## Annotationen

A nemzetközi munkásmozgalom történetéből. Évkönyv 2002, 2003. ( <i>Winfried Morgenstern</i> )	225
Fritz Zimmermann: Dörnthal. Geschichte eines erzgebirgischen Bauerndorfes. ( <i>Heinrich Gemkow</i> )	227
Wilhelm Mensing: Von der Ruhr in den GULAG. Opfer des Stalinschen Massenterrors aus dem Ruhrgebiet. ( <i>Rainer Holze</i> )	229
Tanja Busse: Melken und gemolken werden. Die ostdeutsche Landwirtschaft nach der Wende. ( <i>Siegfried Kuntsche</i> )	229
Marco Hecht/Gerald Praschl: Ich habe "Nein!" gesagt. Über Zivilcourage in der DDR. ( <i>Joachim Eichler</i> )	231
Ulrich Busch: Am Tropf. Die ostdeutsche Transfergesellschaft 1989-2002. ( <i>Oliver Szuca</i> )	232
NachSatz	233
Autorenverzeichnis	234
Impressum	234

## Call for papers

Economic Democracy and the European Left in the Age of Globalization. International Workshop, Stockholm, June 14-15, 2003, organized by Centre for Marxist Social Studies (CMS), Sweden, and Transform (European Network for Alternative Thinking and Political Dialogue)

The theme for the workshop is Economic Democracy. It was a long time since this was on the political agenda, although several concrete historical experiences have been done. In the last decades we have witnessed a tendency of decreasingly equality and freedom for the employees the world over. Thus the issue of economic democracy must today be discussed and raised in a global perspective.

In the workshop we would like the scientific community to meet politicians and trade-union activists. The discussion should focus on historical experiences and theoretical advances as well as the prospects for economic democracy today. The workshop could also try to define a part of a European Left programme by orienting it towards the objective of expanding democracy; both at the microeconomic level - worker's self-management, and at the macroeconomic level - property rights, welfare, freedom, participation etc. We have the intention that this workshop will result in the constitution of a European research network on economic democracy. The organising of this network has already been going for some time, and the gathering gives the opportunity for the constitution. More information about the network can be found on [www.econ-pol.unisi.it/econdem/](http://www.econ-pol.unisi.it/econdem/).

The workshop will be held in Stockholm 14-15 June and it will be conducted in English. There is no fee for participation but participants are expected to meet their own expenses for travel and hotel. We would like participants to send short abstracts before the 1st of April. Papers not longer than 20 pages should then be sent before 31st of May. Please let us know as soon as possible if you intend to participate and the theme for your paper. Abstracts, papers and questions should be sent by e-mail to the CMS office, <mailto:cms@cmsmarx.org>

Centre for Marxist Social Studies  
Box 12 660, 112 93 Stockholm  
SWEDEN

[www.cmsmarx.org](http://www.cmsmarx.org)

# Für die demokratische Lösung der Agrarfrage - Bauernbewegungen in der Revolution 1848/49 in der Grafschaft Glatz

Helmut Bleiber

Das 150. Jubiläum der Revolution von 1848/49 in Deutschland in den Jahren 1998/99 hat sowohl in der Öffentlichkeit als auch in der Geschichtswissenschaft starke Beachtung gefunden. Allein über 300 Buchpublikationen wurden durch dieses Gedenkjahr veranlaßt. Darunter befinden sich auch zahlreiche Veröffentlichungen, die sich dem damaligen Geschehen auf regionaler oder lokaler Ebene zuwenden. Für Schlesien gilt diese Aussage nicht. Was die Grafschaft Glatz betrifft, so gibt es bislang überhaupt nur eine Darstellung, die sich speziell mit der Frage befaßt, ob und wie diese Region von den Vorgängen jener Jahre berührt und erfaßt wurde. Sie stammt aus der Feder des langjährigen Direktors des Lehrerseminars in Habelschwerdt Franz Volkmer. Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts veröffentlicht, trägt sie unverkennbare Zeichen des damals herrschenden wilhelminischen Zeitgeistes. So sind wiederholte pejorative Anspielungen und Bezugnahmen auf die damals noch als reichsfeindlich geltende Sozialdemokratie im Text zu finden. Und auch an einem Hinweis darauf, daß das zeitweise demokratische „Volksblatt für die Grafschaft Glatz“, eine wichtige Quelle für die Behandlung des Themas, unter „jüdischer Redaktion“ stand,<sup>1</sup> fehlt es nicht. Trotz deutlicher persönlicher Vorbehalte gegenüber den beschriebenen Vorgängen und obwohl die Revolution von 1848/49 damals fast noch uneingeschränkt unter dem Verdikt der öffentlichen Meinung stand, wandte sich Volkmer dem genannten Thema zu und erschloß eine Reihe bemerkenswerter historischer Tatsachen, eine Leistung, die angesichts der genannten Umstände Anerkennung verdient. Die folgenden Ausführungen fußen teilweise auch auf Volkmers Ergebnissen.

Die Konflikte, die sich 1848 auf dem Lande entluden, waren Bestandteil eines tiefgreifenden Wandlungsprozesses der Agrarverhältnisse, des Übergangs der Landwirtschaft von feudalen zu bürgerlich-kapitalistisch bestimmten Strukturen. Er betraf die große Mehrheit der damals lebenden Menschen. Der Anteil der Dorfbewohner an der Gesamtbevölkerung lag in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Schlesien bei über 80 Prozent. Hauptinhalt dieses Prozesses war die Beseitigung der Abhängigkeit der Bauern, Kleinbauern und Halbproletarier der Landgemeinden von den Grund- bzw. Gutsherren. In seinem Ergebnis entstand eine von Verpflichtungen gegenüber den Grundherren freie Bauernschaft sowie eine zahlenmäßig starke, auf

---

<sup>1</sup> Siehe Franz Volkmer: Die Revolutionsjahre 1848 und 1849 in der Grafschaft Glatz, in: Blätter für Geschichte und Heimatkunde der Grafschaft Glatz, 1906-1910, S.181.

Lohnarbeit angewiesene Schicht von Kleinstellenbesitzern und Landproletariern. In Preußen war dieser Übergang zu bürgerlich-kapitalistischen Agrarverhältnissen durch die Stein-Hardenbergschen Reformgesetze ab dem Jahr 1807 eingeleitet worden. Sie ermöglichten den größeren Bauern den Loskauf von ihren Verpflichtungen gegenüber dem Grund- bzw. Gutsherrn durch Zahlung des 25-fachen Betrags des Wertes der bisher dem Herrn zu erbringenden Abgaben und Leistungen. Diese Bedingungen zu erfüllen war vielen der Bauern nicht möglich. Handdienste blieben für viele Stellenbesitzer von vornherein ausgeschlossen von der Möglichkeit des Loskaufs. So blieb diese Reform ein Stückwerk, das das Verhältnis zwischen Grund- bzw. Gutsherrn und dem Landvolk statt zu entspannen eher zuspitzte.

### *Das Heranreifen einer Krise*

Als Mitte der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts im gesamten Deutschen Bund eine Krise heranreifte, wurde auch die Grafschaft Glatz davon erfaßt. Mehrere Mißernten hatten eine Verteuerung der Lebensmittelpreise zur Folge. Not und Verzweiflung der ärmsten Bevölkerungsgruppen führten im Frühjahr 1847 in über 100 deutschen Städten zu sogenannten Hungerunruhen. Schauplatz solcher Unruhen, bei denen Vorratslager geplündert, Getreidehändler verprügelt und teils auch andere vermögende Bürger bedroht wurden, waren am 3. Mai 1847 auch Neurode, am 4. Mai Glatz und am 5. Mai Habelschwerdt. Eine entsprechende Aktion, die von Armen aus Carlsberg, Straußeney und Passendorf am 8. Mai gegen Wünschelburg beabsichtigt war, wurde durch die Behörden und die Bürgerschaft vereitelt. Die zeitgenössische Presse berichtete über Bettlerbanden, die – teils mit Knüppeln und Stöcken ausgerüstet – durch die Dörfer zogen. Am 24. Mai 1847 berichtete der Oberpräsident der Provinz Schlesien von Wedell an den preußischen Innenminister nach Berlin, es sei in der Grafschaft Glatz „dem kräftigen Einschreiten des Landrats unter Mitwirkung einiger Militärpatrouillen gelungen, die Ordnung wieder herzustellen“.<sup>2</sup>

Auf dem Lande führten Armut, nicht selten aber auch bewußter Widerstand zu großen Rückständen bei der Entrichtung von Abgaben an die Grund- und Gutsherrn. Gleichzeitig wuchs der Widerstand gegen die fortbestehende Verpflichtung zur Fronarbeit auf den Feldern der Herrschaften. Seit dem Jahre 1843 verweigerten die Bauern der Herrschaften Mittelwalde und Schönfelde ihrem Gutsherrn, einem in Wien lebenden Vertreter des Grafengeschlechts von Althann, die Leistung der Fronarbeit und strengten wegen dieser Verpflichtung einen Prozeß gegen ihren gnädigen Herrn Grafen an. Der Wert der Rückstände allein aus dieser Verpflichtung war bis zum Jahre 1848 auf über 13.000 Reichstaler angestiegen.<sup>3</sup> Dieses teils durch bittere Not und absolute Mittellosigkeit, teils durch bewußte Resistenz des Landvolkes bedingte Anwachsen großer Zahlungs- bzw.

2 Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin (GStAPK), Rep. 77, Tit. 507, Nr. 1, Bd. 1, Bl. 32. Zu den Hungerunruhen in den deutschen Staaten siehe Manfred Gailus: *Straße und Brot. Sozialer Protest in den deutschen Staaten unter besonderer Berücksichtigung Preußens, 1847-1849*, Göttingen 1990, S.201-349.

3 Siehe *Wojewodschaftsarchiv Wroclaw (WAPW)*, Herrschaftsarchiv Althann, Nr. 2449.

Abgabenrückstände wurde in den vierziger Jahren eine Dauererscheinung. Die zu Arbeitsleistungen auf den herrschaftlichen Gütern verpflichteten Bauern sahen es häufig geradezu als eine Sache ihrer Ehre und ihres Stolzes an, die ihnen aufzuzwungenen Dienstage möglichst unproduktiv zu verbringen.<sup>4</sup>

Im Sommer 1844 verweigerten 42 Häusler und Gärtner des Dorfes Neuwaldersdorf dem dortigen Gute die Leistung der Handrobot.<sup>5</sup> Der Besitzer dieses Gutes, ein Rittmeister a. D. Ludwig, beantragte bei dem zuständigen Gericht in Landeck, die aufsässigen Untertanen durch Exekution zu weiterer Dienstleistung anzuhalten. Da Widerstand erwartet wurde, ordnete die Regierung in Breslau an, daß die Exekutionsvollstreckung unter persönlicher Leitung des Landrats und des Kreisjustizrats unter Hinzuziehung aller zu Gebote stehenden Gendarmen durchzuführen sei. Am 2. September schritt man zur Tat. Als die Belehrung der versammelten Verweigerer ohne Erfolg blieb, wurden vier „Rädelsführer“ verhaftet. Einer von ihnen erklärte sich nun bereit, seine Verpflichtung zur Dienstleistung auf dem Gut anzuerkennen. Als die drei anderen zum Kreisgefängnis abgeführt wurden, verlangten die versammelten Dorfbewohner, ebenfalls verhaftet zu werden. Vor dem Kreisgefängnis in Habelschwerdt kam es zu längeren Auseinandersetzungen zwischen den solidarischen Dorfbewohnern und den Behördenvertretern, ehe diesen die Einlieferung der Verhafteten gelang. Wenige Wochen später ereigneten sich im benachbarten Dorf Konradswalde, dessen Gärtner und Häusler dem selben Gutsherrn zu Handdiensten verpflichtet waren, ähnliche Zusammenstöße. Am 11. Oktober 1844 sollten vier der ihre Dienste verweigern den Dorfbewohner verhaftet und nach Glatz abgeführt werden. Die dem Exekutor beigegebenen fünf Gendarmen konnten die Verhaftung nicht durchführen, da über 50 „Consorten“ der zu Verhaftenden dies verhinderten. Zur Gegenwehr bewaffneten sie sich mit Stangen, Zaunpfählen und Steinen. Erst am nächsten Tag gelang es nach längeren Bemühungen dem Landrat, die Verhaftungen vorzunehmen.

Es ist ein Zeichen für die wachsende politische Labilität des staatlichen Systems im vormärzlichen Preußen, daß diese Vorfälle in zwei Grafschafter Dörfern die ganze Pyramide der Verwaltungshierarchie bis hinauf zu Seiner Majestät mit offensichtlicher nervöser Unruhe erfüllten. Der König, der sich speziell berichten ließ, interessierte sich besonders dafür, ob bei diesen „Exzessen“ Aufwiegler eine Rolle gespielt hätten. Zwar konnten die Behörden zweifellos zutreffend versichern, daß die Untersuchungen nichts ergeben hätten, was auf einen Zusammenhang

---

4 Siehe Mader: Geschichtliche Nachrichten über das Rittergut Gellenau, in: Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatskunde der Grafschaft Glatz (VGHGG), 2 (1882/83), S.296. Für die antütschertliche Stimmung der Dorfbewohner ist folgende überlieferte Begebenheit aus Wölfelsdorf, zur Herrschaft Althann gehörig, typisch. Während einer Prozession – die Grafschaft Glatz wurde in der Gegenreformation vollständig rekatholisiert – sagte der Vorbeter nach dem üblichen Vaterunser noch ein Gebet für die Gutsherrschaft an, woraufhin aus der Menge gerufen wurde: „Doas bat mer nee“ (das beten wir nicht). Der Vorbeter: „Es steht oaber do“ (es steht aber da). Erneuter Zuruf: „Reiß doas Bloat raus“ (reiße das Blatt heraus), was dann unter allgemeiner Zustimmung auch geschah. Siehe Gerhard Acksteiner u. a.: Chronik von Wölfelsdorf, o. O. 1992, S.23.

5 Das folgende nach GStAPK, Rep. 77, Tit. 507, Nr. 2, Bd. 3, Bl. 521ff.

zwischen jenen Exzessen und „allgemeinen auführerischen Bestrebungen“ hindeutete. Aber die Richtung, in die die Besorgnisse des Königs gingen, spiegelt die nicht unberechtigte Furcht der preußischen Staatsmaschinerie vor dem Zustandekommen der Vereinigung zwischen der bürgerlichen Oppositionsbewegung einerseits und dem elementaren Kampf des Landvolkes für die Verbesserung seiner Lage andererseits wider.

### *Die Märzrevolution*

Im März 1848 geschah es. Der Sieg der Revolution in den städtischen Metropolen Berlin und Breslau war für die Dorfbewohner in weiten Teilen Schlesiens das Signal, auch ihrerseits gegen die überkommenen Zustände zu rebellieren. Die Grafschaft Glatz blieb davon nicht unberührt. Einen Einblick in die Vorgänge auf den Dörfern der dem Grafen Anton von Magnis gehörenden Besitzungen gestatten die Akten des erhalten gebliebenen Herrschaftsarchivs.<sup>6</sup>

Am 26. März richtete Graf Magnis an seine Gemeinden eine gedruckte Erklärung, aus der deutlich die Besorgnis vor dem Übergreifen der revolutionären Bewegung auf das Gebiet seiner Herrschaft spricht. Der Gutsherr versichert zunächst, daß er immer am Geschick seiner Dorfbewohner wärmsten Anteil genommen und die gestiegene Not der Armen stets zu lindern gesucht hätte. Um den kleinen Stellenbesitzern eine Erleichterung zu verschaffen, habe er sich nun entschlossen, für das Jahr 1848 auf den Jurisdiktionszins oder Schutztaler zu verzichten sowie die aus dieser Verpflichtung in den vergangenen Jahren angewachsenen Rückstände niederzuschlagen. Ferner habe er seine Beamten angewiesen, bei der Erhebung aller übrigen Renten und Zinsen Rücksicht auf den Notstand der Zinspflichtigen zu nehmen. Auch werde er der zu erwartenden Gesetzgebung bereitwilligst entgegenkommen, die die Ablösung aller noch bestehenden Roboten und Dominialzinsen bringen werde. „Durch vorstehende Eröffnungen glaube ich den Gemeinden auf meinen Gütern dargetan zu haben, daß mir ihr Wohl aufrichtig am Herzen liegt. Ich empfehle ihnen deshalb auch, der Gott sei Dank sich allgemein wieder befestigenden gesetzlichen Ordnung treu zu bleiben und etwaigen unruhigen Köpfen in den Gemeinden, deren Treiben sich anderweitig durch Störungen des Besitzes, Rache an einzelnen ihnen mißliebigen Personen und sonstige Ordnungswidrigkeiten kundgeben, kräftigst entgegenzutreten.“ Noch einmal verwies der Verfasser dann auf seine Hilfsbereitschaft. Um möglichst vorzubeugen, daß wirkliche Not zu ungesetzlichen Handlungen verleite, habe er seinen Forst- und Wirtschaftsbeamten aufgetragen, wenn nur irgend möglich, alle Arbeitsuchenden mit Kultur-, Wege- und sonstigen ähnlichen Arbeiten zu beschäftigen. Die Inlieger und ärmeren Stellenbesitzer würden in diesem Jahr zum Holzlesen in den herrschaftlichen

---

6 Das folgende nach WAPW, Herrschaftsarchiv Graf Magnis, Nr. 911; Siehe auch Helmut Bleiber: Bauern und Landarbeiter der preußischen Provinz Schlesien in der Märzrevolution 1848, in: Walter Schmidt (Hrsg.): Demokratie, Liberalismus und Konterrevolution. Studien zur deutschen Revolution von 1848/49, Berlin 1998, S.116-119; Karl Reis: Agrarfrage und Agrarbewegung in Schlesien im Jahre 1848, Breslau 1910; Johannes Ziekursch: Hundert Jahre schlesischer Agrargeschichte. Vom Hubertusburger Frieden bis zum Abschluß der Bauernbefreiung, Breslau 1927, S.372-375.

Wäldern Freikarten erhalten. Abschließend forderte Graf Magnis die Ortsgerichte auf, „jede Gemeinde vollständig zu versammeln und ihr diesen Erlaß durch Vorlesung und mit der nötigen Erläuterung, daß Ruhe und Gesetzlichkeit am ersten zur Erreichung billiger Wünsche führt, bekanntzumachen“.

Diese für das taktische Verhalten vieler Gutsbesitzer während der Märztage aufschlußreiche Erklärung ist ein indirekter, aber dennoch beredter Ausdruck für die zur explosiven Entladung drängende Spannung, von der die Dörfer in der Grafschaft Glatz erfüllt waren. Die Wirkung des auf Entschärfung der Situation berechneten gräflichen Schrittes war unterschiedlich. Während die Erklärung in manchen Gemeinden, die sich bewegen ließen, die Ruhe zu bewahren, ihren Zweck erfüllte, diente sie in anderen gerade umgekehrt als Anlaß, „ungesetzliche“ Schritte zu unternehmen. In den Versammlungen, die zur Bekanntgabe der Erklärung einberufen wurden und in denen die Dorfbewohner zu Ruhe und Ordnung ermahnt werden sollten, verständigten sich zum Beispiel die Gemeinden Rothwaltersdorf, Vierhöfe und Crainsdorf über weitergehende Forderungen. Angesichts der obwaltenden Ereignisse und Verhältnisse könne man sich mit dem Inhalt der gräflichen Erklärung vom 26. März keineswegs begnügen, hieß es in einer Eingabe der Gemeinde Crainsdorf, in der der Erlaß des Jurisdiktionszinses für immerwährende Zeiten, die Aufhebung aller herrschaftlichen Renten, Zinsen und Naturaldienste mit Ausnahme des Grundzinses verlangt wurde. Die Kolonisten forderten noch, „die hohen unerschwinglichen Grundzinsen auf ihren Stellen um ein Bedeutendes zu ermäßigen“. Für diejenigen Besitzer, die ihre Stellen von ihren Eltern erworben hatten, wurde die Rückzahlung der dabei erhobenen Konfirmationsgebühren verlangt.

Die Forderung nach Rückerstattung von Ablösungsgeldern findet sich in den Eingaben der Gemeinden Rothwaltersdorf, Mittelsteine und Biehals. Teils in diesen, teils in den Eingaben weiterer Gemeinden wie zum Beispiel Königswalde wurden ferner verlangt die Aufhebung von Robotverpflichtungen, freie Jagd und Fischerei auf eigenem Grund und Boden, Verzicht der Herrschaft auf das Auenrecht, billigere Holzpreise sowie die Gewährung eines Leseholztages wöchentlich für die ärmeren Dorfbewohner. Mehrere Gemeinden begründeten ihre Forderungen mit dem speziellen Hinweis, daß der König sich am 22. März für „die unbeschränkte Freiheit in allen Beziehungen“ ausgesprochen habe. Die Gemeinde Königswalde erklärte, sie erhebe ihre Forderungen, um den „Gesinnungen unseres sehr geliebten Königs gleichzukommen“.

Am 29. März wandte sich Graf Magnis erneut an seine Gemeinden. Er erklärte, da er selbst Steuern zahlen und an die Landschaft und das königliche Zinsinstitut Zinsen entrichten müsse, sei es ihm nicht möglich, den bauerlichen Besitzern ihre Verpflichtungen einfach zu erlassen. Auch sei er außerstande, der Forderung nach Rückzahlungen nachzukommen. Jedoch sei er bereit, bis zum 1. Januar 1849 auf die Robotdienste zu verzichten und alle Dominialabgaben zu stunden. Bis dahin würden aber die durch freie Wahlen zu berufenden Vertreter des Volkes entschieden haben, ob und unter welchen Bedingungen die bauerlichen Verpflichtungen erlassen werden

sollten. Die Erklärung gipfelte in dem Appell: „Erwartet daher in Ruhe die gesetzliche Ordnung der Verhältnisse zwischen Dominien und Gemeinden.“ Aber auch die erneuten Ermahnungen und die weitergehenden Zugeständnisse vermochten ihren Zweck nicht zu erreichen. Die Gemeinden Mittelsteine, Volpersdorf, Biehals, Rothwaltersdorf, Albendorf und Crainsdorf erzwangen schriftliche Erklärungen, in denen der Grundherr ihre Forderungen voll bewilligen mußte. In einer Mitteilung in dem zu diesem Zeitpunkt noch politisch gemäßigt agierenden „Volksblatt für die Grafschaft Glaz“ hieß es: „Die Deputation von Albendorf soll sich zuvor im Wirtshause berauscht und dann in ganz unpassenden Ausdrücken ihre Petitionen bei der Grundherrschaft vorgebracht haben. Die Rothwaltersdorfer, welche zweimal bei ihrer Grundherrschaft erschienen, sind durch ihren Schullehrer über die Unrechtmäßigkeit ihrer Forderungen belehrt worden.[...] Rauschwitz ist auch nicht höflich aufgetreten und es hat sich von da in Grobheit besonders der Bauer T. ausgezeichnet. Auch in Mittelsteine (Baron von Lüttwitzschen Anteils) sind die allbekannten Petita in ungeziemenden Ausdrücken vorgetragen worden und auch dort soll sich ein Bauer T. durch Grobheit ausgezeichnet haben.“<sup>7</sup>

Auch zahlreiche Gemeinden anderer Herrschaften setzten die Anerkennung ihrer Forderungen durch. Die dem Städtchen Lewin verpflichteten Kämmereidörfer Krzischney und Kuttel stellten sofort alle Zahlungen ein.<sup>8</sup> Zu „Grobheiten, Drohungen und Injurien“ gegenüber ihrer Herrschaft „verstieg“ sich die Gemeinde Kaltenbrunn.<sup>9</sup> „Zusammenrottungen und Demonstrationen“ erlebte auch die Herrschaft der Gemeinde Schlegel. Über seine „wahrhaft scheußliche Lage“, über die Verweigerung von Zug- und Handrobotdiensten sowie über „abscheuliche, niederträchtige Gesinnung“ der Dorfbewohner berichtete auch der Verwalter der Herrschaft Grafenort an den in Brünn lebenden Besitzer der Herrschaft, den Grafen von Herberstein.<sup>10</sup> Die Gemeinden der in der Südecke der Grafschaft gelegenen Herrschaften des Grafen Althann schließlich vermochten ihren Grundherrn nicht nur – was sonst auch vorkam – zur Anerkennung ihrer Rückzahlungsforderungen zu bewegen, sondern sogar die tatsächliche Rückerstattung von etwa 3000 Talern durchzusetzen.<sup>11</sup> Um ihren Forderungen Geltung zu verschaffen, schickte die Gemeinde Wölfelsdorf eine Abordnung zu Verhandlungen mit dem gräflichen Gutsherrn nach Wien.<sup>12</sup>

Aufschlußreich für die in den Dörfern herrschende Stimmung sind auch überlieferte Reaktionen auf das Ansinnen der Behörden, zur Sicherung von Ruhe und Ordnung wohlhabendere Dorfbewohner in speziellen Vereinen zusammenzuschließen. Der

7 Volksblatt für die Grafschaft Glaz, Nr. 15, 11.4.1848.

8 Siehe Mader: Geschichtliche Nachrichten über die ehemaligen Kämmereidörfer der Stadt Lewin, Krzischney und Kuttel, in: VGHGG, 5 (1885/86), S.145.

9 Siehe Volkmer, Revolutionsjahre, S.186; Emanuel Zimmer: Albendorf, sein Ursprung und seine Geschichte bis zur Gegenwart, Albendorf 1898, S.308.

10 Siehe Powiatowe Archiwum Panstwowe Klodzko (PAPK), Heimaturkunde des Vereins für Glatzer Heimatkunde in Glatz, Grafenort Herrschaft, 7, C 6 d, Stück 15, Pfaff an den Grafen, 6.4.1848.

11 Siehe WAPW, Herrschaft Althann, Nr. 2449.

12 Siehe Acksteiner u.a., Chronik, S.23.

Verwalter der Herrschaft Grafenort lehnte den Auftrag des Landrats in Glatz, solche Sicherheitsvereine zu bilden, mit dem Hinweis auf die Mißstimmung der bäuerlichen Bevölkerung und ihre gegen das Dominium gerichteten Aktionen ab. Jedoch erklärte er sich bereit, ohne selbst in Erscheinung zu treten, in den ruhigeren Gemeinden „einzelne tüchtige achtbare Männer“ zu unterweisen, damit diese die Ausführung übernahmen. Die Bildung der Vereine wurde in diesen Dörfern dann auch in Angriff genommen, wobei jeder Teilnehmer sich zunächst in eine Liste einzutragen hatte. In dieser Situation erhielt der Verwalter die Meldung, „daß zwar einzelne unterschrieben hätten, allein auf einmal hätten sich die Leute eingebildet, wenn sie unterschreiben, so müßten sie das Schloß schützen, und so hätten sich nicht nur die übrigen nicht unterschrieben, sondern auch erstere ihre Namen wieder ausgestrichen“.<sup>13</sup> Die zur Herrschaft des Grafen Magnis gehörende Gemeinde Königswalde erklärte, daß sie bereit sei, für Ruhe und Sicherheit zu sorgen, allerdings nur unter der Bedingung, daß alle ihre Forderungen an die Herrschaft erfüllt würden.

Die Bewegung der Bauern richtete sich im März 1848 in der Sache gegen dreierlei. Überall ging es, erstens, um die Abschaffung aller noch bestehenden feudalen Lasten, sei es die Verpflichtung zur Fronarbeit oder zur Entrichtung von Abgaben der verschiedensten Art. Es ging, zweitens, in der Regel um die Beseitigung aller feudalen Vorrechte der Gutsherren in der Gemeindeverwaltung, im Gerichtswesen, bei der Besetzung der Pfarrer- und Lehrerstellen und im Jagdwesen. Schließlich wandte man sich, drittens, meistens auch gegen die negativen Auswirkungen, die von der Entwicklung agrarkapitalistischer Verhältnisse auf die Lage der Dorfbewölkerung ausgingen. So wurden die Rückgabe von Land, das im Zuge der Durchführung der Agrarreform an die Gutsherren abgetreten worden war, sowie die Rückzahlung von Ablösegeldern und die Rückgängigmachung einer Vielzahl von Maßnahmen verlangt, die frühere Nutzungsrechte des Landvolkes abgeschafft oder eingeschränkt und eine direkte Verschlechterung für die Dorfbewohner herbeigeführt hatten.

#### *In Erwartung bauernfreundlicher Gesetze*

Die unruhigen Wochen Ende März und im April 1848 wurden von einer ruhigeren Phase abgelöst. Das Verhalten des Landvolkes wurde jetzt für mehrere Monate von dem Bestreben bestimmt, seine Interessen auf dem Wege der Ausnutzung jener gesetzlichen Möglichkeiten durchzusetzen, die die Märzrevolution eröffnet hatte. Voraussetzung für die relative Ruhigstellung der Dorfbewohner war die Akzeptanz der Einstellung der Dienstleistungen und Abgaben durch die Gutsherren. Die Hoffnungen richteten sich jetzt auf die nach einem demokratischen Wahlrecht Anfang Mai gewählten Abgeordneten zu der nach Berlin einberufenen gesamtpreußischen Versammlung. Von ihnen erwarteten die Dorfbewohner die gesetzliche Fixierung ihrer Forderungen.

---

13 PAPK, Heimaturkunde, Grafenort Herrschaft, 7, C 6 d, Stück 15, Pfaff an den Grafen, 6.4.1848.

Die Wähler der Grafschaft Glatz entsandten nach Berlin den Schulzen Dittrich aus Roschwitz, den Kaplan Benedikt Hausmann aus Glatz und den Pfarrer Anton Heisig aus Kunzendorf. Mit einer Petition „um Beseitigung der Feudallasten und Ordnung verschiedener anderer gutsherrlicher und ländlicher Verhältnisse“ wandten sich Gemeinden seines Wahlkreises an den Abgeordneten Dittrich, auf die dieser mit einem gedruckten Flugblatt „An alle Landbewohner des Kreises Glatz“, datiert Berlin, den 5. September 1848, reagierte.<sup>14</sup> Darin teilte er mit, daß er die Petition an die konstituierende Versammlung überreicht habe und daß sie an die zuständige Fachabteilung überwiesen worden sei. Auf die vorgetragenen Anliegen eingehend, führte er aus, daß die Aufhebung der Grundsteuerbefreiung für die Gutsherrschaften zu erwarten sei. Diese Annahme schien berechtigt, hatte die Regierung doch bereits im Juli 1848 der verfassungsgebenden Versammlung einen entsprechenden Gesetzentwurf vorgelegt. Was die verschiedenen Feudallasten betreffe, so seien genaue Angaben erwünscht über Art und Bezeichnung sowie ihre Höhe beziehungsweise wieviel des Gesamtertrages sie ausmachen. Der Abgeordnete Teichmann, ein Justizkommissar aus Breslau, der in der Wahlbewegung im Frühjahr mit einem sachkundigen Aufruf als Interessenvertreter der Bauern aufgetreten war, sei Referent in der zuständigen Abteilung des Parlaments, er werde versuchen, die Forderungen der Bauern durchzusetzen. Jedoch, so Dittrichs Andeutung des ungewissen Ergebnisses in dieser Frage, hätten manche Kreise nicht gut gewählt, manche Abgeordnete verträten die Interessen der Rittergutsbesitzer. Um die Rückforderung von Konfirmationsgebühren zu erreichen, sollten weiterhin gerichtliche Klagen angestrengt werden. Man möge sich in dieser Frage an den Justitiar Lux in Glatz wenden, der mit Teichmann zusammenarbeite. Wer Rente wegen abgelöster Laudemien zahle, sollte weitere Zahlungen hinauszögern in der Hoffnung auf ein Gesetz, welches solche Verpflichtungen aufhebt. Das Jagd- und Fischereirecht auf fremdem Grund und Boden würde ohne Entschädigung aufgehoben werden. Schließlich appellierte Dittrich mit Nachdruck an seine Wähler und darüber hinaus an alle Bauern der Grafschaft Glatz, „daß sie sich dem Schlesischen Verein der bäuerlichen Grundbesitzer, dessen Vorstand in Breslau ist, anschließen und zunächst in jedem der beiden Kreise der Grafschaft Glatz durch Bevollmächtigte jeder einzelnen Gemeinde einen Kreisverein und resp. einen Kreisvorstand bilden“. Er schloß seine Ausführungen mit der Empfehlung, daß jedes größere Dorf mehrere demokratische Zeitungen halten sollte. Konkret nannte er die „Allgemeine Oderzeitung“, die in Berlin erscheinende „Reform“ sowie „dasjenige Volksblatt“, das „nach dem Rate des Justizkommissars Teichmann zur Wahrnehmung der bäuerlichen Interessen für Schlesien und die Grafschaft Glatz“ begründet werden soll.

Gegen dieses Flugblatt Dittrichs wandte sich mit einer Anzeige im „Volksblatt für die Grafschaft Glaz“ der Gutsherr in Niederschwedeldorf Ernst Freiherr von Münchhausen.<sup>15</sup> Dieser hatte sich schon anderweitig als Verfechter gutsherrlicher

---

14 Siehe GStAPK, Rep. 77, Tit. 507, Nr. 1, Bd. 1, Bl. 97.

15 Siehe Volksblatt für die Grafschaft Glaz, Nr. 60, 26.9.1848.

Interessen hervorzetan, indem er am 7. September den Beistand des Landrats und eines 50 Mann starken Militärkommandos aus Glatz in Anspruch genommen hatte, um eine gegen ihn gerichtete Kundgebung der Dorfbewohner durch Gewaltanwendung aufzulösen. In seiner Polemik gegen Dittrichs Flugblatt äußerte Münchhausen die Überzeugung, daß die Verpflichtungen der Bauern gegenüber den Gutsherren nicht einfach aufgehoben werden könnten, „daß die Nationalversammlung einen solchen Raub nicht begehen, sondern die Aufhebung der Rustikallasten nur gegen Entschädigung gut heißen wird“.<sup>16</sup> Er versuchte, den Abgeordneten persönlich zu diskreditieren, indem er mitteilte, daß dieser seine Ehefrau beauftragt habe, rückständige wie laufende Zinsen der Herrschaft zu entrichten. Wer den Schulzen Dittrich persönlich kenne, müsse davon überzeugt sein, daß dieser das Flugblatt unmöglich selbst verfaßt haben könne. Der Autor, so wird suggeriert, sei vielmehr der Justizkommissar Teichmann, „welcher neben dem Schulzen Dittrich sitzt“ (in der Berliner Versammlung). Dessen Eintreten für bäuerliche Belange aber sei alles andere als selbstlos, er habe niemals etwas für die Bauern getan, „was er sich nicht reichlich hat vergüten lassen“.<sup>17</sup>

Der um seine traditionellen Einnahmen besorgte Gutsherr hatte Gründe für sein Mißfallen an der wohl zu Recht vermuteten Verbindung zwischen dem bäuerlichen Abgeordneten aus einer seiner Gemeinden und dem demokratischen Justizkommissar aus Breslau. Die demokratische Strömung in Schlesien zeichnete sich dadurch aus, daß sie schon in ihren ersten öffentlichen Erklärungen nach dem Sieg der Märzrevolution in der Agrarfrage eine entschiedene antijunkerliche Position vertrat.<sup>18</sup> In einem von dem Breslauer Gymnasiallehrer und Publizisten Moritz Elsner am 14. April 1848 in der „Schlesischen Chronik“ veröffentlichten Aufruf „An die Wähler und Wahlmänner“ wurde dazu aufgefordert, Abgeordnete zu wählen, welche die „Aufhebung der bisherigen gutsherrlichen und bäuerlichen Regulierungsgesetze ohne Entschädigung anzutragen und durchzusetzen haben“.<sup>19</sup> Große Popularität erlangte ein Flugblatt, das in schlesischem Dialekt abgefaßt und mit „Kilian Raschke, Bauer, Inhaber des eisernen Kreuzes“ unterzeichnet war, ein Pseudonym, dessen sich das bekannte Mitglied des Breslauer demokratischen Vereins Philipp Hoyoll bedient haben soll. Darin wurde an die historischen Erfahrungen erinnert, die das Volk im Jahre 1813 und danach haben machen müssen. Damals hätten sich die hohen Herren auch sehr freundlich gezeigt. Die Bauern hätten ihr Leben eingesetzt, die Franzosen verjagt und den König wieder nach Berlin gebracht. Aber obwohl sie auf den Feldern in der Fremde ihr Blut für die Freiheit vergossen hätten, mußten sie auf den Feldern ihrer Heimat wieder Knechte werden.

---

16 Ebenda.

17 Ebenda.

18 Siehe Helmut Bleiber: Die Haltung der Parteien gegenüber der Landbevölkerung in der Wahlbewegung im Frühjahr 1848 in Schlesien, in: Jahrbuch für Geschichte, Bd. 7, Berlin 1972, S.438-448.

19 Walter Schmidt: Moritz Elsner und die 1848er schlesische Demokratie, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Berlin, im Druck.

Daraus ergäbe sich eine Lehre für die Wahlen: „Mer wern Leite von uns selber zu Wahlmännern nehmen, und die sullen uns nur sulche Männer wählen, die davor sorgen, daß mer nicht wieder beschissen werden wie 1813.“<sup>20</sup>

Der auf den 21. April datierte Wahlauf Ruf des erwähnten Breslauer Justizkommissars Teichmann zeichnete sich durch die Aufstellung eines umfangreichen Katalogs von Forderungen aus, deren gesetzliche Fixierung die zu wählenden Abgeordneten anzustreben hätten. Außer Forderungen, die auch von den Liberalen erhoben wurden, enthielt der Aufruf eine Reihe von Punkten, die die Grenzen liberaler Wünsche überschritten. Forderungen spezifisch demokratischer Natur waren die nach einer progressiven Vermögens- und Einkommenssteuer, nach Volksbewaffnung in Verbindung mit dem Prinzip der Wählbarkeit der Offiziere und nach Lernfreiheit, worunter die Abschaffung aller Schulgelder, Gebühren und Honorare für den Besuch von Lehranstalten einschließlich der Universitäten verstanden wurde. Auch die das Landvolk am unmittelbarsten berührende Frage nach Aufhebung aller Feudallasten wurde im demokratischen Sinne behandelt. Eine Ausnahme vom Prinzip der entschädigungslosen Abschaffung der Verpflichtungen gegenüber den Gutsherrschaften sollte nur für einige, durch besondere vertragliche Regelungen fixierte Abgaben gemacht werden. Sie sollten innerhalb Jahresfrist mit dem 12 1/2fachen Betrag des Jahreswertes abgelöst werden.<sup>21</sup>

Für die notwendige Lösung der Agrarfrage im Übergang von der feudalen zur bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsordnung hat die Geschichte zwei mögliche Varianten offenbart, eine revolutionär-demokratische, die sich an den Interessen der Bauern orientiert, indem sie die überkommenen Rechte auf Feudalrenten rigoros abschafft, und eine liberal-reformerische, die an der Unverletzlichkeit von Eigentum, auch wenn es feudalen Ursprungs ist, festhält und die Bauern zum Loskauf von ihren feudalen Verpflichtungen nötigt. Mit der Forderung nach entschädigungsloser Aufhebung aller bisherigen Feudallasten verlangten die schlesischen Bauern 1848, was die Revolution in Frankreich mit den Agrargesetzen von 1793 den Bauern ihres Landes gewährt hatte. Die Tatsache, daß die Forderung nach entschädigungsloser Aufhebung der Feudallasten von den schlesischen Demokraten im Unterschied etwa zu denen in Sachsen bereits in den ersten Wochen der Revolution vertreten wurde, muß vor allem im Zusammenhang mit der starken Bewegung des schlesischen Landvolkes im letzten Drittel des Monats März und im April gesehen werden. Diese elementare Forderung der ländlichen Bevölkerung nicht zu übernehmen, hätte die Demokraten von vornherein eines entscheidenden Vorteils im Bemühen um politische Mobilisierung und Gewinnung des Landvolkes beraubt, den sie den Liberalen gegenüber geltend machen konnten. War die frühzeitige Aufnahme dieser

20 Zitiert bei Bleiber, Haltung, S.440.

21 Als Abgeordneter in der Berliner konstituierenden Versammlung trat Teichmann mehrfach als Redner der Linken auf. Auch hier setzte er sich für die entschädigungslose Beseitigung der Feudallasten ein. Am 17. Oktober 1848 erläuterte er in einer großen Rede die Unrechtmäßigkeit der in Schlesien besonders verhassten Besitzveränderungsabgabe, des Laudemiums, nannte sie ein Plünderungsinstitut und lehnte die Forderung nach Entschädigung mit dem Hinweis ab, die Revolution sei ja eben gemacht worden, um solches Unrecht zu beseitigen. Siehe Verhandlungen der Versammlung zur Vereinbarung der Preußischen Staatsverfassung, Bd. 3, Berlin 1849, S.33-39.

Forderung durch die Demokraten somit ein Reflex der starken Massenbewegungen auf dem Lande, so wirkte sie ihrerseits wieder fördernd auf die Bewußtseinsentwicklung der Bauernschaft zurück. Teile der bäuerlichen Bevölkerung, die bisher noch nicht den Schritt zur entschiedenen Verfechtung ihrer Interessen getan hatten, mußten dadurch, daß eines der Hauptanliegen der Bauernschaft nun als Programmpunkt einer politischen Partei postuliert und damit vom Boden des Lokalen und der Spontanität in den umfassenderen und höheren Bereich des Regionalen und der Organisiertheit übertragen worden war, zu aktiverem Auftreten ermutigt und angeregt werden.

### *Rustikalvereine*

Eine neue, höhere Stufe im Zusammenwirken von Demokraten und Landvolk beziehungsweise der Einbeziehung breiter Schichten der bäuerlichen Bevölkerung in die demokratische Bewegung in Schlesien stellte die Gründung des Rustikalvereins in Schlesien dar.<sup>22</sup> Einem in der Presse veröffentlichten „Aufruf mehrerer Mitglieder des Rustikalstandes an sämtliche Rustikalbesitzer Schlesiens“ zu einer Versammlung am 27. August 1848 in Mörschelwitz (an der Straße zwischen Breslau und Schweidnitz) folgten etwa 400 Personen aus 18 Kreisen der Provinz. Hauptgegenstand der Beratung war eine am 17. August von den Wahlmännern und Schulzen des Kreises Goldberg-Haynau im Auftrage ihrer Wähler und Gemeinden an das Parlament in Berlin gerichtete Eingabe, in der die entschädigungslose Aufhebung der Feudallasten und die Beseitigung der junkerlichen Steuerprivilegien verlangt wurden. Viele Teilnehmer der Versammlung wiesen von den Mitgliedern ihrer Gemeinden unterschriebene Schriftstücke vor, in denen sie beauftragt wurden, darauf hinzuwirken, daß die Versammlung sich der Goldberg-Haynauer Adresse anschliesse. Ein solcher Beschluß wurde dann auch einstimmig gefaßt, versehen noch mit dem Zusatz, daß bis zur endgültigen gesetzlichen Regelung die fraglichen Leistungen zu verweigern seien.

In allen Kreisen sollten Rustikalvereine gebildet werden. Ziel und Zweck des Rustikalvereins war es, den Interessen des schlesischen Landvolkes Geltung zu verschaffen. Insbesondere schien es geboten, den Druck auf die Berliner Versammlung zu erhöhen, deren Mehrheit sich bislang geweigert hatte, den hochgesteckten Erwartungen der Bauernschaft gerecht zu werden. Versuche demokratischer Abgeordneter wie der Schlesier Moritz Elsner, Graf Eduard Reichenbach und Julius Stein, durch Gesetzesinitiativen den Forderungen des Landvolks offizielle Bestätigung zuteil werden zu lassen, waren wiederholt an der gemäßigten Abgeordnetenmehrheit gescheitert. Hinzu kam, daß die Hauptkontrahenten der Bauern, die Gutsherren, verstärkte Anstrengungen zur Wahrung

---

22 Siehe Helmut Bleiber: Rustikalverein in Schlesien 1848-1849, in: Dieter Fricke u. a. (Hrsg.): Lexikon zur Parteiengeschichte, Bd. 4, Leipzig 1986, S.110-117; Manfred Kristen: Der Rustikalverein in Schlesien – die demokratische Organisation der schlesischen Landbevölkerung während der Revolution 1848/49, Diplomarbeit, Universität Jena 1973.

ihrer Interessen unternahmen, wie vor allem deren Zusammenkunft auf dem sogenannten Junkerparlament in Berlin am 18./19. August gezeigt hatte.

Die Gründung des Rustikalvereins wurde ein voller Erfolg. Es spricht für die strategisch-taktische Kompetenz seiner Initiatoren und für die Popularität der von ihnen vertretenen Forderungen, wenn Ludwig Schlinke, ein in der Breslauer demokratischen Bewegung engagierter ehemaliger Landwehrleutnant, der im Kreis Öls eine Bauernwirtschaft besaß, als Vorsitzender des Rustikalvereins in Schlesien auf dem zweiten gesamtdeutschen Demokratenkongreß Ende Oktober 1848 in Berlin berichten konnte: „Die Rustikalvereine in Schlesien haben einen großen Erfolg für die Demokratie gehabt. Es existieren 200 Vereine mit etwa 200.000 Mitgliedern, und nur zwei oder drei Kreise haben sich nicht angeschlossen. Es galt zunächst, das materielle Interesse zu fördern; das führte dahin, daß die Vereine demokratisch wurden.“<sup>23</sup>

Auch in der Grafschaft Glatz wurden Rustikalvereine gegründet. Spuren ihrer Existenz und Wirksamkeit finden sich vor allem im „Volksblatt für die Grafschaft Glaz“. Dem Rustikalverein des Kreises Glatz stand der Schulze Joseph Marke aus Hassitz bei Glatz vor. Seiner Leitung gehörten ferner Franz Strauch, Franz Rübartsch, Ackermann, Knauer und Tietze an.<sup>24</sup> Ein Rustikalverein für den Kreis Habelschwerdt tagte in Ebersdorf unter dem Vorsitzenden Böse aus Seitendorf.<sup>25</sup> Berichtet wird ferner von Rustikalvereinen in Lewin und Reinerz. Anders als sonst in der Provinz, wo Demokratische Vereine zumeist lange vor den Rustikalvereinen entstanden, spielten in der Grafschaft letztere die Rolle eines Schrittmachers für die Bildung von Demokratenvereinen. Die „durch den Rustikalverein veranlaßte Gegenwart des Herrn Dr. Friedensburg aus Breslau“, eines führenden Mitglieds des dortigen Demokratischen Vereins, bot diesem in Glatz am 17. Oktober 1848 Gelegenheit, „einen Vortrag über Wesen und Zweck des Demokratismus“ zu halten, „worauf sich der größte Teil der Erschienenen alsbald zu einem Vereine einigte“.<sup>26</sup> In Neurode wurde am 15. Oktober ein Demokratischer Verein gegründet, aus Mittelwalde wird unter dem 8. Oktober von einer entsprechenden Absicht berichtet, und ein Demokratischer Verein in Obersteine hatte im November 100 Mitglieder.<sup>27</sup> Der Rustikalverein für den Kreis Glatz entfaltete eine rege Tätigkeit. Die konstituierende Sitzung fand am 12. September 1848 statt. Sämtliche Landgemeinden des Glatzer Kreises beteiligten sich von Beginn an. In dieser ersten Sitzung wurde eine Adresse an die Berliner Versammlung beschlossen, worin gefordert wurde, „so schnell als möglich durch ein Gesetz die Feudallasten aufzuheben, damit Ruhe und Ordnung wieder hergestellt werde“.<sup>28</sup> Ferner wurde beschlossen, zwei Deputierte zu der am 22. September in Breslau stattfindenden

23 Verhandlungen des zweiten demokratischen Kongresses zu Berlin. Als Beilage der Volksblätter, in: GStAPK, Rep. 77, Tit. 662, Nr. 17, S.220.

24 Siehe GStAPK, Rep.77, Tit. 507, Nr. 1, Bd. 1, Bl. 119, Rustikalverein Kreis Glatz an die Gutsbesitzer, 26.9.1848.

25 Siehe Der Hausfreund im Glatzer Gebirge, Nr. 30, 22.7.1849.

26 Volksblatt für die Grafschaft Glaz, Nr. 67, 21.10.1848.

27 Siehe Volksblatt für die Grafschaft Glaz, Nr. 73, 11.11.1848.

28 Volksblatt für die Grafschaft Glaz, Nr. 74, 14.11.1848.

Generalversammlung der Rustikalvereine in Schlesien zu schicken sowie den Volksvertretern in Berlin über die Vorfälle Anfang September in Niederschwedeldorf zu berichten. In der Sitzung am 19. September forderte der Verein die Berliner Versammlung auf, die exekutive Beitreibung von Robotrenten zu verbieten. Am 26. September wurde ein Appell an die Rittergutsbesitzer beschlossen, „zur Vermeidung von Aufregung und Unruhe vorläufig von allen Anforderungen an die Rustikalen abzustehen, bis von der Nationalversammlung ein Gesetz über die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse erlassen sein wird“.<sup>29</sup> In der Sitzung am 3. Oktober wurden mit 3943 Unterschriften versehene Mißtrauensvoten an die Abgeordneten Hausmann in Berlin und von Massow in Frankfurt wegen deren Abstimmungsverhalten beschlossen und Anträge an die Nationalversammlung gestellt, „a) auf Amnestie für die wegen Übergriffe gegen Rittergutsbesitzer in Kriminaluntersuchung befindlichen Rustikalen, b) auf Sistierung aller gerichtlichen Verfolgungen der Rittergutsbesitzer wegen Forderungen an die Rustikalen“.<sup>30</sup> Am 24. Oktober wurde eine Anfrage an den Hauptverein in Breslau beschlossen, was zu tun sei wegen des den Gemeinden entzogenen Auen- und Viehwegerechts, „und wie ist die Revision aller Rezesse zu bewerkstelligen“, also der bislang nach dem Prinzip des Loskaufs durchgeführten Ablösungsverhandlungen.

Am 14. November 1848 beschloß der „Rustikalverein für die Grafschaft Glatz“ folgende „Erklärung an die Herren Pfarrer“, die „für den Gebrauch der Ortschaften“ veröffentlicht wurde: „Hochwürdiger Herr! Euer Hochwürden haben wir zu benachrichtigen, daß wir in Betracht des geschichtlichen Ursprungs der von der Geistlichkeit bisher von den Eingepfarrten erhobenen Zehnten und ihres ähnlichen Entstandenseins, wie die aus der Feudalzeit herrührenden Belastungen des Rustikaleigentums, den Beschluß gefaßt haben, selbige ferner und so lange nicht an die Geistlichkeit zu entrichten, bis der rechtliche Bestand desselben dargetan und von der Nationalversammlung darüber Bestimmung getroffen sein wird. Um den Verdacht des Eigennutzes von uns fern zu halten, haben wir uns dahin bestimmt, allen und jeden Pfarrdezem bis zu dem oben gedachten Zeitpunkte unseren Ortsarmen entweder in Natura oder nach dem Marktpreise in Gelde zuzuwenden, weil selbige in ihrer so großen Not der dringenden Unterstützung dringend bedürfen. Da wir zu unseren Seelsorgern das Vertrauen hegen dürfen, einerseits daß sie so zweifelhafte Erhebungen noch ferner anzunehmen gerechtes Bedenken tragen, andererseits daß sie eingedenk der Worte unseres Herrn ‚Selig sind die Barmherzigen‘ gern bereit sein werden, um in Übung der Barmherzigkeit voranzugehen, so geben wir uns der erfreulichen Hoffnung hin, Euer Hochwürden werden unsere gedachte Entschließung freudig und gern vernehmen und den Armen den beabsichtigten einseitigen Dezemgenuß bereitwillig vergönnen. Math. 7, 16, Ps. 37, 16., Hebr. 13, 16. Luk. 9, 3-18, 25.“<sup>31</sup>

---

29 Ebenda.

30 Ebenda.

31 Volksblatt für die Grafschaft Glaz, Nr. 75, 18.11.1848.

Innerhalb kurzer Zeit hatten sich die Rustikalvereine zu einer einflußreichen Kraft entwickelt, deren Agieren von den Behördenvertretern mit großer Besorgnis registriert und beobachtet wurde. „Für viele Ortschaften der Gebirgskreise bildet der Rustikalverein eine förmliche Behörde, welche Gemeindeversammlungen anordnet und bei welcher Verhaltungsbefehle eingeholt werden“, hieß es in einer von den Behörden Anfang 1849 zusammengestellten Übersicht über die vorhandenen politischen Vereine.<sup>32</sup> Der damalige Oberpräsident für die Provinz Schlesien hatte bereits Anfang Oktober 1848 an den Innenminister in Berlin berichtet: „Der hier in Breslau zusammengetretene Rustikalverein hat fast in allen Kreisen seine Zweigvereine und dirigiert durch diese die Rustikalen in den einzelnen Ortschaften dergestalt, daß sie allen Beschlüssen des Vereins folgen, und wenn man über ihre Handlungsweise mit ihnen verhandelt, erklären, sie könnten sich auf Verhandlungen nicht einlassen, weil ihr Verhalten auf Weisungen beruhe, die sie von dem Rustikalverein erhalten hätten.“ Speziell mit dem Hinweis auf den Kreis Glatz äußerte er die Befürchtung, daß Versuche, die verweigerten Leistungen wieder einzutreiben, auf massiven Widerstand stoßen könnten. Es „steht zu besorgen, daß in allen Ortschaften des Kreises in dem Augenblick, wo in dem einen Orte die Exekution vollstreckt wird, unruhige Bewegungen ausbrechen, ja es ist sogar wahrscheinlich, daß eine solche Verabredung über die Kreisgrenzen stattgefunden hat“.<sup>33</sup>

Daß der Glatzer Rustikalverein sich nicht nur um spezielle landwirtschaftliche Belange kümmerte, sondern auch in den politischen Streitfragen der Zeit Partei ergriff, belegt besonders deutlich seine öffentliche Stellungnahme zu dem Konflikt zwischen der Berliner Versammlung und dem Ministerium Brandenburg im November 1848. Den Beschluß der Versammlung, die angeordnete Verlegung des Tagungsortes nach der Stadt Brandenburg nicht anzuerkennen und in Berlin weiter zu tagen, begrüßte der Glatzer Rustikalverein am 12. November mit folgender Erklärung: „Hohe Nationalversammlung! Mit der tiefsten Entrüstung haben wir vernommen, daß durch einen Gewaltstreich des Ministeriums, wie er in der Geschichte konstitutioneller Staaten kaum jemals gewagt worden, Eure und des Volkes Rechte auf das empörendste gekränkt worden. Eine um so größere Anerkennung müssen wir Euch für Eure ebenso würdevolle als entschiedene Haltung zollen. Wir sind bereit, Eure Beschlüsse nötigenfalls mit Gut und Blut bis zum letzten Atemzuge zu beteiligen,<sup>34</sup> und je größer die Gefahr des Vaterlandes ist, desto mutvoller werden wir ihr zu begegnen wissen.“<sup>35</sup>

An den Vorbereitungen zu einer Volkserhebung gegen die Konterrevolution, die damals von Repräsentanten der demokratischen Bewegung Schlesiens getroffen wurden, nahm der Glatzer Rustikalverein tätigen Anteil. Am 9. November 1848 wandte sich der Vorstand im „Volksblatt für die Grafschaft Glaz“ mit der Mitteilung an seine Mitglieder: „So eben geht uns vom Schweidnitzer Demokratenverein ein

32 GStAPK, Rep. 77, Tit 662, Nr. 1, Bd. 1, Bl. 152.

33 GStAPK, Rep. 77, Tit 507, Nr. 1, Bd. 1, Bl. 110, Pinder (Breslau) an Eichmann, 3.10.1848

34 Vermutlich Lesefehler des Setzers, richtig wohl: verteidigen.

35 Volksblatt für die Grafschaft Glaz, Nr. 74, 14.11.1848.

Aufruf an die Männer des schlesischen Gebirges, somit auch an Euch, zu, der sofort ausgegeben werden soll; gleichzeitig die Anzeige einer Hauptversammlung zu Kynau zwischen Neurode und Schweidnitz auf Samstag, den 11. d. M., morgens 8 Uhr nebst der Aufforderung, uns bestimmt dabei zu beteiligen. Die Wichtigkeit all dessen ist so klar, daß wir die Beschickung dieser Versammlung durch unsern Schriftführer angeordnet haben.<sup>36</sup> Der erwähnte Aufruf „An die Männer des schlesischen Gebirges“ stammte aus der Feder von Julius Maria Petery, Vorsitzender des demokratischen Vereins in Schweidnitz und stellvertretender Vorsitzender des Hauptrustikalvereins in Schlesien. „In Berlin“, so der Verfasser, „will in diesen Tagen die Natterbrut Kamarilla den Schlag gegen das Volk ausführen, über dem sie seit Monden brütet.“ „Darum auf, Ihr wackern Männer des Gebirges! Auf, rüstet Euch, damit Euch der Schlag nicht unvorbereitet trifft.“ „Unsere Berge können uns nicht mehr schützen, wir müssen uns und die Unsrigen selbst schützen. Auf! Laßt uns darum handeln, ehe es zu spät ist.“ Notwendig sei es, „daß wir uns über die Schutz- und Verteidigungsmaßregeln besprechen und verständigen. Wir fordern demnach alle Führer der demokratischen Partei, alle Präsidenten der demokratischen Vereine, der Landwehr- und Bürgervereine sowie die Deputierten der Kreisrustikalvereine im schlesischen Gebirge auf“, sich am 11. des Monats im Gasthause zu Kynau zu versammeln.<sup>37</sup>

Ein bemerkenswerter Versuch der Mitglieder des Glatzer Rustikalvereins, in den eskalierenden Konflikt einzugreifen, war die gegen ihre im Militärdienst stehenden Söhne ausgesprochene Drohung, sie zu enterben, wenn sie das von Junkeroffizieren befehligte Heer nicht sofort verließen und nach Hause zurückkehrten. Der Steuerverweigerungsbeschluß der Berliner Versammlung vom 15. November, dem auch die Abgeordneten Dittrich, Hausmann und Heisig zugestimmt hatten,<sup>38</sup> wurde von den Rustikalvereinen begrüßt und aktiv unterstützt.

Die erwartete Erhebung in der Provinz kam nicht zustande, da das aus Breslau erwartete Signal ausblieb. Das gegen den Willen der Berliner Versammlung vom König eingesetzte Ministerium Brandenburg agierte nicht nur mit staatlicher Gewalt gegen die Versammlung und die sie unterstützende Bewegung im Lande. Es kam der bürgerlichen Opposition entgegen, indem sie am 5. Dezember eine relativ liberale Verfassung oktroyierte. Um die Situation auf dem Lande in Schlesien zu entschärfen, wurde eigens für diese Provinz am 20. Dezember 1848 ein interimistisches Ablösungsgesetz erlassen, das den Bauern Schlesiens Möglichkeiten eröffnete, die für ganz Preußen erst mit einem Gesetz vom 2. März 1850 Geltung erlangten. Im Vergleich zu den im Vormärz gültigen Reformgesetzen bot es den Bauern günstigere Bedingungen, sich von Abgaben und Diensten für die Gutsherren loszukaufen. Die Loskaufsumme wurde statt wie bisher durch das 25-Fache nun durch das 18-Fache des Jahreswertes der Feudalrente bestimmt. Auch Kleinstellenbesitzer konnten jetzt

---

36 Volksblatt für die Grafschaft Glaz, Nr. 73, 11.11.1848.

37 Neue Rheinische Zeitung, Köln, Nr. 141, 12.11.1848.

38 Siehe Verhandlungen der konstituierenden Versammlung für Preußen 1848, Bd. 9, Leipzig 1849, S.256ff.

die Einleitung eines Ablösungsverfahrens beantragen. Entscheidend für das Urteil des Landvolkes über das neue Gesetz waren aber nicht die Verbesserungen gegenüber den früheren Reformgesetzen, sondern die Tatsache, daß es am Prinzip des Loskaufs festhielt und somit die wichtigste Forderung, die nach entschädigungsloser Beseitigung aller Feudallasten, nicht erfüllte.

Der veränderten Lage, die entstanden war, indem das Ministerium Brandenburg sich trotz der Proteste im Lande behaupten konnte, trug der Glatzer Rustikalverein Rechnung. In einer öffentlichen Stellungnahme vom 7. Dezember 1848 begrüßte er die oktroyierte Verfassung und forderte seine Mitglieder auf, die Steuerverweigerung zu beenden, stellte aber gleichzeitig fest, daß wir „in Bezug des schwer bedrückten bäuerlichen Grundbesitzes noch nicht auf dem Punkte“ sind, „wo unsere gerechten Wünsche und Hoffnungen zur Wirklichkeit geworden“.<sup>39</sup> Die übereilte Zustimmung zur oktroyierten Verfassung vom 5. Dezember 1848 korrigierte der Glatzer Rustikalverein, indem er im Januar in Aufrufen die Position der Demokraten einnahm und wie diese argumentierte: „Von wem gehen endlich alle die freisinnigen Bestimmungen der oktroyierten Verfassung aus? Von den Linken. Von wem aber rühren alle die Hintertüren der Verfassung her? Von den Ministern.“ Auf die Wahlen zu den in der Verfassung vom 5. Dezember 1848 vorgesehenen Kammern im Februar 1849 versuchte der Glatzer Rustikalverein Einfluß zu nehmen, indem er zum Beispiel alle Wahlmänner zu einer Sitzung des Vereins in Glatz am 23. Januar 1849 einlud.<sup>40</sup> Am 18. März 1849 versammelten sich die Mitglieder „der verschiedenen demokratischen Vereine von Glatz und Umgegend zu einer Volksversammlung in Neuland [...], wo Reden gehalten und der Berliner März kämpfer gedacht wurde“.<sup>41</sup> „Festhaltend an den Märzerrungenschaften des deutschen Volkes“ veröffentlichten unter dem Datum 8. Mai 1849 der Kreis-Rustikalverein in Glatz, der Volksverein in Glatz, der Arbeiterverein in Ullersdorf, der Rustikal- und Handwerkerverein in Reinerz und der Arbeiterverein in Eisersdorf gemeinsam eine Zustimmungserklärung zu der von einer Volksversammlung in Breslau am 29. April beschlossenen Proklamation für die Anerkennung der von der Frankfurter Nationalversammlung beschlossenen Reichsverfassung. Das Bekenntnis zur Reichsverfassung war ein öffentlicher Protest gegen die vom preußischen König Friedrich Wilhelm IV. am 27. April verfügte Auflösung der Zweiten Kammer in Berlin als Reaktion auf deren Zustimmung zur Frankfurter Reichsverfassung. Die genannten Vereine äußerten die Überzeugung, daß sie nicht nur für ihre Mitglieder, sondern für die große Mehrheit der Bewohner der Grafschaft Glatz sprächen.<sup>42</sup> Der Rustikalverein des Kreises Habelschwerdt „hat eine Adresse wegen Anerkennung der deutschen Verfassung, Vereidung des Heeres darauf und gegen Änderung des Wahlgesetzes mit 1001 Unterschriften bedeckt an den König und an das deutsche Parlament abgesandt“.<sup>43</sup>

---

39 Volksblatt für die Grafschaft Glaz, Nr. 81, 8.12.1848.

40 Siehe Volksblatt für die Grafschaft Glaz, Nr. 7, 23.1.1849.

41 Volksblatt für die Grafschaft Glaz, Nr. 26, 31.3.1849.

42 Siehe Volksblatt für die Grafschaft Glaz, Nr. 37, 8.5.1849.

43 Volksblatt für die Grafschaft Glaz, Nr. 41, 22.5.1849.

Die Teilnahme an und die Stellungnahme im politischen Tagesgeschehen im Sinne demokratischer Zielstellungen war ein wesentlicher Bestandteil des öffentlichen Wirkens der Rustikalvereine. Hauptfeld ihrer Tätigkeit war und blieb indes zu jeder Zeit die Vertretung spezifischer Interessen des Landvolkes, insbesondere der Bauern. Wie erwähnt hatte der Glatzer Rustikalverein im Dezember 1848 angesichts der entstandenen Kräftekonstellation dazu aufgerufen, die Steuerverweigerungskampagne abzubrechen. An der Forderung nach entschädigungsloser Beseitigung der Feudallasten aber hielt er fest. Sie bildete den Kernpunkt einer Auflistung der bäuerlichen Wünsche, die der Glatzer Rustikalverein in einer 20 Seiten starken Broschüre unter dem Titel „Der Grundbesitz muß frei werden! Zur Beseitigung der Feudallasten und zum Ordnen verschiedener anderer ländlicher und gutsherrlicher Verhältnisse“ veröffentlichte. „In wenigen Tagen“, so die Ankündigung einer zweiten Auflage, „war die erste ziemlich starke Auflage vergriffen; dies der sprechende Beleg für die Trefflichkeit der Broschüre, die jeder Rustikalist sich anschaffen sollte!“<sup>44</sup>

*Nachdrucke aus der „Neuen Rheinischen Zeitung“*

Große Resonanz fand wie in ganz Schlesien so auch in der Grafschaft Glatz eine Artikelserie, die der aus dem Dorfe Tarnau im Kreis Schweidnitz stammende Kleinbauernsohn Wilhelm Wolff unter dem Titel „Die schlesische Milliarde“ vom 17. März bis zum 25. April 1849 in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ veröffentlichte.<sup>45</sup> Wolff, in den dreißiger Jahren Breslauer Burschenschafter und gemeinsam mit Fritz Reuter Festungsgefangener auf Silberberg, war von Juni 1848 bis Mai 1849 einer der Redakteure der „Neuen Rheinischen Zeitung“. Mit den Agrarverhältnissen in seiner Heimatprovinz bestens vertraut, machte er den auf Entschädigungen für den Wegfall von bäuerlichen Feudalleistungen bestehenden Gutsherren eine Gegenrechnung auf. Er forderte in seinen Artikeln nicht nur die unentgeltliche Aufhebung der Abgaben und Dienste, sondern verlangte Rückzahlungen der Gutsherren an die Bauern. „Was das schlesische Landvolk mit allem Recht zu fordern hat, das ist: Rückgabe des ritterschaftlichen Raubes, insoweit er durch ‚Rezesse‘ legalisiert worden ist, Rückgabe aller an die Gutsherren seit 1810 entrichteten Zinsen und Naturalleistungen, die im Zunftzwang ihren Ursprung hatten, unentgeltliche Aufhebung sämtlicher Feudallasten und vollständige Entschädigung für die zirka 300 Millionen Taler, um welche der schlesische Landmann bloß in den letzten dreißig Jahren von seiner gottbegnadeten Raubritterschaft direkt geprellt worden ist.“<sup>46</sup> Wolffs Artikel wurden in Schlesien als Flugblätter verbreitet und von mehreren Zeitungen nachgedruckt, unter anderen auch vom Organ des Rustikalvereins in Schlesien, der „Schlesischen Dorfzeitung“.

---

44 Volksblatt für die Grafschaft Glaz, Nr. 7, 23.1.1849.

45 Siehe Walter Schmidt: Wilhelm Wolff. Kampfgefährte und Freund von Marx und Engels 1846-1864, Berlin 1979.

46 Wilhelm Wolff: Aus Schlesien, Preußen und dem Reich. Ausgewählte Schriften, hrsg. von Walter Schmidt, Berlin 1985, S.261.

Auch das „Volksblatt für die Grafschaft Glaz“ publizierte Auszüge aus Wolffs Serie.<sup>47</sup> Damit erreichte die Entwicklung dieses zweimal wöchentlich „in Glatz erscheinenden Schmutzblattes“ – so der umtriebige Besitzer der Herrschaft Hausdorf bei Neurode Ludwig Graf Pfeil in einem Schreiben an den Innenminister Manteuffel im Juni 1850 – zu einer demokratische Positionen vertretenden regionalen Provinzzeitung einen Höhepunkt. Laut Impressum redigiert von Louis Prager und verlegt von D. Prager in Glatz, vertrat das seit 1840 erscheinende Blatt in den ersten Wochen der Revolution eine politisch eher gemäßigte Tendenz. Berichtet wurde zumeist im Sinne einer in Glatz zunächst dominierenden monarchisch-konstitutionellen Richtung. Aber auch von liberalen Vorstellungen zeugende Beiträge fanden Aufnahme. Der Übergang zu demokratischen Positionen begann sich mit einem Leitartikel in der Ausgabe vom 8. Juli 1848 anzudeuten, in dem mit historischen Argumenten gegen das Festhalten an den Rechten der Gutsbesitzer polemisiert wurde. Sich nach links hin abgrenzend wandte sich das Blatt am 16. September 1848, ausgehend vom Juniaufstand in Paris, unter dem Titel „Das Unheil der Theorie“ gegen die Repräsentanten des französischen Sozialismus und Kommunismus. Am 30. September 1848 wurde in einem längeren Beitrag unter der Überschrift „Rustikales“ ohne Wenn und Aber die entschädigungslose Beseitigung der Feudallasten gefordert.

Damit war der Übergang der Redaktion auf demokratische Positionen vollzogen. Die Ausgabe vom 17. Oktober 1848 erschien mit Ferdinand Freiligraths „Die Toten an die Lebenden“ auf der Titelseite. In den folgenden Wochen wurden wiederholt Beiträge aus der „Neuen Rheinischen Zeitung“ übernommen, so in den Ausgaben vom 7. November und 23. Dezember 1848 und vom 2. Januar 1849. Aus Wolffs Artikelserie wurden im April 1849 dessen Ausführungen zur Klassensteuer, zum sogenannten historischen Recht der Gutsherren sowie zu deren Befreiung von der Grundsteuer nachgedruckt. Von hintergründigem Schalk und Witz zeugt der Begleittext, den der Redakteur dem Nachdruck beisteuerte. Es sei für ein Blatt, welches in den alten Provinzen erscheint, ein gefährliches Unternehmen, die öffentlichen Verhältnisse im Stile der freisinnigen rheinischen Tagespresse zu besprechen. Es könnten ja leicht neuen oktroyierten Gesetzen rückwirkende Kraft beigelegt und geäußerte Bedenken gegen Vorrechte Weniger strafrechtlich verfolgt werden. „Wären nicht solche Besorgnisse zu hegen, so könnten die höchst interessanten Aufsätze der Neuen Rheinischen Zeitung über schlesische Rustikalzustände wörtlich abgedruckt werden. Wie aber die Sachen stehen, müssen sich unsere lieben Leser damit begnügen, daß wir ihnen eben dasselbe in einer mildereren, für unsere gedrückte Lage passenderen Form geben.“ „Die Bevorzugten aber mit ‚ihren wohl erworbenen Rechten‘ nennen wir nicht wie die Rheinische ‚Raubritter, Krautjunker, gottbegnadete Sippschaft‘, sondern bezeichnen sie mit einem Titel, auf den sie (Gott weiß es, warum) schon seit Jahrhunderten hören und gern noch Jahrhunderte hören möchten, mit ‚gnädige Herren‘.“<sup>48</sup>

47 Siehe Volksblatt für die Grafschaft Glaz, Nr. 29, 10.4.1849; Nr. 30, 14.4.1849; Nr. 31, 17.4.1849.

48 Volksblatt für die Grafschaft Glaz, Nr. 29, 10.4.1849.

„Jenes kühne Blatt“ habe bedauert, daß Napoleon im Tilsiter Frieden nicht mit einem Federstrich die Privilegien der „gnädigen Herren“ aufgehoben und Preußen wie die Rheinprovinzen behandelt habe. „Wir treten dieser Ansicht nicht bei und gestehen nur zu, daß die vortreffliche Gerichts- und Kommunalverfassung und die daraus hervorgegangene höhere politische Entwicklung der Rheinländer und die glücklicheren Verhältnisse des dortigen Landmannes gegenüber den ‚wohlerworbenen Rechten‘ unserer ‚gnädigen Herren‘, unsern Laudemien, Grundzinsen, Diensten, Ablösungen, Spezial- und Generalkommissionen und wie die Kalamitäten sonst heißen mögen, sich allerdings größtenteils aus jener napoleonischen Zeit herschreiben.“<sup>49</sup>

### *Widerstand gegen die Wiederaufbürdung der alten Lasten*

Die Entschlossenheit, mit der viele Dorfbewohner an ihrer im Jahre 1848 ja schon realisierten Forderung nach entschädigungsloser Beseitigung der Feudallasten festhielten, einerseits und das Beharren von Gutsherrn und Behörden auf den hergebrachten Rechten beziehungsweise den für ihre Ablösung vorgesehenen Loskaufbedingungen andererseits führten in einigen Dörfern der Grafschaft zu gewaltsamen Zusammenstößen. Bislang war von den meisten Gutsbesitzern die Verweigerung der Abgaben und Dienste durch die Bauern hingenommen und auf die gewaltsame Erzwingung dieser Leistungen verzichtet worden, weil sie, wie Oberpräsident Pinder im Oktober 1848 nach Berlin berichtete, „die Besorgnis hegen, durch dergleichen Schritte und die damit verknüpften Aufreizungen der Gutseinsassen überwiegenden Gefahren für Leben und das noch bewahrte Eigentum ausgesetzt zu sein“.<sup>50</sup> Ab Frühsommer 1849 glaubten die Behördenvertreter, die über ein Jahr geübten Rücksichten fallen lassen und die renitenten Dorfbewohner mit Zwangsmitteln zur alten Rason bringen zu können. Am 4. Juni 1849 marschierten 66 Soldaten aus Glatz nach der Gemeinde Niederschwedeldorf, um die Bewohner zur Leistung verweigerter Feudalverpflichtungen zu veranlassen. Es kam zu tätlichen Auseinandersetzungen. Das Militär gebrauchte Gewehrkolben und Bajonette. Sieben Dorfbewohner wurden schwer verwundet.<sup>51</sup>

Zur größten und eindrucksvollsten Widerstandsaktion der Grafschafter Dorfbewohner gegen die Wiederaufbürdung der alten Lasten kam es Ende Juni 1849 in Hausdorf.<sup>52</sup> Auf Betreiben des Besitzers der Herrschaft Graf Pfeil rückten am 23. Juni zwei Kompanien Infanterie in Stärke von 500 Mann in Hausdorf ein, um die

---

49 Ebenda.

50 GStAPK, Rep. 77, Tit. 507, Nr. 1, Bd. 1, Bl. 109.

51 Siehe *Der Hausfreund im Glazter Gebirge*, Nr. 24, 10.6.1849. Militär war auch schon gegen die Arbeiter der Baumwollspinnerei und -weberei in Eisersdorf bei Glatz eingesetzt worden, nachdem diese den verhaßten Direktor nach der Entlassung eines Arbeiters mißhandelt und aus der Fabrik vertrieben hatten. Siehe *Volksblatt für die Grafschaft Glaz*, Nr. 4, 12.1.1849, Nr. 5, 16.1.1849, Nr. 19, 6.3.1849.

52 Schilderungen der Ereignisse bieten die Berichte des Landrats des Kreises Glatz, eines Freiherrn von Zedlitz, sowie mehrere Berichte und Stellungnahmen in der Presse (siehe GStAPK, Rep. 77, Tit. 507, Nr. 2, Bd. 5, S.129-137; *Der Hausfreund im Glazter Gebirge*, Nr. 27, 1.7.1849, Nr. 28, 8.7.1849; *Volksblatt für die Grafschaft Glaz*, Nr. 59, 23.7.1849; *Oberschlesischer Bürgerfreund*, Nr. 52, 30.6.1849).

gegen 54 Zinsverweigerer beantragte Exekution zu unterstützen. Der Gutsherr hatte sie als die angeblich Wohlhabendsten aus etwa 320 Zinsverweigerern ausgewählt. Die Summe der Zinsrückstände betrug etwa 2000 Reichstaler. Die Stärke des militärischen Aufgebots spricht dafür, daß die Behörden mit starkem Widerstand rechneten und entschlossen waren, diesen um jeden Preis zu brechen. Am 23. Juni, einem Sonnabend, ging trotz eines großen Volksauflaufs die Exekution ohne größere Zwischenfälle vorstatten. Graf Pfeil war allerdings, wenn er sich blicken ließ, „den Vorwürfen und in gewisser Beziehung derbsten Schimpfreden der Menge ausgesetzt“, und der Landrat vermerkte, daß „sogar aus einem Verstecke mit kleinen Steinen nach mir geworfen wurde“.<sup>53</sup> Am folgenden Montag, als die Prozedur fortgesetzt wurde, kam es zu schweren Zusammenstößen. Der Sonntag war genutzt worden, um – früheren Festlegungen und Absprachen in den Rustikalvereinen zu gegenseitigem Beistand entsprechend – Hilfszüge zum Widerstand gegen die Exekution anzufordern. „Solche Zuzüge fanden Montag, den 25. h. früh, besonders von dem ganz nahen Falkenberg, Biehals, Mittelsteine pp. statt. Von dem kommandierenden Offizier wurde die Freigebung des abgepfändeten Viehs verlangt, und als er sie verweigern mußte, der Versuch gemacht, dieselbe zu erzwingen.“<sup>54</sup> Mehrere Tausend Dorfbewohner bedrängten auf dem Platz vor dem Schloß das Militär, das zunächst mit Kolbenhieben reagierte. Als Steine geworfen wurden, erteilte der kommandierende Offizier den Befehl zu schießen. Ein aus Kunzendorf stammender Mann namens Olbrich, Veteran der Feldzüge 1813-1815 und Vater von acht Kindern, wurde tödlich getroffen, zahlreiche Personen wurden verletzt. In einem Bericht ist von acht Todesopfern die Rede. Derart über die Aussichtslosigkeit ihres Vorhabens belehrt, zerstreute sich die Menge. Wut und Zorn der in ihre Dörfer Heimkehrenden entlud sich in Steinwürfen gegen das Wohnhaus des Gutsbesitzers in Kunzendorf. Der Gutsbesitzer in Zaughals wurde vom Pferde gerissen und mißhandelt. Zum Schutz des Grafen Pfeil blieb ein Militärkommando von 100 Mann in Hausdorf zurück. Als besonders ahndungswürdig erschien dem Landrat der Tatbestand, daß der Beistandsversuch für die Hausdorfer von den Schulzen mehrerer Nachbardörfer förmlich organisiert worden war. „Die Zuzugsaufforderung ist von einzelnen Schulzen, namentlich soweit dies bis jetzt feststeht, von denen in Eulenburg und Zaughals, amtlich den Ortseinwohnern verkündigt und der Zuzug als eine gemeinschaftliche Angelegenheit aller Dorfbewohner förmlich von ihnen angeordnet und geleitet worden.“<sup>55</sup> Der Landrat forderte die sofortige Suspendierung der Schulzen der genannten Dörfer und aller weiterer Gemeinden, bei denen die laufenden Untersuchungen zu dem gleichen Ergebnis führen sollten. Am 13. Juli 1849 erfolgte eine Exekution wegen 170 Talern verweigerter Abgaben an die Herrschaft in Schönau bei Landeck.<sup>56</sup> Die Anwesenheit einer Kompanie Infanterie aus Glatz garantierte den erfolgreichen Vollzug, nachdem ein erster Versuch mit nur

---

53 GStAPK, Rep. 77, Tit.507, Nr. 2, Bd. 5, Bl. 129.

54 Ebenda, Bl.133.

55 Ebenda, Bl.136

56 Siehe Oberschlesischer Bürgerfreund, Nr. 57, 18.7.1849. Wegen Abgabenverweigerung genannt werden auch die Gemeinden Voigtsdorf und Leuthen bei Landeck.

drei Gendarmen am 29. März am Widerstand der Dorfbewohner gescheitert war. Ein für den 14. Juli vorgesehener Einsatz derselben Kompanie gegen Abgabenverweigerer in Konradswalde erübrigte sich, weil hier dieses Mal schon die Androhung militärischer Gewalt zum Ziel führte.

Der entschlossene und rücksichtslose Einsatz militärischer Gewalt in einigen Dörfern hatte die gewünschte Wirkung. Dem Landvolk wurde demonstriert, daß sich seine Vorstellungen und Wünsche bezüglich der Lösung der Agrarfrage nicht durchsetzen ließen. Nur ein weiterer Fall militärischer Gewaltdemonstration gegen zahlungsunwillige Dorfbewohner der Grafschaft Glatz ist noch in den Akten des preußischen Innenministeriums überliefert. Ein Exekutionskommando von 50 Mann Infanterie und 50 Mann Kavallerie wurde am 31. August 1851 nach Gellenau im Kreis Glatz geschickt, weil die Einwohner dieser Gemeinde die Zahlung der seit dem 1. April fälligen Ablösungsrente verweigerten. „Das Beispiel der Gemeinde Gellenau hat einen entschieden ungünstigen Einfluß auf die ganze Grafschaft. Es ist dringend notwendig, daß hier schleunig und mit aller Energie eingeschritten wird“, meinte Direktor Elwanger von der Rentenbank in Breslau in seinem Schreiben an den Oberpräsidenten von Schleinitz, in dem er seine Bitte um militärische Assistenz bei der Exekution begründete.<sup>57</sup> Von den Bauern der Gemeinde, die zu Rentenzahlungen wegen Ablösung ihrer Leistungen an die einem Hans von Mutius gehörende Gutsherrschaft verpflichtet worden waren, wurde die Meinung vertreten: „Der Herr hat seine Forderungen an uns verkauft, weil sie nicht recht begründet sind; gar nichts brauchen wir zu zahlen!“<sup>58</sup> Am 2. September 1851, nachdem der Widerstand der Zahlungsverweigerer gebrochen war, wurde das Militär wieder abgezogen.

Das Landvolk in der Grafschaft Glatz hatte in der Revolution 1848/49 seine Verpflichtung zu Abgaben und Dienstleistungen an die Gutsherren aufgekündigt. In diesem Bestreben wurde es unterstützt und bestärkt von Repräsentanten der demokratischen Bewegung. Die Niederlage der Revolution, der Sieg der Konterrevolution machte die Chancen für die Realisierung einer demokratischen Lösung der Agrarfrage zunichte. Ohne positive Ergebnisse für die Dorfbevölkerung war die Revolution trotzdem nicht. Das Agieren des Landvolkes in der Revolution hatte Gutsherren und Regierung die Einsicht vermittelt, daß die hergebrachten Verhältnisse auf dem Lande nicht länger aufrechtzuerhalten waren. Die Reformgesetze vom 20. Dezember 1848 beziehungsweise 2. März 1850 hielten zwar am Prinzip der Entschädigung der Gutsherren fest, verbesserten aber die Loskaufbedingungen für die Bauern und ermöglichten allen Stellenbesitzern die Befreiung von Abgaben und Diensten an die Herrschaften. Zur Vermittlung der Entschädigungszahlungen an die Gutsherren wurden Rentenbanken geschaffen. Die Frist für die Zahlung der Tilgungsraten plus Zinsen durch die Bauern betrug bis zu 56 Jahre.

---

57 GStAPK, Rep. 77, Tit 507, Nr. 2, Bd. 5, Bl. 248.

58 Mader, Geschichtliche Nachrichten über das Rittergut Gellenau, S.298.

# Landarbeiter in Mecklenburg im 19. Jahrhundert

René Wiese

Die ländliche Sozialstruktur der beiden mecklenburgischen Staaten kennzeichnete im 19. Jahrhundert ein hoher Differenzierungsgrad. Hauswirte, Erbpächter, Büdner, Häusler, Einlieger, traditionelles Gesinde, Guts- und Hoflandarbeiter belegen eine vielgestaltige Agrargesellschaft am Beginn der Moderne.

Und so wenig sinnvoll es ist, von „dem“ Mecklenburg als unverändert rückständiger Region zu sprechen<sup>1</sup>, so wenig ist es angeraten, „den“ mecklenburgischen Landarbeiter zu suchen. Aufgrund der bis 1918 existierenden vormodernen Staatsstruktur waren die regionalen Unterschiede im Ganzen recht groß. Die folgende Studie will auf Differenzen innerhalb der mecklenburgischen Landarbeiterschaft aufmerksam machen und mit einem Vergleich von vertraglich gebundenen Landarbeitern auf den Gütern bzw. Pachthöfen mit vertraglich ungebundenen Einliegern bzw. Häuslern neue, der sozialstrukturellen Komplexität entsprechende Befunde liefern.<sup>2</sup>

## *Mecklenburg im 19. Jahrhundert*

Produktionstechnische Innovationen auf der einen und eine vormoderne Staats- und Verwaltungsorganisation auf der anderen Seite bestimmten die Entwicklung der mecklenburgischen Landwirtschaft im 19. Jahrhundert. Die ab Mitte des 18. Jahrhunderts zwingende landwirtschaftliche Modernisierung läßt sich deshalb für Mecklenburg nicht als ein geradlinig verlaufender Modernisierungsprozeß verstehen. Die Beseitigung von feudalrechtlichen und ökonomischen Bindungen der ländlichen Gesellschaft ist nur als ein Prozeß von Modernisierung und zugleich Beharrung zu begreifen.<sup>3</sup> Dies fand seinen Niederschlag nicht zuletzt in den Lebensverhältnissen der Landarbeiter im ständestaatlichen Mecklenburg.

Nach der Teilung Mecklenburgs im Hamburger Vergleich von 1701 in die Herzogtümer (ab 1815 Großherzogtümer) Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz existierten bis 1934 zwei unabhängige, bis 1918 nur in ständischer Union verbundene Staaten, die eine zu großen Teilen eigenständige Politik verfolgten. Die des viel kleineren Strelitzer Landesteils war stets von der Angst

---

1 Siehe Helga Schultze: Mecklenburg, Ostmitteleuropa und das Problem der Rückständigkeit, in: Ernst Münch, Ralph Schartkowsky (Hrsg.): Festschrift für Gerhard Heitz zum 75. Geburtstag, Rostock 2000, S.21-52.

2 Siehe auch Thomas Rudert: Struktur - Begriff - Dörflicher Alltag. Überlegungen zu einer komplexen Sicht auf die Geschichte der ländlichen Gesellschaft im Mecklenburg des 18. Jahrhunderts, in: Ilona Buchsteiner u.a. (Hrsg.): Mecklenburg und seine ostelbischen Nachbarn, Schwerin 1997, S.64-105, hier S.89.

3 Siehe Ilona Buchsteiner: Modernisierung und Beharrung in der ländlichen Gesellschaft Mecklenburgs, in: Buchsteiner, Mecklenburg, S.21-31.

geprägt, zugunsten des Schweriner Landesteils Nachteile hinnehmen zu müssen oder sogar die Selbständigkeit zu verlieren. Daher wiesen auch die ländlichen Siedlungsstrukturen des Strelitzer Domaniums Eigenheiten auf. Während im Schweriner Landesteil in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts neben Hauswirten bzw. Erbpächtern nur Büdner existierten, weist der Staatskalender des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz von 1836 eine Vielzahl von unterschiedlichen Besitzformen unterhalb der bäuerlichen Betriebsgröße aus: Colonisten, Kossaten, Hauseigentümer mit und ohne Pachtacker, Eigentümer und Häuschenleute.<sup>4</sup>

Das Land Ratzeburg, eine Strelitzer Exklave an der Lübecker Bucht, wich nicht nur von den Schweriner Verhältnissen ab, sondern entwickelte aufgrund spätmittelalterlicher Sonderbedingungen eine für Mecklenburg ungewöhnliche Agrarstruktur: bäuerliches Grundeigentum mit entsprechendem Selbstbewußtsein der Ratzeburger Bauern.<sup>5</sup> Bis in die 1820er Jahre waren fast alle anderen mecklenburgischen Bauern nur Zeitpachtbauern ohne Eigentumsrechte an ihren Hufen. Selbst ihre flächendeckende Vererpachtung ab 1867 reservierte dem Landesherrn immer noch ein Obereigentum.

Unabhängig von der dynastisch bedingten Teilung des Landes unterlagen beide mecklenburgische Staaten einer im feudal-ständischen Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von 1755 fixierten und bis 1918 gültigen vormodernen Trennung ihres Territoriums in Ritterschaft, Domanium und Landschaft mit jeweils eigenen Rechten und Privilegien.<sup>6</sup> Die komplizierte Ausbalancierung landesherrlicher, adliger und städtischer Interessen zog auch eine ganz eigene Ausprägung der Agrarverhältnisse und Sozialordnungen innerhalb der beiden mecklenburgischen Staaten nach sich. Die über das ganze Land zerstreuten Exklaven ritterschaftlicher Patrimonialgewalt sind zwar geographisch nicht en bloc zu fassen, gaben beiden mecklenburgischen Staaten aber die eigentlich bestimmende Struktur: Die Dominanz ritterschaftlichen Großgrundbesitzes auf den guten Getreideböden des Osten und das Vorherrschen von Domanialbesitz auf den leichten Sandböden im Westen und Südwesten. Während das ritterschaftliche Territorium dem Einfluß des Landesherrn nahezu vollständig entzogen war, herrschte der Großherzog mit seiner Bürokratie über das Domanium uneingeschränkt.

Um „den“ mecklenburgischen Landarbeiter im 19. Jahrhundert zu kennzeichnen, müssen die durch die ständische Landesverfassung unterschiedlich privilegierten Territorien mit ihren entsprechenden Landarbeiterverhältnissen voneinander unterschieden werden. Gerade die einseitige Wahrnehmung Mecklenburgs als Land des Großgrundbesitzes bedarf in diesem Zusammenhang zumindest der Ergänzung: Die Siedlungs- und Sozialstruktur des Domaniums waren bäuerlich dominiert. Sie in dieser Hinsicht exakter zu erfassen, bedeutet, den Lebens- und Arbeitsbedingungen

---

<sup>4</sup> Siehe Staatskalender des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz auf das Jahr 1837.

<sup>5</sup> Siehe Reno Stutz: Gedanken zur sozio-ökonomischen Stellung der Ratzeburger Bauern, in: Buchsteiner, Mecklenburg, S.55-62.

<sup>6</sup> Siehe Kersten Krüger: Der Landes-Grund-Gesetzliche-Erbvergleich von 1755. Mecklenburg zwischen Monarchie und Adelsrepublik, in: Michael Busch, Jörg Hillmann (Hrsg.): Adel-Geistlichkeit-Militär. Festschrift für Eckhardt Pötz zum 60. Geburtstag, Bochum 1999, S.91-108.

eines Großteils der mecklenburgischen Landbevölkerung im 19. Jahrhundert gerecht zu werden, ohne den wesentlichen Einfluß des Großgrundbesitzes auf die Entwicklung des Landes zu unterschätzen. Wenn wir von mecklenburgischen Landarbeitern im 19. Jahrhundert sprechen, müssen wir uns deshalb bewußt sein, daß damit (1) Gutslandarbeiter, (2) Landarbeiter auf den Domanielpachthöfen, (3) Einlieger in den Domanialdörfern oder (4) in städtischen von postfeudalen Tendenzen gekennzeichneten Landstädten wohnende Landarbeiter gemeint sein können. Auf letzte kann aufgrund der unzulänglichen Forschungssituation in diesem Zusammenhang leider nicht weiter eingegangen werden.<sup>7</sup>

### *Gutslandarbeiter in Mecklenburg*

Bezeichnenderweise werden in Mecklenburg die Lebensverhältnisse der Landarbeiter auf den Gütern meistens synonym für alle Landarbeiterverhältnisse verwendet, was für eine erhebliche Verengung des Blickwinkels spricht. Ohne soziale Mißstände zu verharmlosen, müssen die Existenzbedingungen der mecklenburgischen Landarbeiter vor allem aus der Klassenkampfsemantik der DDR-Geschichtsschreibung befreit werden. Von den Landarbeitern nur in Verbindung mit den „größten Verbrechen an den Werktätigen Mecklenburgs“<sup>8</sup> zu sprechen und Gutsherren als „Bestien in Menschengestalt“<sup>9</sup> darzustellen, ist wissenschaftlich unseriös. Und Differenzierung erfordert diese Thematik nicht weniger als andere, wenn neu an sie herangegangen werden soll.<sup>10</sup> In diesem Zusammenhang gilt es, historisch-anthropologische Impulse der neueren Gutsherrschaftsforschung auch für die ländliche Gesellschaft Mecklenburgs im 19. Jahrhundert aufzunehmen.<sup>11</sup>

Wie für den Prozeß der Modernisierung überhaupt,<sup>12</sup> so sind auch für die Lage der mecklenburgischen Gutsarbeiter im 19. Jahrhundert sehr unterschiedliche Lebensbedingungen kennzeichnend. Einerseits waren sie (schon) Lohnarbeiter in den sich vor allem nach 1850 mehr und mehr kapitalisierenden und technisierenden

7 Bislang nur Gerhard Heitz: Das agrarische Umfeld mecklenburgischer Kleinstädte, in: Buchsteiner, Mecklenburg, S.134-150; ders.: Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Grundlagen mecklenburgischer Landstädte im 19. Jahrhundert, in: Mecklenburgische Jahrbücher (MJB) 1997, H. 112, S.123-150, hier S.139-144.

8 Siegfried Stein: Der Kampf der demokratischen Kräfte unter Führung der KPD um die Durchführung der demokratischen Bodenreform in Mecklenburg (Mai 1945 bis Dezember 1945), Diss. phil. Berlin 1961, S.43.

9 Rolf Hube: Auswirkungen des sich in Deutschland entwickelnden staatsmonopolistischen Kapitalismus auf den mecklenburgischen Großgrundbesitz zwischen 1918 und 1945. Dargestellt an Beispielen aus den Kreisen Güstrow und Malchin, Diss. phil. Rostock 1970, S.193f.

10 Siehe Mario Niemann: Zur sozialen Lage mecklenburgischer Landarbeiter in der Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus, in: Ilona Buchsteiner (Hrsg.): Rostocker Landes- und agrargeschichtliche Forschungen nach 1990, Rostock 2001, S.97-130, hier S.130.

11 Siehe Jan Peters: Gutsherrschaftsgeschichte in historisch-anthropologischer Perspektive, in: Jan Peters (Hrsg.): Gutsherrschaft als soziales Modell, München 1995, S.3-21, hier S.21; Axel Lubinski: Landwirtschaft und ländliche Gesellschaft in Mecklenburg-Strelitz im 18. und 19. Jahrhundert, in: Mecklenburg-Strelitz. Beiträge zur Geschichte einer Region, hrsg. vom Landkreis Mecklenburg-Strelitz, Neustrelitz 2001, S.320-340.

12 Siehe Peter A. Berger: Individualisierung und soziale Mobilität, in: Heiner Hastedt u.a. (Hrsg.): Orientierung, Gesellschaft, Erinnerung, Rostock 1997, S.27-45.

Agrarunternehmen der Großgrundbesitzer, andererseits aber (immer noch) Untertanen einer vormodern patriarchalisch organisierten Gutsherrschaft.

Mit der Schaffung eines freien Arbeitskräfteamarktes durch die Aufhebung der Leibeigenschaft in Mecklenburg 1819-21 waren die Bedingungen für eine Produktion landwirtschaftlicher Güter unter Marktbedingungen geschaffen worden.<sup>13</sup> Die Gutsbesitzer konnten ihre Arbeitskräfte nun nicht mehr feudalrechtlich, sondern mußten sie vertraglich an ihre Betriebe binden. Wurde einer Landarbeiterfamilie das Heimatrecht auf einem Gut eingeräumt, so besaß sie durch die vertraglich geregelten Versorgungspflichten der Gutsherrschaft - verglichen mit den sogenannten freien Landarbeitern - relativ sichere Arbeits- und Lebensbedingungen. Seit 1848 überwachten in der Regel landesherrliche Kommissare die Arbeitsverträge (Regulative) zwischen Gutsherr und Landarbeiterfamilien, um auf eine Normierung der Arbeitsverhältnisse hinzuwirken und Willkür zunehmend auszuschließen. Gerade die bis ins 20. Jahrhundert gängige Kombination von Deputat- und Geldlohn sowie die Ermöglichung einer kleinen eigenen Wirtschaft erwies sich nicht nur in agrarkonjunkturellen Krisenzeiten als vorteilhaft für die Landarbeiterfamilien.

Allerdings räumten die an die Güter gekoppelten umfangreichen, vor allem vom mecklenburgischen Adel bis 1918 zäh verteidigten Rechte und Privilegien den Gutsbesitzern in der konkreten Ausgestaltung ihrer Herrschaft einen großen, man wird sagen müssen: einen viel zu großen Spielraum ein. Angesichts dieses im Laufe des 19. Jahrhunderts immer augenfälliger werdenden strukturellen Defizits spielte die persönliche Verantwortung der Gutsherren im Umgang mit ihren Gutsarbeitern weiterhin eine bedeutende Rolle. Diese Verantwortung im Interesse ihrer Landarbeiter wahrzunehmen, überforderte nicht wenige Gutsbesitzer.

Während der Versuch von Gutsbesitzern wie Johann Heinrich von Thünen auf Tellow (1783-1850), theoretisch und praktisch einer markt- und gewinnorientierten Agrarwirtschaft den Grund zu legen und gleichzeitig den sozialen Belangen der Landarbeiter gerecht zu werden, Respekt abnötigt,<sup>14</sup> empört die Behandlung vieler Arbeiter auf anderen Gütern. Max Weber hielt gerade einen Zug tiefer Menschenverachtung für ein Charakteristikum patriarchalisch sozialisierter Eliten.<sup>15</sup> Vor allem auf diese Zustände sind die gewalttätigen Ausschreitungen während der 1848er Revolution auf einigen mecklenburgischen Gütern zurückzuführen. Landarbeiteraufstände waren Ausdruck drückender Arbeits- und Lebensbedingungen auf einigen Gütern, weniger Zeichen eines revolutionären Bewußtseins der Landarbeiter.

---

13 Siehe Axel Lubinski: Zu den Sozialverhältnissen der Landarbeiter in Mecklenburg-Strelitz im 19. Jahrhundert, in: MJB 1998, H. 113, S.269-281.

14 Siehe Ilona Buchsteiner: Thünen in seiner Zeit, in: Johann Heinrich von Thünen. Thünensches Gedankengut in Theorie und Praxis (Berichte über Landwirtschaft. Zeitschrift für Agrarpolitik und Landwirtschaft 215), Münster-Hiltrup 2002, S.9-22.

15 Siehe Max Weber: Die Verhältnisse der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland, Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1892, Vaduz 1989, S.804.

Den Umgang der mecklenburgischen Gutsbesitzer mit ihren Landarbeiterfamilien umfaßte im 19. Jahrhundert eine breite Palette sozialen Verhaltens, von Verantwortung und wohlwollender Fürsorge bis zu menschlichem Versagen und rücksichtsloser Schinderei. Darauf nimmt auch die mecklenburgische Volksüberlieferung Bezug, die von schikanösen Gutsherren zu berichten weiß, welche durch ihre Tagelöhner zu Tode kamen.<sup>16</sup>

Vor allem die seit dem 18. Jahrhundert zunehmende Besitzerfluktuation auf den Gütern löste die Bindungen zwischen Gutsherrn und Landarbeiterfamilien. Unter wechselnden Marktbedingungen weitete sich der in Mecklenburg keiner Beschränkung unterliegende Güterhandel aus. Oft wurde spekuliert, um das Gut mit möglichst hohem Gewinn weiterzuverkaufen oder innerhalb einer bestimmten Zeit Kapital zu amortisieren. Das bestimmte dann das Betriebsklima auf den Gütern. In einem marktorientierten Wirtschaftssystem sind solche Strategien zwar gängige Praxis und nicht per se zu kritisieren, nur erwarb man in Mecklenburg mit einem Gut mehr als nur einen Agrarbetrieb. Durch die an das Gut gebundene Patronats-, Polizei- und Gerichtsgewalt vermengten sich ökonomische und obrigkeitliche Aspekte des Großgrundbesitzes in Mecklenburg auf sehr problematische Weise miteinander. Gravierende soziale Probleme einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung wurden hier zwar abgeschwächt, aber nur um den Preis zunehmender politischer Rückständigkeit. Die Verfechter eines spezifisch mecklenburgischen Patriarchalismus argumentierten bei der Verteidigung dieser Rückständigkeit gerade mit den schlechteren Sozialverhältnissen in der Industrie: „Es erfreut sich in Mecklenburg der geringe Mann auf dem Lande fast einer Abgabefreiheit, und das Kind des Tagelöhners kann bis zu seiner geistigen Entwicklung in der Confirmation bei seinen Eltern unter häuslichen Geschäften gedeihen, wird nicht sogleich in frühester Jugend den Fabriken zugewiesen [...], die Mehrzahl der Einwohner ist bei einer gewissen durch die Landesgewohnheit erhaltenen, und von den Armengesetzen gekräftigten Selbstständigkeit, in Wohnung und allem, was zu einer gesunden Ernährung und Bekleidung gehört, vollständig gesichert. Die Wirtschaft eines mecklenburgischen ländlichen Tagelöhners mit seiner Benutzung von Grundstücken, seinem Naturalantheil an der Ernte des Gutes durch Ausdrusch, seiner Viehhaltung, ähnelt noch immer dem Bauerstande weit mehr als der blos anderswo allgemein zunehmende Stand der Arbeiter um Geld.“<sup>17</sup>

Nicht nur für die adligen Gutsbesitzer gehörte es zum Selbstverständnis, im Umgang mit ihren Landarbeitern in ökonomischer, sozialer, moralischer und auch religiöser Hinsicht als Obrigkeit aufzutreten. Ein Schüler Johann Heinrich von Thünens beschrieb das Selbstbewußtsein der bürgerlichen Gutsbesitzer mit den Worten: „Das

16 So die Sage von der „Rache der Knechte auf Nepersdorf“ oder die Sage von Herrn Haberland in Matzdorf siehe Gisela Schneidewind, Richard Wossidlo: Herr und Knecht. Antifeudale Sagen aus Mecklenburg, Berlin 1960, S.98,104.

17 Friedrich von Maltzan: Mecklenburg in allgemeinen deutschen Beziehungen, Rostock 1842, S.24f. Siehe dazu René Wiese: Ständepolitik in Theorie und Praxis. Der mecklenburgische Landrat und Geschichtstheologe Friedrich von Maltzan auf Rothenmoor (1783-1864), in: Ilona Buchsteiner (Hrsg.): Die mecklenburgischen Großherzogtümer im deutschen und europäischen Zusammenhang 1815 bis 1871, Rostock 2002, S.213-240.

patriarchalische Verhältnis war das beste und bleibt es, wenn der Herr Mann dazu ist, es als Oberhaupt würdig zu vertreten.“<sup>18</sup> Selbst die bürgerlichen Gutsbesitzer bekannten sich zu einem besonderen Patriarchalismus<sup>19</sup> mecklenburgischer Provenienz und versuchten gleichzeitig gewinnorientiert, die Sozialausgaben auf ihren Gütern zu minimieren.

Die erhebliche soziale Kluft zwischen „Schloß und Katen“ wahrzunehmen, bleibt stete Herausforderung. Bei der Beurteilung der Sozialverhältnisse der mecklenburgischen Landarbeiter sollte aber auf angemessene Vergleichsmomente geachtet werden. In der Regel wohnten Landarbeiter in Katen mit getrennten Wohnungen für mehrere Familien. Das waren sehr einfache Bedingungen, die zumindest den Grundbedürfnissen einer Landarbeiterfamilie im 19. Jahrhundert entsprachen und die Haltung von Schweinen und Gänsen in separaten Ställen ermöglichten. Erst spätere Zeiten haben diese Wohnbedingungen als unerträglich zu kennzeichnen versucht, vergessend, daß die Wohnungsverhältnisse der Landarbeiter auf den Gütern lange Zeit besser waren als die der domanialen Einlieger, wie weiter unten zu zeigen sein wird. (Vor allem das weitgehende Fehlen von Gutsarchiven erweist sich immer wieder als großes Problem bei der richtigen Beurteilung dieser schwierigen Sachverhalte. Für das 20. Jahrhundert wurde versucht, diesen Mangel mit Erinnerungsberichten aus der Gutsbesitzerschicht zu kompensieren.<sup>20</sup> Sie bleiben, so lange das noch möglich ist, durch die Sammlung von Landarbeitererinnerungen zu ergänzen.)

Einerseits führten die enormen, vor allem durch bürgerliche Gutsbesitzer forcierten und vom Adel aufgenommenen Modernisierungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu Produktionssteigerungen, die Mecklenburg mit seinen Großbetrieben als einen der leistungsstärksten Agrarstandorte Deutschlands ins 20. Jahrhundert gehen ließen.<sup>21</sup> Andererseits zeigten sich die patriarchalischen Herrschaftsstrukturen in den Gutsbetrieben den Anforderungen moderner Ökonomie auf erstaunliche Weise gewachsen. Nicht von ungefähr bezeichnete Max Weber am Ende des 19. Jahrhunderts die Landarbeiterverhältnisse in Mecklenburg als besonders günstig.<sup>22</sup>

Bis ans Ende der 1860er Jahre wurde Mecklenburg von seiner rückständigen Heimatgesetzgebung und einer hohen Auswanderungsrate geradezu gezeichnet.<sup>23</sup> Der aus der Heimatgesetzgebung erwachsende, seit den 1880er Jahren akute Leutemangel und die zunehmende Saisonalisierung des Arbeitskräftebedarfs führten zum verstärkten Einsatz von Wanderarbeitern. Für die mecklenburgischen Landarbeiter auf den Gütern Ende des 19. Jahrhunderts änderten sich zunehmend die Arbeitsbedingungen. Zudem erforderte die ausgreifende Maschinisierung der

---

18 Hermann Schumacher: Vorschläge zu gesetzlichen Bestimmungen über die Stellung der ländlichen Arbeiter in Mecklenburg, Schwerin Rostock 1848, S.11.

19 Siehe Lubinski, Sozialverhältnisse, S.277.

20 Siehe Mario Niemann (Hrsg.): Mecklenburgische Gutsherren im 20. Jahrhundert, Rostock 2000.

21 Siehe Buchsteiner, Modernisierung, S.29.

22 Siehe Weber, Verhältnisse, S.762.

23 Siehe Reno Stutz: Landwirtschaft und ausländische Arbeitskräfte im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin zwischen 1850 und 1914, Diss. Rostock 1991, S.201-207.

Gutsbetriebe von den Gutsarbeitern Schritthalten mit moderner Arbeitstechnik und Arbeitsorganisation. Auch hier standen sich Modernisierungsstreben und der beschränkte christlich-obrigkeitliche Horizont des Gutes gegenüber, vielleicht weniger schroff als bisher angenommen. Auch die Schwierigkeiten der Arbeiterbewegung um die Jahrhundertwende, ihre politischen Ambitionen mit dem lokalen Horizont der Landarbeiter auf den mecklenburgischen Gütern zu verschränken, mögen hier ihre Ursachen haben.

Wenn man von der großen sozialen Kluft zwischen Gutsherren und Landarbeitern spricht, darf man die alltägliche Arbeitsorganisation auf den Gütern nicht übersehen. Die Berücksichtigung betriebswirtschaftlicher Details kann hier zu wichtigen Aufschlüssen verhelfen, denn Betriebsleitung und Arbeitsaufsicht oblag in nicht wenigen Fällen Inspektoren. Deren Einsatz bestimmte die tatsächliche Ausgestaltung der mecklenburgischen Gutsherrschaft und die Lebensbedingungen der Landarbeiter mitunter mehr als die oft politisch und familiär weitläufig engagierte Gutsherrschaft. Welche Rolle die Inspektoren und Pächter, ihre Herkunft, Ausbildung und ihre Arbeitsauffassung bei der Ausgestaltung von Gutsherrschaft im 19. Jahrhundert spielten, ist bisher nicht untersucht. Dabei war „de Inspekter“ für die Landarbeiter in den meisten Fällen nicht weniger Autoritätsperson als der Gutsherr selbst. Wichtig waren auch die internen Strukturen der Gutsarbeiterschaft.

Gutsbetriebe arbeiteten mit Landarbeiterhierarchien. Das untere Verwaltungspersonal – der Statthalter, dem die Arbeitsaufsicht oblag – hatte ebenso spezielle Arbeitsaufgaben wahrzunehmen wie das Gesinde, Schäfer, Hirten oder Schmiede. Generationenübergreifend trug Loyalität unter den Landarbeiterfamilien und gemeinsam gestaltetes Brauchtum zur Stabilisierung der tradierten Arbeitsverhältnisse auf den Gütern bei.<sup>24</sup>

Ihrer geringen Zahl wegen kaum wahrgenommen, waren die wenigen noch vorhandenen ritterschaftlichen Bauern dennoch Bestandteil der Sozialstruktur des Gutes. Wie jüngst für Ostholstein,<sup>25</sup> wäre auch für Mecklenburg nach Integration der Bauern in das System der Gutsherrschaft zu fragen.

Ebenso wenig Beachtung fand bislang das Problem der Hofgänger, die aufgrund des Arbeitskräftemangels und zwecks rationeller Nutzung der Deputatentlohnung auf den Gütern von den Landarbeitern einzustellen waren. Nicht die Landarbeiterfamilien stellten die unterste soziale Schicht des Gutsdorfes dar, sondern die von ihnen beschäftigten Hofgänger, zu deren Aufgaben es gehörte, den Landarbeiter bei den in der Gutswirtschaft anfallenden Arbeiten so wie bei der Hausarbeit zu unterstützen. Sie übernahmen schwerste Erntearbeiten aber auch das Wasserholen und Kartoffelschälen für die Landarbeiterfamilie. Am Ende des 19. Jahrhunderts herrschte Arbeitskräftemangel, und oft waren nur noch Auswärtige, Berliner Arbeitslose z. B. bereit, sich für niedrigen Lohn und schlechte Unterbringung als Hofgänger bei mecklenburgischen Landarbeitern zu verdingen, die die fremden

24 Zum Erntebrauchtum siehe Heike Müns: Von Brautkrone bis Erntekranz. Jahres- und Lebensbräuche in Mecklenburg-Vorpommern, Rostock 2002, S.138-145.

25 Siehe Alix Johanna Cord: Die ostholsteinische Gutswirtschaft im 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Hufenpächter, Neumünster 2002, S.244f.

Hofgänger angeblich überhaupt nicht als Menschen betrachteten.<sup>26</sup> Sogar von Gewaltanwendung seitens der als fromm, geizig und unwissend geschilderten mecklenburgischen Gutsländerbeiter gegen die sozialdemokratisch beeinflussten Hofgänger aus der Großstadt wird in diesem Zusammenhang berichtet.<sup>27</sup>

Vertraglich gebunden waren auch die Landarbeiter auf den domanialen Pachthöfen. Da der mecklenburgische Landesherr bis 1918 die Regierungskosten vornehmlich aus den Einnahmen seines etwa 43 Prozent des Landes ausmachenden Domaniums bestreiten mußte, kam den domanialen Pachthöfen eine bedeutende ökonomische Rolle zu. Sie waren Mittel der landesherrlichen Einnahmesteigerung durch Verpachtung größerer, mit Landarbeitern zu bewirtschaftender Betriebseinheiten. Auch die Landarbeiter auf den Domanialpachthöfen besaßen als Lohnarbeiter Wohnrecht und Versorgungsansprüche.<sup>28</sup> Im Gegensatz zu den privilegierten Gütern unterlagen die Domänenpächter der Aufsicht der großherzoglichen Verwaltung. Der Ausgleich zwischen staatlichen Ansprüchen an die Lebensbedingungen der Landarbeiter und den betriebswirtschaftlichen Interessen des Pächter kennzeichnete die domanialen Pachthöfe. So z.B. hinsichtlich der Landarbeiterwohnungen, auf deren Verbesserung die Verwaltung drängte, während sich die Pächter über die zusätzlichen Ausgaben beklagten.<sup>29</sup>

Auf den domanialen Pachthöfen war zwar der Herrschaftsmißbrauch gesetzlich eingeschränkt, aber auch dort galt natürlich die traditionelle, noch Ende des 19. Jahrhunderts erneuerte Gesinde- und Dienstvergehensordnung. Schlechte Behandlung der „Leute“ versuchte die großherzogliche Regierung aus Angst vor der Diskreditierung der mecklenburgischen Verfassung zu verhindern.<sup>30</sup> Domänenpächtern wurde Pachtverlängerung oder Neupachtung verweigert, wenn die Regierung von Mißständen erfahren hatte.<sup>31</sup> Machtlos war sie jedoch, und das ist bezeichnend für die vormoderne Staatsstruktur des Landes bis 1918, wenn Güter unter rein ökonomischen Gesichtspunkten an diskreditierte ehemalige Domänenpächter veräußert wurden, weil die für Domänenpachtungen nicht mehr zugelassen werden sollten. Selbstbewußt verteidigte der mecklenburgische Adel die an seine Güter gebundenen Privilegien der Menschenführung, die den Bedingungen kapitalistischen Wirtschaftens aber nicht mehr gerecht wurden.

Hinter der mecklenburgischen Gutsherrschaft verbarg sich also mehr als nur die Konfrontation von Gutsherr und Landarbeiter. Schöngeistige Literatur hat das Bild von der mecklenburgischen Gutsherrschaft fast eindrücklicher gezeichnet als

---

26 Siehe Hofgängerleben in Mecklenburg. Selbsterlebtes und Selbsterschautes von einem Berliner Arbeitslosen. Mit einem Vorwort von August Bebel, Berlin 1896, S.14.

27 Siehe ebenda, S.24.

28 Siehe Robert Pfahl: Landarbeiterlöhne und ihre Bewertung vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges. Eine Studie zur Lage der kontraktgebundenen Landarbeiter auf den domanialen Pachthöfen des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, Diss. Rostock 1971, S.7f.

29 Siehe Eingabe der Kammerverwaltung, 14. 4. 1851, Mecklenburgisches Landeshauptarchiv Schwerin (MLHA), Mecklenburg-Schwerinsches Ministerium der Finanzen 2128.

30 Siehe Pfahl, Landarbeiterlöhne, S.82.

31 Siehe 18. Geschäftsbericht der Regierung, 4.5.1844, MLHA, Hausarchiv Mecklenburg-Schwerin, Nachlaß Großherzog Friedrich Franz II., Nr. 1.

wissenschaftliche Studien. Wo auch immer Existenzbedingungen der mecklenburgischen Landarbeiter im 19. Jahrhundert verhandelt werden, sind die Dichtungen Fritz Reuters zu Kronzeugen geworden.<sup>32</sup> So wenig sie zu Verallgemeinerungen der mecklenburgischen Sozialverhältnisse im 19. Jahrhundert taugen, so aufschlußreich sind sie hinsichtlich psychologischer Beobachtungen des Verhältnisses zwischen Gutsherrn, Inspektoren, Pächtern und Landarbeiterfamilien.<sup>33</sup> Vergleiche zwischen Pachthöfen und Gutsbetrieben hinsichtlich der Landarbeiterverhältnisse, der landwirtschaftlichen Modernisierung und Rekrutierung der Domänenpächter und Inspektoren stehen noch aus.

### *Einlieger in den mecklenburgischen Domanialdörfern*

Zur Beurteilung der Sozialverhältnisse auf den mecklenburgischen Rittergütern im 19. Jahrhundert bietet sich ein Vergleich mit den Existenzbedingungen der freien Landarbeiter in den Domanialdörfern an. Allgemein geht man davon aus, daß sich die soziale Lage aller ländlichen Arbeiter in Mecklenburg seit den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts kontinuierlich verschlechtert hat.<sup>34</sup> Das ist jedoch dahingehend zu präzisieren, daß vor allem für die domanialen Landarbeiter von einer solchen Verschlechterung gesprochen werden muß.

Die meisten Gutsbesitzer nutzten nach Aufhebung der Leibeigenschaft die Möglichkeit, die Zahl der auf ihrem Gut mit Heimatrecht versehenen Landarbeiterfamilien zu beschränken, um Schul-, Kranken- und Armenausgaben zu minimieren. Arbeit und Heimatrecht standen in einem problematischen Verhältnis zueinander, immer mehr Landarbeiterfamilien sahen sich der Heimat- und Obdachlosigkeit ausgesetzt.<sup>35</sup> In den 40er Jahren wuchsen sich diese zunächst lokalen Schwierigkeiten zu einer Strukturkrise aus, die, begleitet von Hungersnöten, ganz Europa erfaßte. Die Historiographie spricht von Pauperismus.<sup>36</sup> Neben zunehmender Verarmung der unteren Bevölkerungsschichten ist in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine immense Bevölkerungszunahme zu verzeichnen. Mecklenburg-Schwerin hatte von 1820 bis 1850 einen Bevölkerungszuwachs von 73 Prozent.<sup>37</sup> Trotzdem blieb Mecklenburg das am dünnsten besiedelte deutsche Territorium,<sup>38</sup> denn gegenüber den überfüllten Domanialdörfern waren die Gutsbezirke geradezu entvölkert. Im Domanium herrschten Wohnungsnot, Arbeitsmangel und Ernährungsprobleme.

32 Vor allem Reuters Werk „Kein Hüsung“ von 1858.

33 Siehe Fritz Reuter: *Ut mine Stromtid*, 1862-64.

34 Siehe Wolf Karge/ Ernst Münch/ Hartmut Schmied: *Die Geschichte Mecklenburgs*, Rostock 1993, S.121.

35 Dazu zeitgenössisch Ernst Boll: *Geschichte Mecklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte*. Theil II, Nachdruck der Ausgabe von 1856, Neubrandenburg 1995, S.606.

36 Siehe Wilhelm Abel: *Agrarkrisen und Agrarkonjunkturen*. Hamburg/Berlin 1978, S.254f., 264.

37 Siehe *Statistisches Handbuch für das Land Mecklenburg-Schwerin*, hrsg. vom Mecklenburg-Schwerinschen statistischen Landesamt, 3. Aufl., Schwerin 1931, S.4.

38 Siehe Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1994, S.105.

Durch die vertraglich geregelten Versorgungspflichten der Gutsbesitzer und Pächter war die soziale Lage auf den Gütern und Pachthöfen noch relativ annehmbar, sofern die Verantwortlichen ihren Verpflichtungen nachkamen. Die Existenzbedingungen der domanialen Landarbeiter waren in ihrer sozialen und ökonomischen Unsicherheit dagegen katastrophal. Denn die Landarbeiterfamilien fanden im Domanium ihr Unterkommen nur in unsicheren und teuren Mietverhältnissen bei Hauswirten bzw. Erbpächtern und Büdnern.<sup>39</sup> Weil sie Mieter ohne feste Arbeitsverhältnisse waren, wurden diese freien Landarbeiter als Einlieger bezeichnet.

Der mit der Bevölkerungszahl wachsende Wohnungsbedarf trieb in den 30er und 40er Jahren die Mietpreise für kleine Unterkünfte in die Höhe. In den - in der Regel für eine bäuerliche Familie nebst Altenteil und Dienstpersonal ausgelegten Bauern- und Büdnerhäusern jener Zeit - mieteten sich unter katastrophalen hygienischen Bedingungen noch zwei, drei oder mehr Einliegerfamilien ein.<sup>40</sup>

Gleichermaßen unzulänglich war die Versorgung der Einlieger mit Acker, Weiden und Wiesen in den Domanialdörfern, die sie eigentlich analog zu den Gutslandarbeitern mit Naturalien, vor allem Kartoffeln und Heu für eine Kuh, versorgen sollten. Nach der Separation der Hufen und Regulierung der Dorffeldmarken zu Beginn des 19. Jahrhunderts konnte in den 40er Jahren längst nicht mehr genügend Fläche für die Einlieger bereitgestellt werden, obwohl die Verwaltung weiter auf der althergebrachten Selbstversorgung der Einlieger mit Grundnahrungsmitteln beharrte. Vor allem bei Büdnern wohnende Einlieger waren ohne Kompetenzländereien und damit ausschließlich auf die Arbeit auf umliegenden Höfen, in der Forst oder beim Straßen- und Bahnbau angewiesen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Industriebetriebe, die sie kontinuierlich hätten beschäftigen können, befanden sich in Mecklenburg nicht.

Erhielten die Einlieger als beschäftigte freie Lohnarbeiter eine Anstellung, konnten sie zwar ihr Einkommen sichern. Aber wenn die großherzogliche Regierung öffentliche Investitionen einschränkte, herrschte Arbeitslosigkeit unter den Einliegern der Domänen. So schlug die Beschneidung des Hofkonsums im Zuge der 1848er Revolution bereits im Mai 1848 auf die etwa 200 Gartentagelöhner durch, die jeden Morgen aus den umliegenden Dörfern nach Schwerin zur Arbeit kamen. Der großherzogliche Hofgärtner wußte sich der wachsenden Zahl um Arbeit bittender Einlieger kaum zu erwehren: „Es ist in Wahrheit die Noth der armen Leute groß, sie finden nirgends sonst Arbeit. Sie sind nicht etwa trotzig und unbescheiden, sondern erkennen es mit Dank, Arbeit und Verdienst gefunden zu haben; es ist rührend, wie sie durch Willigkeit und Fleiß, der oft ihre Kräfte übersteigt, ihre Dankbarkeit an den Tag legen.“<sup>41</sup>

---

39 Siehe A.C.G. Schubart: Erachten betreffend die Verhältnisse der Hoftagelöhner, im Vergleich zu denen der bei Büdnern wohnenden Tagelöhner, in: *Landwirtschaftliche Annalen des Mecklenburgischen Patriotischen Vereins* 1848, H. 3, S.112-161, hier S.157.

40 Siehe Alexander von Lengerke: *Darstellung der Landwirtschaft in den Großherzogtümern Mecklenburg*. Bd. 1, Königsberg 1831, S.116f.

41 Eingabe des Hofgärtners Theodor Klett, 15.5.1848, MLHA, Hofmarschallamt 183, Bl. 25.

Die katastrophalen Wohnbedingungen im Domanium verwehrten es den Einliegern, selbst wenn sie in den Genuß einer Einliegerkompetenz kamen, ihre Naturalien zu nutzen.

Bei den von Hauswirten und Büdnern zur Verfügung gestellten Räumen handelte es sich eigentlich nur um Notunterkünfte, die den Einliegern je nach Gutdünken des Vermieters binnen Jahresfrist entzogen werden konnten. Ein Einlieger aus Alt Jamel beschwerte sich 1862 über seine „höchst ungesunde und sehr beschränkte Wohnung, daß meine und meiner Frau Gesundheit schon sehr gelitten hat, denn von meiner Wohnung, bestehend in Stube, Kammer, Küche und Torfplatz muß ich die Stube zu allem als Vorrathskammer, Kartoffellokal pp. benutzen, weil in der Kammer vor Feuchtigkeit und Kälte alles verdirbt und ebenso ist mein Torf im Stalle wegen dessen Nässe verdorben. Trotzdem lassen die Büdner größtentheils von Jahr zu Jahr die Miethen steigen [...] Bei alle dem erlaubt [Büdner] Radloff seinem Einlieger noch nicht einmal, das bißchen geworbene Korn auf seiner Dreschdiele auszudreschen, sondern man muß dies bei anderen Büdnern bittweise gegen Handdienste zu erreichen suchen. Außerdem hat Radloff erklärt, daß er lieber Schweine in meine Wohnung jagen wollte als mich behalten“.<sup>42</sup> Dieser raue Ton ist bezeichnend für die sozialen Spannungen in Mecklenburg in einer von Bevölkerungswachstum und Ressourcenknappheit geprägten Zeit.

Die Domanialverwaltung, der in Mecklenburg neben der gesetzlichen Armenfürsorge auch die Unterbringung wohnungsloser Einwohner des Domaniums oblag, konnte den Anforderungen kaum nachkommen.<sup>43</sup> Die Lage der Einlieger wurde so Mitte des 19. Jahrhunderts immer unerträglicher.

### *Die mecklenburgischen Büdner*

Die mecklenburg-schwerinsche Regierung versuchte, die Bevölkerungsvermehrung mit der althergebrachten Büdneransiedlung aufzufangen, was jedoch die meisten Einlieger finanziell überforderte.<sup>44</sup>

Büdner waren von der Schweriner Regierung ab 1753 angesiedelt, um „vor allen Dingen die Vermehrung und die damit verknüpfte ruhige Niederlassung Unserer Unterthanen in den Ämtern und Cammer-Gütern“<sup>45</sup> voranzutreiben. 1765 ist das Anliegen der Büdneransiedlung noch einmal konkretisiert worden: „so wollen wir doch andere Leibeigene und freye Leute, anderweit gnädigst, um so mehr auffordern, als es zur Zeit an unbesetzten Stellen und bequemen Haus- und Gartenplätzen, so wenig, als an Gelegenheit sich redlich zu ernähren in allen Gegenden Unserer Lande fehlt.“<sup>46</sup> Adressat der Büdneransiedlung war vor allem die grundbesitzlose, leibeigene

42 Eingabe des Einliegers Bruhn, 5.3.1863, MLHA, Mecklenburg-Schwerinsches Ministerium der Finanzen 3543, Bl. 131.

43 Siehe Amtseingabe des Domanialamtes Schwerin, 18.1.1851, MLHA, Domanialamt Schwerin 1112, Bl. 68.

44 Siehe Regierungskonzeption, 10.10.1838, MLHA, Ministerium der Finanzen, Abteilung Domänen und Forsten 502.

45 Büdnerverordnung vom 14.3.1753, in: H.F.W. Raabe (Hrsg.): Gesetzessammlung für die Mecklenburg-Schwerinschen Lande. Bd. IV, Wismar/Rostock/Ludwigslust 1869, S.53.

46 Gesetzessammlung Bd. IV, S.55.

Landbevölkerung, die aufgrund der Unteilbarkeit der Bauernstellen einer eigenen Ernährungsgrundlage bedurfte. Die Büdnereien waren zunächst als Handwerker- oder Tagelöhnerstellen konzipiert.

Nach 1778 wurde die Büdneransiedlung zeitweise ausgesetzt, weil sich in den knapp zwanzig Jahren nach Meinung der Verwaltung schon zu viele Büdner in Mecklenburg angesiedelt hätten und aus der Landwirtschaft nicht ernährt werden konnten. Diese auf die Domänen beschränkte merkantilistische Peuplierungspolitik zeitigte durchaus Erfolge. Die Büdnerstelle wurde in Erbpacht mit einigen Vergünstigungen ausgegeben. Über 7300 Büdnereien konnten bis 1865 errichtet werden,<sup>47</sup> nachdem es 1809 noch einmal eine erschwerende Abänderung des Büdnerpatents gegeben hatte. Hier zeigte sich, welche Schwierigkeiten die herzoglich bzw. großherzogliche Bürokratie hatte, ohne eine Veränderung der Besitzstrukturen ein Ansiedlungsvorhaben umzusetzen.<sup>48</sup>

Die Büdner stellten neben den Hauswirten und Einliegern über einhundert Jahre lang das Gerüst der dörflichen Sozialstruktur im mecklenburg-schwerinschen Domanium.

Infolge der Dorfregulierungen und Separationen entwickelten sich die Büdnereien zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu landwirtschaftlichen Kleinbetrieben. Die alten Büdnereien erhielten als Ausgleich für ihren Anteil an der gemeinen Viehweide Ackerländereien von ca. 2-3 ha. So etablierte sich mit den Büdnereien nach der rechtlichen Fixierung 1828 eine kleinbäuerliche Struktur unterhalb der Bauernwirtschaften.<sup>49</sup> Im Nordosten blieben die Büdnereien weiterhin nur 2-3 ha groß, im domanialen Südwesten konnten sie bis zu 15 ha groß sein, was die geringe Güteklasse des dortigen Sandbodens reflektiert. Im Durchschnitt dürfte eine mecklenburgische Büdnerei also etwa eine Größe von 5-7 ha besessen haben.<sup>50</sup> Zumindest für die ersten Jahrzehnte der Büdneransiedlung bereitet es Schwierigkeiten, Büdner- und Tagelöhnerexistenz exakt von einander zu unterscheiden. Daß Büdner im 19. Jahrhundert an Einliegerfamilien Wohnraum vermieteten, sagt noch nichts über ihre Lebensgrundlage aus. Sie konnte durchaus in Tagelohn bestehen.

### *Die Häusleransiedlung in Mecklenburg*

Die sozialen Fürsorgemechanismen in den Domanialdörfern veränderten sich im Laufe des 19. Jahrhunderts.<sup>51</sup> Die Hauswirte, neben den Pächtern das ökonomische Rückgrat des Domaniums, konnten und wollten nicht mehr für die Ernährung der

---

47 Siehe Beiträge zur Statistik Mecklenburgs Bd. IV, Heft 2, Schwerin 1865, S.40.

48 Siehe Gesetzessammlung für die Mecklenburg-Schwerinschen Lande Bd. I, Wismar/Ludwigslust 1866, S.68f.

49 Siehe V. Wickede: Ueber die zweckmäßige Größe der Büdnereien, in: Landwirtschaftliche Annalen des Mecklenburgischen Patriotischen Vereins 1842, Nr. 20, S.403-409, hier S.408.

50 Siehe Friedrich Mager: Geschichte des Bauertums und der Bodenkultur im Lande Mecklenburg, Berlin 1955, S.403ff.

51 Siehe Johann Friedrich Gustav Berckholz: Ueber das Verhältnis von Bauern und Tagelöhnern in Mecklenburg, in: Landwirtschaftliche Annalen des Mecklenburgischen Patriotischen Vereins 1844, Nr. 22, S.732-745, hier S.738.

zahlreichen Einliegerfamilien sorgen.<sup>52</sup> Die alten Bindungen zwischen den Hauswirten und Einliegern (ihren vormaligen Katenleuten) lösten sich unter dem Eindruck der Bevölkerungsvermehrung und beschränkten sich immer mehr auf ein Mietverhältnis.<sup>53</sup>

Auf die Wohnungsnot der Einlieger und die finanzielle Überlastung der Büdner reagierte die Mecklenburg-Schwerinsche Regierung 1846 mit der Initiierung einer Häusleransiedlung.<sup>54</sup> Diese neue Besitzform wurde eigens für Einlieger und Dorfhandwerker geschaffen, um soziale Spannungen zu entschärfen. Es war nicht an eine mit Schaffung von Ackerstellen verbundene Kolonisation gedacht, sondern nur an einen Hausbau auf bis zu 2000 m<sup>2</sup> Bau- und Gartenland. Nur wenn eine bestehende Wohnung einging, sollte der bereits mit Niederlassungsrecht ausgestattete Einlieger eine Häuslerei aufbauen dürfen. Die Häusleransiedlung war bis in die 70er Jahre des 19. Jahrhunderts vor allem von der Furcht vor weiterem Bevölkerungswachstum getragen. Des weiteren wollte die Verwaltung die Häusler unbedingt im Tagelöhnerstand halten. Durch Auflagen stellte sie sicher, daß nur bemittelte Einlieger und Dorfhandwerker sich als Häusler anbauen. Sie wollte staatsstreu und fleißige „Elemente“ unter den Einliegern und Handwerkern gewinnen.

Konservative Kritiker beargwöhnten schon kurz nach Beginn der Häusleransiedlung die sozialen Verschiebungen: jeder strebe danach, aus seiner Klasse herauszutreten, Knechte wollten nicht mehr dienen, sondern nur tagelöhnern, Tagelöhner wollten nur Landbau betreiben. Vor allem arbeite die Vergabe von Land an Tagelöhner dem Kommunismus in die Hände.<sup>55</sup> Die Domanialverwaltung riet deshalb von Landarbeiteransiedlungen ab, konnte sich jedoch in den 1840er Jahren gegen reformorientierte Kräfte innerhalb der mecklenburg-schwerinschen Regierung nicht durchsetzen. Auch die Ritterschaft lehnte Vorschläge der Regierung ab, in Anlehnung an die Häuslereien auf ihren Gütern eine Landarbeiteransiedlung ins Werk zu setzen. Sie fürchtete, den Anstoß zu Güterparzellierungen und zu größerem Selbstbewußtsein der Gutslandarbeiter zu geben.

In Mecklenburg-Strelitz kam die Häusleransiedlung über ein Anfangsstadium nicht hinaus. Man kritisierte dort das Schweriner Modell, war aber nicht in der Lage, selbst ein tragfähiges Siedlungskonzept vorzulegen,<sup>56</sup> ein weiterer Hinweis auf die

---

52 Siehe Amtlicher Bericht über die vierte allgemeine Bauernversammlung in Mecklenburg. Schwerin 1847, S.30.

53 Siehe Eingabe der Häusler zu Robertsdorf, 1.1.1863, MLHA, Mecklenburg-Schwerinsches Ministerium der Finanzen 3864, Bl. 20; siehe auch Christian Friedrich Wilhelm Bollbrügge: Ueber die jetzige Stellung der vormaligen Leibeigenen in Mecklenburg, in: Atlas. Monatschrift für Zeitgeschichte und Voelkerkunde 1840, Nr. 10, S.313-332, hier S.327f.

54 Siehe René Wiese: Die Häusleransiedlung in Mecklenburg, Magisterarbeit Rostock 2001. (Erscheint 2003 als Aufsatz in Mecklenburgische Jahrbücher 117).

55 Siehe Denkschrift der Regierung, 21.1.1847, MLHA, Mecklenburg-Schwerinsches Ministerium der Finanzen 2127, Bl. 81-86.

56 Siehe Schreiben des Geheimen Rats Friedrich von Kardorff, 11.12.1867, MLHA, Domanialamt Feldberg 192.

Unterschiedlichkeit der beiden mecklenburgischen Staaten, der in der Forschung Rechnung getragen werden sollte.

So gelang der großherzoglichen Verwaltung mit der Häusleransiedlung der erhoffte Abbau der sozialen Mißstände nicht.<sup>57</sup> Die Angst, weiterem Bevölkerungswachstum durch die attraktiven Häuslereien Vorschub zu leisten, beschränkte die Häusleransiedlung. Nach dem Scheitern der 1848er Revolution setzten sich konservativ-religiöse Grundsätze in der Sozialpolitik in Mecklenburg durch. Einliegern, deren Antrag auf einen Häuslereibau abgelehnt wurde oder die nicht einmal das Niederlassungsrecht erhielten, blieb oft nur die Auswanderung nach Amerika.<sup>58</sup>

Noch 1865, zwanzig Jahre nach Beginn der Häusleransiedlung, herrschten in vielen Domanialdörfern völlig unzumutbare Wohnbedingungen für die Einlieger, die hier noch einmal in extenso zitiert werden sollen, um vor allem den Unterschied zu den Wohnverhältnissen der Landarbeiterfamilien auf den Gütern deutlich zu machen: „Diese [Wohnung] ist aber keine Familienwohnung, sondern höchstens nur geeignet für eine Person; sie besteht nur aus einer kleinen dabei feuchten und ungesunden Stube und die dabei befindliche sogenannte Cammer ist nur ein dunkles, dumpfes und feuchtes Loch, nicht geeignet zur Aufnahme von Menschen. In meiner Stube kann ich nur ein einziges Bett aufstellen und darin müssen drei erwachsene Personen Platz finden, welches doch wohl der Sittlichkeit und Moral widerspricht; meine Frau muß sich jeden Abend hinterm Ofen ein Streulager aufmachen, welches für ihren ohnehin krankhaften Zustand nur verderblich wirken kann, außerdem habe ich noch einen verkrüppelten Schwager bei mir, der bei mir, als nächster Verwandter, Reinlichkeit und Nahrung sucht. Zu allen diesen Leiden kommt nun aber noch das größte; ich kann meine Mobilien in meiner jetzigen Wohnung überall nicht placieren, die stehen im Dorfe herum und sind dem Verfall und der Veruntreuung preis gegeben; ich und meine Familie müssen, wenn wir ein Stück Zeug gebrauchen das ganze Dorf durchlaufen, um uns solches zu holen; meine Schweine kann ich ebenfalls, sowie das Streu als bei meiner jetzigen Wohnung nicht lassen, indem kein Stallraum vorhanden; auch sie stehen bei fremden Leuten herum und sind der Verkümmern und dem Verderben auf diese Weise verfallen.“<sup>59</sup> Waren die Wohnverhältnisse im Domanium vor der Häusleransiedlung schlechter als auf den Gütern, so ergab sich ab 1846 für die Einlieger zumindest prinzipiell die Möglichkeit, zum Wohnniveau des Gutslandarbeiters aufzuschließen.

Die ab den 1860er Jahren errichteten Häuslereien, die am Beginn der modernen Landwirtschaft noch einmal Wohnen, Arbeit und Tierhaltung unter einem Dach vereinigten,<sup>60</sup> sorgten für ein zunehmendes Selbstbewußtsein der Häusler. Diese

---

57 Siehe Hanna Haack: *Ländliche Siedlungen im 18. und 19. Jahrhundert*, Diss. B Rostock 1979, S.125.

58 Siehe Axel Lubinski: *Entlassen aus dem Untertanenverband. Die Amerika-Auswanderung aus Mecklenburg-Strelitz im 19. Jahrhundert*, Osnabrück 1997, S.41.

59 Eingabe des Einliegers Lembcke, 13.11.1865, MLHA, Domanialamt Schwerin 3554, Bl. 90.

60 Zur querdieigen ländlichen Architektur siehe Karl Baumgarten: *Bauernhaus, Scheune und Büdnerei im Freilichtmuseum Schwerin-Mueß*, in: *Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte* 1986, Nr. 29, S.148-153.

partizipierten sogar an der Memorialkultur auf den mecklenburgischen Dorffriedhöfen, indem sie wie die Erbpächter und Büdner ihre Stellung als Häusler auf den Grabsteinen festhielten, wofür es im mecklenburgischen Tagelöhnerstand sonst keine Belege gibt.<sup>61</sup> Auf ihr gestiegenes Selbstbewußtsein läßt insbesondere das Verhalten der Häusler gegenüber den weiterhin als Einlieger in den Domanialdörfern ansässigen Landarbeitern schließen. Rechtlich sollten Häusler und Einlieger weiterhin zum Tagelöhnerstand zählen, damit aus ihnen keine Kleinbauern würden. Die Häusler wollten sich aber eindeutig von den „bloßen“ Einliegern geschieden wissen.<sup>62</sup> In den 1890er Jahren waren die Häusler bereits die zahlenmäßig größte Klasse der ländlichen Gesellschaft im Domanium, gefolgt von den Einliegern, den Büdnern und Erbpächtern.<sup>63</sup>

Hatte die Verwaltung bis in die 1870er Jahre vehement den Bevölkerungszuwachs bekämpft, so begriff man inzwischen die Ansiedlung von Landarbeitern in Häuslereien als Aufgabe einer inneren Kolonisation. Bis weit in die 1860er Jahre war Mecklenburg von einem politischen Separatismus geprägt, der diesen Ansiedlungstendenzen entgegen stand und an einer unzeitgemäßen Heimatgesetzgebung festhielt. Dagegen kamen um Häuslereien bittende Einlieger nicht einmal mit den Argumenten des Konservatismus an: „Wer einen eigenen Heerd ein Eigenthum besitzt, ist der ruhigste, friedfertigste, konservativste Staatsbürger. Das haben wir im Sturm- und Windjahr 1848 erlebt; denn nur die Einlieger und Hoftagelöhner, also nur die Miethlinge waren die Unzufriedenen und Ruhestörer auf dem Lande, während die Büdner keine Spur von Unzufriedenheit merken ließen.“<sup>64</sup> Erst unter dem Druck der Bundes- bzw. Reichsgesetzgebung 1867/71 löste sich das Land von seiner restriktiven Ansiedlungspolitik und setzte die Häusleransiedlung ein, um Arbeitskräfte in einer neu ausgerichteten, marktorientierten Landwirtschaft zu halten.<sup>65</sup> Die Häusleransiedlung fand sogar Beifall über die Landesgrenzen hinaus. Max Weber lobte die Flexibilität der Häusler: „Er [der Häusler] kann je nach Umständen sachengängern, in der Nachbarschaft arbeiten oder durch Landzupachtung sich als Kleinwirt etablieren.“<sup>66</sup> Auch Preußen blickte interessiert auf das mecklenburgische Modell.<sup>67</sup>

61 Siehe Archiv des Verfassers mit mehr als 400 Belegen zu Grabinschriften mecklenburgischer Dorffriedhöfe.

62 Siehe Eingabe der Trammer Häusler, 1.2.1858, MLHA, Mecklenburg-Schwerinsches Ministerium der Finanzen 3250, Bl. 41; Eingabe der Häusler zu Badendieck, 11.12.1864, MLHA, Mecklenburg-Schwerinsches Ministerium der Finanzen 2934, Bl. 43.

63 Zum Beispiel in der Parochie Uelitz mit 38% Häuslereien, 27% Einliegern, 14% Büdnern und 13% Erbpächtern. Der Rest der Einwohner waren Pfarrer, Lehrer, Förster etc. MLHA, Domanialamt Hagenow 141 g, 24.

64 Häuslergesuch des Einliegers Lange aus Schmaddebeck, 29.10.1862, MLHA, Mecklenburg-Schwerinsches Ministerium der Finanzen 2503, Bl. 89ff.

65 Siehe Anke John: Die Entwicklung der beiden mecklenburgischen Staaten im Spannungsfeld von Landesgrundgesetzlichem Erbvergleich und Bundes- bzw. Reichsverfassung vom Norddeutschen Bund bis zur Weimarer Republik, Rostock 1997. Für Preußen siehe Hanna Schisler: Preußische Agrargesellschaft im Wandel, Göttingen 1978, S.146f.

66 Weber, Verhältnisse, S.766.

67 Siehe Emil Stumpfe: Die Seßhaftmachung der Landarbeiter, Berlin 1906, S.7.

Die positive Entwicklung bestätigten statistische Erhebungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Während die Landarbeiter auf den Gütern so gut wie keine Aussicht auf einen wirtschaftlichen Aufstieg zum Kleinbauern hatten, ging im Domanium 1914 der Trend in Richtung kleiner selbständiger Häuslerwirtschaften, die sich durch Pachtländereien von Lohnarbeit unabhängiger machten.<sup>68</sup> Wie sie als Lohnarbeiter lange Arbeitswege in Kauf nahmen, so war den Häuslern kein Weg zu ihren Äckern und Weiden zu weit, solange ihr Engagement dem Aufbau einer eigenen Wirtschaft galt. Mehr als ein Kuhgespann besaßen sie selten. Gerade bei der Mechanisierung der Landwirtschaft waren sie deshalb auf die Zusammenarbeit untereinander oder mit Büdnern und Erbpächtern angewiesen.

### *Unterschiede im Sozialverhalten*

Während sich auf den mecklenburgischen Gütern bis weit ins 20. Jahrhundert eine patriarchalische Ordnung erhielt, die die Landarbeiter sozial relativ gut absicherte, aber vor allem politisch und geistig bevormundete, wurden die Büdner, Häusler und Einlieger des Domaniums seit den 1870er Jahren mit dem Rückzug der Domonialverwaltung aus ihrer Fürsorgepflicht in der ländlichen Gesellschaft konfrontiert.<sup>69</sup> Schon seit den 1820er Jahren hatten sich die freien Landarbeiter eigenverantwortlich um Arbeit bemühen müssen, die Domonialverwaltung sorgte nur für die notdürftigste Unterbringung und Armenversorgung. Wechselnde Arbeitsverhältnisse und unterschiedliche Tätigkeiten in der Land- und Forstwirtschaft, beim Straßen- und Bahnbau sowie in diversen Industriezweigen machten den Unterschied zur kontinuierlichen Beschäftigung der Gutslandarbeiter in der Landwirtschaft aus. War für letztere oft nur der christlich-obrigkeitliche Horizont des sie beschäftigenden Gutsbetriebes maßgeblich für ihr Welt- und Menschenbild, so forderte die Mobilität der Einlieger und Häusler des Domaniums eine komplexere Orientierung in der Transformation einer Agrar- zur Industriegesellschaft. In einem Gutsbetrieb blieben die Verhältnisse für die Landarbeiter überschaubar, für die Gutsherren blieben sie beherrschbar. Freie domaniale Landarbeiter, Einlieger und Häusler, die in Mecklenburg wohnten, aber auswärts arbeiteten, waren aufgeschlossener für die Arbeiterbewegung und brachten neues Gedankengut nach Mecklenburg. Schon Ende der 1860er Jahre deutet ihr Wahlverhalten darauf hin, daß sie weniger obrigkeitshörig waren.<sup>70</sup> Nicht nur Sorge um die Landarbeiterfamilien war es demnach, die mecklenburg-schwerinsche Beamte bewegte, wenn sie beklagten, daß „der Familienvater darauf angewiesen ist, seinen und der Seinigen Lebensunterhalt fern von seiner Heimath und den Seinigen bei Arbeiten zu suchen, zu denen aus allen Himmelsgegenden die Arbeiter

---

68 Siehe Thünen Archiv Rostock, II 131, 132.

69 Siehe Denkschrift des Geheimen Kammerrats von Blücher, 15.11.1909, MLHA, Mecklenburg-Schwerinsches Ministerium der Finanzen, Abteilung Domänen und Forsten 666, Bl. 389f.

70 Siehe Amtsprotokoll Neubuckow, 5.3.1867, MLHA, Ministerium der Finanzen, Abteilung Domänen und Forsten 502.

---

zusammenströmen, unter denen sich in der Regel eine große Anzahl verderbender Subjecte befindet.“<sup>71</sup>

„Der“ Landarbeiter ist also nur eine Fiktion. Häusler, die eine kleine eigene Wirtschaft betrieben, in einer brandenburgischen Ziegelei oder im Hamburger Hafen arbeiteten, gehören ebenso dazu wie Einlieger, die in Schwerin als Gartentagelöhner oder auf umliegenden Gütern ihr Einkommen verdienten. So sehr die Situation auf den mecklenburgischen Gütern die Forschung auch beschäftigen muß, so wenig kann auf eine Analyse der Lage der freien Landarbeiter im 19. Jahrhundert verzichtet werden. Nur eine sozial differenzierende Betrachtung wird der Rolle der Landarbeiter und ihrer Familien gerecht und verhindert, daß sie ausschließlich als Opfer gesellschaftlicher Entwicklung gesehen werden.

---

71 Denkschrift des Geheimen Kammerrats Balck, 7.1.1863, MLHA, Mecklenburg-Schwerinsches Ministerium der Finanzen, Abteilung Domänen und Forsten 503.

# Sozialdemokratie und Bauern - agrarpolitische Positionen und Probleme der SPD zwischen 1890 und 1948

Andreas Dornheim

Der folgende Aufsatz geht von der These aus, daß sich keine Partei in Deutschland, die liberalen Parteien und die KPD eingeschlossen, so schwer tat, einen Zugang zu den Bauern zu finden wie die Sozialdemokratie. Die tiefe Fremdheit zwischen SPD und Landwirtschaft war noch im Jahr 2000 spürbar, als die Regierung Schröder das Landwirtschaftsressort an die Grünen angab. Diese These soll im folgenden belegt und zudem dargestellt werden, warum es der SPD nicht gelang, eine offensiv-selbstgestaltende Agrarpolitik zu entwickeln. Erklärungsansätze, die allein auf den bäuerlichen Konservatismus verweisen, sozialstrukturell, milieuorientiert oder ökonomisch argumentieren, greifen zu kurz; vielmehr sind einige der Ursachen und Gründe in der Geschichte der Sozialdemokratie selbst zu suchen.

## *Sozialdemokratie und Agrarfrage bis 1918*

Bis 1890 war das flache Land für die deutsche Sozialdemokratie eine „terra incognita“ (Hans Georg Lehmann). Während Ferdinand Lassalle an Bauern und Agrarfragen gänzlich uninteressiert war, hatten Karl Marx und Friedrich Engels ein ambivalentes Verhältnis. Insgesamt überwog aber auch bei ihnen die Antipathie und Geringschätzung, weil sie in den Bauern ein konservatives Element sahen, das zudem aufgrund der Gesetzmäßigkeiten historischer Prozesse verschwinden werde. Auf dem 3. Kongreß der „Internationale“ 1868 in Brüssel wurde gegen die Stimmen der Anhänger Proudhons eine Resolution zur Vergesellschaftung des Bodens verabschiedet. Während die Lassalleaner auch die Landarbeiter vernachlässigten, zeigten die Eisenacher Interesse, „ohne ihre Vorsätze zu verwirklichen“.<sup>1</sup>

Auf dem Parteitag in Halle 1890 faßte die Sozialdemokratie den Beschluß, sich verstärkt den Landarbeitern und Bauern zuzuwenden. Ein Jahr später prophezeite jedoch Karl Kautsky in dem von ihm verfaßten theoretischen Teil des Erfurter Programms von 1891 den Untergang des (handwerklichen und bäuerlichen) Kleinbetriebes und somit der Mittelklassen, d. h. der Kleinbürger, Handwerker und Kleinbauern aufgrund der zunehmenden kapitalistischen Konkurrenz. „Wer Augen hat“, so schrieb Kautsky, werde erkennen, „daß die ökonomische Entwicklung der

---

<sup>1</sup> Hans Georg Lehmann: Die Agrarfrage in der Theorie und Praxis der deutschen und internationalen Sozialdemokratie. Vom Marxismus zum Revisionismus und Bolschewismus, Tübingen 1970, S.1-19, Zitate S.3, 7, 18. Marx äußerte sich in seinem Hauptwerk nur im Band 3 des Kapitals zur Grundrente. Siehe auch die gründliche und kenntnisreiche Arbeit von Hellmut Hesselbarth: Revolutionäre Sozialdemokraten, Opportunisten und die Bauern am Vorabend des Imperialismus, Berlin (Ost) 1968, hier S.19-51.

bürgerlichen Gesellschaft mit Naturnothwendigkeit zum Untergang des Kleinbetriebes führt.“ Das Verschwinden der Bauern war Kautsky durchaus recht, weil er die Bauern zusammen mit dem Militär als die „einzig sicheren Stützen“ der „herrschenden Klassen“ ansah. Der Bauer war nach Kautsky vom „Kommunisten“, der er „bei den alten Deutschen“ (d.h. in der germanischen Urgesellschaft) gewesen sei, zum „Fanatiker des Privateigenthums“ mutiert.<sup>2</sup>

Anders als im Reich verlief die Entwicklung in Bayern. Mit Georg von Vollmar,<sup>3</sup> dem „Königlich Bayerischen Sozialdemokraten“ aus altbayerischem Adelsgeschlecht, verfügte die Sozialdemokratie dort über einen Redner, der die Sprache der Bauern verstand und von der Landbevölkerung akzeptiert wurde. Man hat zu Recht in diesem Zusammenhang „die Ausnahmerolle der bayerischen Sozialdemokratie in der Gesamtpartei“ betont.<sup>4</sup> Am 24. Oktober 1893 hielt Vollmar in der bayerischen Abgeordnetenversammlung eine vielbeachtete Rede über „Die Bauern und die Socialdemokratie“. Im ersten Teil seiner Rede ging Vollmar vor allem auf Fragen der Steuergesetzgebung ein und forderte „eine einheitliche, stufenweise steigende Einkommenssteuer“. Im zweiten Teil kam er auf die Verschuldung der Bauern zu sprechen und stellte fest, daß gerade beim Kleinbesitz die Verschuldung überproportional angestiegen sei. Die „Ursache des Niederganges der bäuerlichen Landwirthschaft“ sah Vollmar darin, „daß die Landwirthschaft in rapid steigendem Maße der kapitalistischen Ausbeutung“ verfallende. Die „Leiden“ der kleinen und mittleren Bauern seien „wesensgleich“ mit den „Leiden der Lohnarbeiter, der großen Proletariermassen“. Als Lösungsmöglichkeit führte Vollmar an: Die Bauern müßten sich organisieren und „ihre organisierte Kraft mit derjenigen der organisierten Arbeiterschaft verbinden, um dadurch die Macht zu erlangen, den Staat zu zwingen, daß er die Ausbeutungsfähigkeit des Kapitalismus in wachsendem Maße einschränke“.<sup>5</sup> Die Ansichten Vollmars waren eine grundlegende Infragestellung und Revision des sozialdemokratischen Programms (nicht nur des Agrarprogramms), und zwar in dreierlei Hinsicht: Erstens vertrat Vollmar die Ansicht, die Sozialdemokratie dürfe

2 Karl Kautsky: Das Erfurter Programm in seinem grundsätzlichen Theil, Stuttgart 1892 (3. Aufl.), S.4f., 23.

3 Zu Vollmar siehe Paul Kampffmeyer: Georg von Vollmar, München 1930; Reinhard Jansen: Georg von Vollmar. Eine politische Biographie, Düsseldorf 1958; Franz Osterroth: Biographisches Lexikon des Sozialismus. Bd. 1: Verstorbene Persönlichkeiten, Hannover 1960, S.318-320. Nicht unwichtig zum Verständnis Vollmars ist, daß er „ein Mann der Praxis“ war, der „nur wenig Verständnis für politische Theorien“ aufbrachte (Jansen, Georg von Vollmar, S.7). Aus offizieller marxistischer Sicht zu Vollmar siehe Hesselbarth, Revolutionäre Sozialdemokraten, S.157-169.

4 Lehmann, Agrarfrage, S.73. Siehe auch die eindrucksvolle Schilderung von Vollmars Wirken in Bayern, ebenda, S.64-72. Siehe auch Gerhard A. Ritter: Die Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Kaiserreich. Die Sozialdemokratische Partei und die Freien Gewerkschaften 1890-1900, Berlin 1963 (2. Aufl.), S.128-149.

5 Die Bauern und die Socialdemokratie. Rede des Abgeordneten Georg von Vollmar zu den Wirtschaftsreform-Anträgen der Abgg. Dr. Jäger und Genossen in der Sitzung der bayerischen Abgeordnetenversammlung am 24. Oktober 1893, Nürnberg 1893, Zitate S.4, 9, 12f.

angesichts der Not der Mittelschichten nicht die Hände in den Schoß legen und auf das Verschwinden dieser Mittelschichten warten. Zweitens war an keiner Stelle von einer Enteignung des Grundeigentums die Rede. Drittens sprach Vollmar nicht von einer sozialistischen Revolution, sondern von Reformen, die den Kapitalismus zunehmend einschränken müßten. Im Grunde war hier bereits die Basis zum Übergang zu einer Reformpartei gelegt.

Auf dem Kölner Parteitag der SPD im Jahr 1893 wurde die Agrarfrage auf Antrag von Bruno Schönlink auf die Tagesordnung des nächsten Parteitages in Frankfurt am Main 1894 gesetzt. Der „Anstoß zur Revision der agrarischen Vorstellungen“ kam „nicht von seiten der theoretischen Forschung“, sondern „entsprang den Erfahrungen und Bedürfnissen der landagitorischen Praxis“.<sup>6</sup> In Frankfurt referierte Schönlink vor allem über Ostelbien, wobei er sich an einigen Stellen auf die Untersuchungen Max Webers bezog,<sup>7</sup> während Vollmar über Süddeutschland sprach und sein Programm eines „Bauernschutzes“ entwickelte. Es wurde aber kein Agrarprogramm, sondern nur eine Resolution verabschiedet, in der die Notwendigkeit betont wurde, die Sozialdemokratie müsse sich ernsthaft mit der Agrarfrage befassen. Zudem wurde ein Agrarausschuß eingesetzt, der dem nächsten Parteitag (in Breslau 1895) Vorschläge unterbreiten sollte. Der Agrarausschuß wurde in drei Unterausschüsse für Süd-, Mittel- und Norddeutschland unterteilt.

Die Gegner formierten sich, und den Anfang machte der greise Friedrich Engels, der feststellte, als „politischer Machtfaktor“ habe sich der Bauer bisher meist durch „Apathie“ ausgezeichnet. Der Kleinbauer sei „unrettbar dem Untergang verfallen“, und diese Erkenntnis müsse die Partei aufs flache Land hinaustragen. Es sei nicht im Interesse der Sozialdemokratie, „den Bauer von heute auf morgen zu gewinnen“, man könne ihn „nicht als Parteigenossen brauchen“. Voll fortschrittsgläubigem Pathos verkündete der sakrosankte Weggefährte von Marx, der kapitalistische Großbetrieb werde über die bäuerlichen Kleinbetriebe hinwegfegen wie „ein Eisenbahnzug über eine Schubkarre“. Ganz anders stehe die „Sache“ bei den Mittel- und Großbauern; für diese Gruppen *dürfe* sich die Partei nicht einsetzen, da es ihre Pflicht sei, die ländlichen Arbeiter zu unterstützen. Und schließlich äußerte sich Engels auch zur Enteignung des Großgrundbesitzes: „Ob diese Expropriation mit oder ohne Entschädigung erfolgt, wird großenteils nicht von uns abhängen, sondern von den Umständen, unter denen wir in den Besitz der Macht kommen.“ Wie oft habe Marx zu ihm gesagt, „wir kämen am wohlfeilsten weg, wenn wir die ganze Bande auskaufen könnten“.<sup>8</sup>

---

6 Eduard David: Sozialismus und Landwirtschaft, Leipzig 1922 (2. Aufl.), S.18.

7 Jansen, Georg von Vollmar, S.58; zu Schönlink siehe auch Wilhelm Bloß: Denkwürdigkeiten eines Sozialdemokraten, Bd. 2, München 1919, S.145; Osterroth, Biographisches Lexikon, Bd. 1, S.269f.

8 Friedrich Engels: Die Bauernfrage in Frankreich und Deutschland, Berlin 1951, S.3, 7, 19, 23, 25f. [geschrieben im November 1894, erstmals veröffentlicht in der *Neuen Zeit* 1894/95]; zum Gesamtzusammenhang siehe auch Friedrich Engels: Der deutsche Bauer. Was war er? Was ist er? Was könnte er sein? [= Die Mark], Berlin (Ost) 1981 (4. Aufl.) [zuerst 1882 erschienen als Anhang zu Engels' Schrift „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“]. Siehe auch Hesselbarth,

Nach diesem zukunftsweisenden Machtwort der führenden Autorität mochten andere, vor allem Karl Kautsky, der in der Partei neben Eduard Bernstein zunehmend in die Rolle eines Chef-Theoretikers (kritische Stimmen meinten: eines „Ober-Inquisitors“<sup>9</sup>) hineinwuchs, nicht auf der falschen Seite stehen. Zur Entscheidung kam es auf dem Breslauer Parteitag des Jahres 1895. Die Unterausschüsse präsentierten zunächst - und dies war ein wenig geglücktes Vorgehen - drei eigene Entwürfe eines Agrarprogramms, komponierten daraus eine dreimal überarbeitete Vorlage, aus der die größten „Ecken“ und „Kanten“, z.B. ein umstrittener Passus zur „Hebung der Landeskultur“, gestrichen wurden.<sup>10</sup> Die Vorschläge der Unterausschüsse waren zum Teil recht problematisch. So war im Entwurf des Unterausschusses für Süddeutschland mehrfach davon die Rede, der Staat solle „Lehengüter“ vergeben. Auch wohlwollende Personen sahen darin Vorschläge von einem „gewissen staatssozialistischen Zuschnitt“.<sup>11</sup>

Die Vorschläge der Agrarkommission liefen auf acht bis zehn Punkte hinaus, die nach den Vorstellungen der Kommission an das Erfurter Programm hätten angehängt werden sollen. Zunächst wurde gefordert, die im Erfurter Programm angemahnte progressive Einkommens- und Vermögenssteuer an eine Beseitigung aller Realsteuern („Gewerbe-, Haus- und Grundsteuern usw.“) zu koppeln. Verlangt wurde außerdem die Abschaffung aller mit dem Grundbesitz verbundenen „behördlichen Funktionen und Privilegien“ wie selbständige Gutsbezirke, Patronatsrechte, Fideikomnisse und Steuervorrechte, die entschädigungslose Aufhebung „jeglicher Art noch bestehender Erbuntertänigkeit“, die Erhaltung und Vermehrung des öffentlichen Grundeigentums (d. h. des Staates und der Gemeinden) durch „Ueberführung des Besitzes“ von Kirchen, Stiftungen und Körperschaften, die Einführung eines Vorkaufsrechts der Gemeinden bei Zwangsversteigerungen, die Bewirtschaftung von „Staats- und Gemeindeländereien auf eigene Rechnung, oder Verpachtung an Genossenschaften von Landarbeitern und von Kleinbauern“, die Einführung eines Staatskredits an Genossenschaften, die „Verstaatlichung der Hypotheken und Grundschulden unter Herabsetzung des Zinsfußes auf die Höhe der Selbstkosten“, die „Verstaatlichung der Mobilien[-] und Immobilien-Versicherung“ (Feuer, Hagel, Wasserschäden, Vieh) die Aufrechterhaltung und Erweiterung der bestehenden Waldnutzungs- und Weiderechte „unter Gleichberechtigung aller Gemeindeangehörigen“, das freie Jagdrecht auf eigenem oder gepachtetem Boden und die Ausdehnung der Arbeiterschutzgesetzgebung auf Landwirtschaft, Handel und Verkehr.<sup>12</sup>

Es ist nicht erstaunlich, daß sich der SPD-Parteitag mit einem Teil dieses Programms

Revolutionäre Sozialdemokraten, S.202-211.

9 Wilhelm Bloss: Von der Monarchie zum Volksstaat. Zur Geschichte der Revolution in Deutschland insbesondere in Württemberg, 2 Bde., Stuttgart 1992 und 1923, hier, Bd. 1, S.10.

10 Siehe Jansen, Georg von Vollmar, S.60f.

11 Kampffmeyer, Georg von Vollmar, S.113.

12 Siehe Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Breslau vom 6. bis 12. Oktober 1895, Berlin 1895, S.212-216.

schwer tat. Einige Punkte wie die Abschaffung der Fideikomnisse waren selbstverständlich. Insgesamt aber war zu wenig von den Landarbeitern und zu viel von der Übernahme bäuerlicher Lasten durch den Staat die Rede. Eine Aussage zum Großgrundbesitz wurde mit Ausnahme der „Ueberführung“ von Korporations-, Stiftungs- und Kirchengütern nicht gemacht, obwohl noch der Unterausschuß für Norddeutschland, dem auch August Bebel angehörte, eine „Ueberführung der Privatwälder in öffentlichen Besitz“ und die Unterkommission für Süddeutschland eine „Enteignung des Riesenbesitzes (Laifundien)“ gefordert hatten. In gewisser Weise kam die Agrarkommission den Bauern zu weit entgegen.

Über die Vorschläge der Agrarkommission wurde ausführlich diskutiert. Als Hauptgegner trat Max Schippel auf, ein ehemaliger Schüler des sozialkonservativen Wirtschaftstheoretikers Rodbertus. Schippel, der selbst dem Unterausschuß für Norddeutschland angehört hatte, unterzog das Agrarprogramm einer vernichtenden, rhetorisch scharf, aber geschickt formulierten Kritik: In dem gesamten Entwurf finde sich „kaum eine Forderung“, die nicht übernommen sei „aus bauernbündlerischen, junkerlich-agrarischen und antisemitischen Programmen, zum Theil schlechtester Art“. Der Agrarentwurf des Unterausschusses für Süddeutschland sei weitgehend einem „österreichischen Gesetzentwurf von 1893“ entnommen, für die der „erkonservative Graf v. Falkenhayn“ verantwortlich sei. Bei dem Agrarprogramm handele es sich um ein Stück politischer „Charlanterie“. Niemand anderes als August Bebel selbst verwahrte sich gegen „solche unqualifizierten Angriffe“ und stellte fest, Schippel sei „in dieser Frage mit einer an Größenwahn grenzenden Anmaßung aufgetreten“.<sup>13</sup>

Schippels Kritik war aber auf fruchtbaren Boden gefallen, zumal sich die Unterausschüsse in einigen Punkten uneins waren. Zudem fehlte Georg von Vollmar (wegen eines langwierigen Nervenleidens), so daß die Hauptlast der Verteidigung auf Eduard David lastete, der - wenig vorteilhaft - als „ehemaliger, etwas pedantischer Oberlehrer“ charakterisiert wird.<sup>14</sup> Schließlich nahm der Parteitag mit 158 gegen 63 Stimmen den Antrag Kautskys an, den vorgelegten „Entwurf eines Agrarprogramms“ zu verwerfen. In der Begründung Kautskys hieß es, dieses Programm stelle der Bauernschaft die „Hebung ihrer Lage“, also die „Stärkung ihres Privateigentums in Aussicht“. Ferner weise das Programm dem „Ausbeuterstaat neue Machtmittel“ zu und erschwere dadurch den „Klassenkampf des Proletariats“. Dem Staat würden Aufgaben übertragen, „die nur ein Staatswesen ersprißlich zur Durchführung bringen kann, in dem das Proletariat die politische Macht erobert hat“.<sup>15</sup> Bebel kommentierte diese

---

13 Ebenda, S.105, 109f., 112.

14 Jansen, Georg von Vollmar, S.60.

15 Siehe Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands zu Breslau 1895, S.98-176 (Diskussion), 176f. (Abstimmung), 204 (Antrag Kautsky), 209-216 (Anträge und Vorschläge der Agrarkommission). Eine ausführliche Darstellung der Breslauer Diskussion würde zu weit führen. Gegen den Antrag Kautskys stimmten u.a. August Bebel, Eduard David, Wilhelm Keil, Wilhelm Liebknecht und Paul Schönlanck. Unklar ist, wieso Schumacher davon spricht, der „Realpolitiker Bebel“ sei auf die „doktrinaire Position Kautskys“ eingeschwenkt (Martin Schumacher: Land und Politik. Eine

Entscheidung mit den Worten: „Die Breslauer Beschlüsse verlängern unsere Wartezeit um mindestens zehn Jahre, aber dafür haben wir das ‚Prinzip‘ gerettet.“<sup>16</sup> Gescheitert war der Vorstoß der sozialdemokratischen Agrarkommission auch an den unterschiedlichen Agrarstrukturen Deutschlands und an der Unfähigkeit der Partei, die unterschiedlichen regionalen Ansichten und Forderungen zusammenzuführen.

Das „schlimmste oder vielmehr das beste“ am Breslauer Beschluß war, „daß er in der Praxis gar nicht beachtet werden konnte“.<sup>17</sup> In Bayern blieb Vollmars Einfluß spürbar. Im Anschluß an den Nürnberger Parteitag von 1896 veröffentlichte die bayerische Parteileitung eine 24seitige Schrift über „Bauernfrage und Sozialdemokratie in Bayern (1893-1896)“, die „richtungsweisend für die weitere Arbeit“ war.<sup>18</sup> Wir beschränken uns auf die entscheidenden Sätze: „Diese Bauern [die selbstwirtschaftenden Bauern, A.D.] unterscheiden sich vom modernen Proletarier wirtschaftlich nur dadurch, daß sie sich noch im Besitze ihres Arbeitsmittels befinden. Dieser selbst erarbeitete, auf der Verwachsung des unabhängigen Arbeitsindividuums mit seinen Arbeitsbedingungen beruhende Besitz ist wesentlich verschieden von der kapitalistischen Eigentumsform, welche auf der Ausbeutung fremder Arbeit beruht.“ Scharf und deutlich wandte sich Vollmar gegen Positionen, wie sie insbesondere von Karl Kautsky vertreten wurden, ohne diesen persönlich jedoch zu nennen: „Die Existenz der Bauern zu vernichten und ihn zu proletarisieren, liegt wohl in der Tendenz des Kapitalismus, aber nicht im Sinne und Interesse des Sozialismus“.<sup>19</sup> Sicherlich ließ dieses Konzept einige Fragen offen. Wo zum Beispiel sollte die Grenze gezogen werden zwischen selbstwirtschaftenden und ‚kapitalistischen‘ Bauern. Jeder Landwirt, der einen Knecht oder eine Magd beschäftigte, war ja im Grunde bereits Arbeitgeber. Aber dieses Konzept war immerhin ein Anfang, auf dem aufgebaut werden konnte. Es enthielt auch ein klares Bekenntnis zur Demokratie (Sozialisten sind „zugleich Demokraten, d.h. sie wollen nicht das Volk beherrschen und ihm gegen seinen Willen Gesetze diktieren“) und gegen den Militarismus.<sup>20</sup>

Auch außerhalb Bayerns ebte die Diskussion nicht ab. 1899 erschien Kautskys Werk „Die Agrarfrage“, 1903 Eduard Davids Gegenentwurf „Sozialismus und Landwirtschaft“. In der zweiten Auflage des Jahres 1922 wies David darauf hin, daß die Reichsstatistiken der Jahre 1895 und 1907 die Annahmen der SPD-Dogmatiker widerlegt hätten: Der landwirtschaftliche Kleinbetrieb sei keineswegs verschwunden; ganz im Gegenteil sei sein Anteil gestiegen. Kautskys „Agrarfrage“ sei „ein einziger Versuch, die Weisheit der so hartnäckig verteidigten Theorie vor dem Unverstand der

---

Untersuchung über politische Parteien und agrarische Interessen 1914-1923, Düsseldorf 1978, S.317, Hervorhebung im Original). Zumindest für Breslau trifft dies nicht zu.

16 Bebel an Victor Adler (20.10.1895), zitiert nach Jansen, Georg von Vollmar, S.61, Anm. 2.

17 David, Sozialismus, S.27.

18 Jansen, Georg von Vollmar, S.62.

19 Bauernfrage und Sozialdemokratie in Bayern (1893-1896), Nürnberg 1896, S.9.

20 Ebenda, S.8, 23f.

Bauern zu schützen, die sich weigerten, jener Theorie zu Liebe den Absturz ins Proletariat zu vollführen“.<sup>21</sup>

In der Tat vertiefte Kautsky Buch eher die Gräben, als daß es sie zuschüttete. Ein Bauernschutz sei abzulehnen, weil er „in erster Linie nicht Schutz der bäuerlichen Persönlichkeit, sondern Schutz des bäuerlichen Eigenthums“ bedeute. Zudem sei „nicht die Bauernschaft, sondern das Proletariat der Träger der modernen sozialen Entwicklung“. Eine „Hebung der Bauernschaft auf Kosten des Proletariats“ bedeute „Hemmung des gesellschaftlichen Fortschritts“. Im übrigen berief sich Kautsky auf den Beschluß der „Internationale“, daß die Gesellschaft das Recht habe, „das Privateigenthum an Grund und Boden aufzuheben und denselben in Gemeineigenthum zu verwandeln“. Im Interesse der Gesellschaft sei es „nothwendig“, diese Umwandlung zu vollziehen. Allerdings seien die Sozialdemokraten nicht dazu berufen, diesen unvermeidlichen Untergang „durch Eingriffe unsererseits zu beschleunigen“.<sup>22</sup>

Die Auseinandersetzung um den Bauernschutz wurde immer mehr Teil der großen Revisionismusdebatte innerhalb der Sozialdemokratie, die auf Seiten der „Revisionisten“ vor allem von Eduard Bernstein geführt wurde. In seinem Buch „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie“ nahm Bernstein auch zur „Agrarfrage“ Stellung und kam zu dem Ergebnis, das Eintreten für einen Bauernschutz sei seines Erachtens „unbedenklich“, wenn „zwei Voraussetzungen“ erfüllt seien: „Erstens, daß ihm ein kräftiger Schutz der ländlichen Arbeiter gegenübersteht, und zweitens, daß, was ohnehin Vorbedingung für seine Verwirklichung ist, Demokratie in Staat und Gemeinde herrscht.“<sup>23</sup>

Kautskys Argumentation lief im Kern darauf hinaus, daß es keine Sonderentwicklung der Landwirtschaft gegenüber der Industrie gebe. Auch in der Landwirtschaft führe die ökonomische und gesellschaftliche Entwicklung zu einer Konzentration und Proletarisierung.<sup>24</sup> Eduard David dagegen bezweifelte, daß es zu einem Verschwinden der bäuerlichen Klein- und Mittelbetriebe kommen werde.

Daß die „vorwiegend ökonomische“ Analyse Kautskys für die SPD in die alltagspolitische „Sackgasse“ führte, wurde auch von der marxistisch-leninistischen For-

---

21 David, Sozialismus, S.29.

22 Karl Kautsky: Die Agrarfrage. Eine Uebersicht über die Tendenzen der modernen Landwirtschaft und die Agrarpolitik der Sozialdemokratie, Stuttgart 1899, S.320f., 387f., 445f.

23 Eduard Bernstein: Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie, hrsg. von Günther Hillmann, Reinbek bei Hamburg 1969 [Erstveröffentlichung 1899], S.184f.

24 Siehe Hellmut Hesselbarth: Der aufkommende Revisionismus in der Bauernfrage und Karl Kautsky, in: Marxismus und deutsche Arbeiterbewegung. Studien zur sozialistischen Bewegung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, hrsg. von Horst Bartel u. a., Berlin (Ost) 1970, S.331-397, hier S.372. Allerdings vertrat Kautsky hinsichtlich dieser Frage nicht immer dieselbe Position. So hatte der zweite Teil des Antrag Kautskys in Breslau gelautet: „Der Parteitag erkennt an, daß die Landwirtschaft ihre eigenthümlichen von denen der Industrie verschiedenen Gesetze hat, die zu studiren und zu beachten sind, wenn die Sozialdemokratie auf dem flachen Land eine gedeihliche Wirksamkeit entfalten soll.“ Dieser Teil des Antrags wurde bei nur einer Gegenstimme angenommen, vgl. Protokoll Parteitag Breslau, S.177, 204.

scheidung konstatiert. So stellte Hellmut Hesselbarth fest, Kautsky habe einen „negativen Standpunkt“ gegenüber den Bauern eingenommen und behauptet, die Zeit sei „noch nicht reif für ein Agrarprogramm“. Dadurch sei der „große Anlauf, den die Sozialdemokratie in der Mitte der neunziger Jahre genommen hatte, um ins Dorf zu gelangen, stecken geblieben“. Die SPD sei aus ihrer „sterilen Position“ nicht mehr herausgekommen.<sup>25</sup> In zwei Punkten ist Hesselbarth allerdings zu kritisieren: Erstens ist die Darstellung der Position Franz Oppenheimers zu korrigieren: Oppenheimer stand zwar politisch Bernstein und damit dem Revisionismus nahe, war aber gerade in der Genossenschaftsfrage, anders als Hesselbarth schreibt, weit links angesiedelt. Er trat für Arbeiterproduktivgenossenschaften ein. Diese Position hatte mit der Eduard Davids, den bäuerlichen Kleinbetrieb zu fördern, relativ wenig gemeinsam.<sup>26</sup> Zum zweiten war die „revisionistische“ Position Eduard Bernsteins nicht opportunistisch, sondern beruhte auf wichtigen gesellschaftlichen Beobachtungen und Analysen.

In der alltäglichen Politik wurde die Lösung der Agrarfrage innerhalb der SPD durch zwei weitere Faktoren behindert, über die noch nicht gesprochen wurde. Als Ballast erwies sich erstens die heiß diskutierte Frage, ob der landwirtschaftliche Groß- oder der Kleinbetrieb volkswirtschaftlich besser sei. Insgesamt neigte die Mehrheit der Partei der Meinung zu, dem Großbetrieb sei der Vorzug zu geben. Da aber eine Enteignung des Großgrundbesitzes nicht auf der Tagesordnung stand, näherten sich die Befürworter des Großbetriebs indirekt an die Position des Großgrundbesitzes an. So zum Beispiel der 1909 gegründete und 1913 umbenannte sozialdemokratische Deutsche Landarbeiterverband, der unter seinem Vorsitzenden Georg Schmidt die Linie verfolgte, Großbetriebe dürften nicht zerschlagen werden, da eine Zerschlagung die Arbeitsplätze der Landarbeiter und Landarbeiterinnen gefährde. De facto wurde dadurch nicht nur der Großbetrieb, sondern auch der Großgrundbesitz stabilisiert.

Die Agrarfrage blieb offen. 1914 standen sich innerhalb der SPD Agrar marxisten und Agrarreformisten „unversöhnlich gegenüber“.<sup>27</sup> Der Jenaer Parteitag des Jahres 1913 setzte eine Kommission zur Untersuchung der landwirtschaftlichen Verhältnisse und Ausarbeitung eines Agrarprogramms ein, deren Arbeit jedoch durch den Krieg unterbrochen wurde. Während des Ersten Weltkrieges, insbesondere seit 1916/17, gewann die agrarpragmatische Richtung der Sozialdemokratie an Bedeutung, zu der jetzt auch Max Schippel zu rechnen war. Bei der Gründung des Kriegsernährungsamtes im Jahr 1916 wurde der Sozialdemokrat August Müller in den Vorstand berufen. Beim Ausbau des Kriegsernährungsamtes 1917 wurde er Unterstaatssekretär. Er war der erste Sozialdemokrat, der auf Reichsebene Regierungsmitglied wurde.

---

25 Siehe Hesselbarth, Revisionismus, S.375, 380, 386f.

26 Zu meiner eigenen Position siehe die Darstellung weiter unten. Vgl. dagegen Hesselbarth, Revisionismus, S.351.

27 Schumacher, Land, S.320.

*Weitreichende Weichenstellungen - die Agrarpolitik der SPD 1918/19*

Nach der Übertragung der Reichskanzlerschaft von Max Prinz von Baden auf Friedrich Ebert und der Bildung der aus drei SPD- und drei USPD-Vertretern bestehenden provisorischen Reichsregierung, die sich Rat der Volksbeauftragten nannte, war die Sozialdemokratie am 8. und am 9. November 1918 in die entscheidenden Machtpositionen gelangt. Sie übte diese Macht äußerst zurückhaltend, fast schon schüchtern aus. Demokratietheoretisch betrachtet handelte sie außerordentlich verantwortungsbewußt, machtpolitisch gesehen versäumte sie es, der neuen Zeit ihren Stempel aufzudrücken. Hinsichtlich der Agrarpolitik standen vier Fragen im Vordergrund: Erstens galt es, die Ernährung zu sichern, zweitens die Lage der Landarbeiter und Landarbeiterinnen zu verbessern, drittens die Haltung zum Großgrundbesitz zu klären und viertens ein längerfristiges sozial-agrarpolitisches Konzept zu entwickeln.

Am wenigsten unproblematisch für die SPD war Punkt zwei: Am 12. November 1918 verkündete der Rat der Volksbeauftragten „mit Gesetzeskraft“, wie es in dem Aufruf hieß, ein neun Punkte umfassendes Programm,<sup>28</sup> die „Magna Charta‘ der Revolution“,<sup>29</sup> das erste Verfassungsgesetz der revolutionären Übergangszeit.<sup>30</sup> Punkt 8 dieser Erklärung lautete: „Die Gesindeordnungen werden außer Kraft gesetzt, ebenso die Ausnahmegesetze gegen die Landarbeiter.“ Diese Bestimmung war ein Vorläufer der Vorläufigen Landarbeitsordnung, die am 24. Januar 1919 verkündet und im März 1919 von der Weimarer Nationalversammlung bestätigt wurde. Einzigartig war, daß diese Verordnung, die formal nur eine „vom Gesetzgeber besiegelte, freie Absprache der wirtschaftspolitischen Verbände“ darstellte<sup>31</sup>, Gesetzeskraft erhielt. Eine historische

---

28 Aufruf des Rates der Volksbeauftragten an das deutsche Volk vom 12.11.1918, RGBl. 1918, S.1303f.; Wiederabdruck in: Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Erste Reihe: Von der konstitutionellen Monarchie zur parlamentarischen Republik. Bd. 6/I. Die Regierung der Volksbeauftragten 1918/19, eingeleitet von Erich Matthias, bearbeitet von Susanne Müller unter Mitwirkung von Heinrich Potthoff, Düsseldorf 1969, Nr. 9; Ernst Rudolf Huber (Hrsg.): Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte Bd. 4. Deutsche Verfassungsdokumente 1919-1933, Stuttgart u.a. 1991 (3. Aufl.), Nr. 7; Philipp Scheidemann: Memoiren eines Sozialdemokraten, Dresden 1928, Bd. 2, S.324f.; Friedrich Ebert: Schriften, Aufzeichnungen, Reden. Mit unveröffentlichten Erinnerungen aus dem Nachlaß, Dresden 1926, Bd. 2, S.96f.; auszugsweise in: Lage und Kampf der Landarbeiter im ostelbischen Preußen, Bd. 2, eingeleitet von Hans Hübner, bearbeitet von Hans Hübner und Heinz Kathe, Berlin (Ost) 1977, Nr. 179. Zum Gesamtzusammenhang siehe Andreas Dornheim: Der lange Weg in die Moderne. Agrarische Politik und ländliche Gesellschaft in Deutschland 1918-1960, unveröffentlichte Habilitationsschrift Universität Erfurt 2000/2001, S.271-308.

29 Wilhelm Dittmann: Erinnerungen. Bearbeitet und eingeleitet von Jürgen Rojahn, Frankfurt a.M./New York 1995, Bd. 2, S. 571. Nach Dittmann war diese Proklamation „in Haases knapper, klarer Sprache verfaßt“ und ohne „Meinungsverschiedenheit“ vom Rat der Volksbeauftragten verabschiedet worden (S.571f.).

30 Ernst Rudolf Huber: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, Bd. V: Weltkrieg, Revolution und Reicherneuerung 1914-1919, Stuttgart u. a. 1978, S.733.

31 Siehe Schumacher, Land, S.113. Die Vorläufige Landarbeitsordnung wurde in der Hauptsache durch eine Kommission des Reichs-Bauern- und Landarbeiterrats im Dezember 1918 erarbeitet. Dieser

Kuriosität ist, daß die als „vorläufig“ deklarierte Landarbeitsordnung außerordentlich lange gültig blieb. Sie überdauerte viele politische Brüche der deutschen Geschichte: In der DDR wurde sie kurz nach der Staatsgründung durch das „Gesetz zum Schutz der Arbeitskraft der in der Landwirtschaft Beschäftigten“ vom 12. Dezember 1949 abgeschafft. In der BRD galt sie sogar bis zum Inkrafttreten des ersten Arbeitsrechtsbereinigungsgesetzes vom 14. August 1969.

Auch wenn die Bestimmung vom 12. November 1918 als „epochemachend“ bezeichnet wurde,<sup>32</sup> und damit die „Befreiung der Landarbeiter“ in Verbindung gebracht wird,<sup>33</sup> so ist doch festzustellen, daß eine völlige Gleichstellung der Landarbeiterschaft mit der Industriearbeiterschaft nicht erreicht wurde. Eine Lücke, die die Vorläufige Landarbeitsordnung nicht schloß, war das Problem der Kinderarbeit, das überhaupt nicht angesprochen wurde. Die Revolution hatte „die Kinder vergessen“.<sup>34</sup> Nicht durchzusetzen war in der Landwirtschaft der Achtstundentag, den die Novemberrevolution für die Industriearbeiterschaft gebracht hatte.<sup>35</sup> Eine der wichtigsten Errungenschaften der Revolution war, daß die Landarbeitergewerkschaften nun als Vertretungen der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer anerkannt wurden. Allerdings schwankte die tatsächliche Bedeutung der Gewerkschaften von Land zu Land und in Preußen von Provinz zu Provinz beträchtlich. In der Provinz Sachsen war der Arbeitgeberverband gegenüber den Gewerkschaften relativ kooperativ, während die Arbeitnehmersvertretungen in Pommern schonungslos bekämpft wurden.<sup>36</sup>

Hinsichtlich der Frage, wie das Verhältnis zum landwirtschaftlichen Großgrundbesitz zu gestalten sei, ließ sich der Rat der Volksbeauftragten die Initiative aus der Hand nehmen. Der sogenannte Kriegsausschuß der deutschen Landwirtschaft, die wichtigste agrarische Interessenvertretung in der Zeit des Ersten Weltkrieges, die sich noch im November 1918 in Reichsausschuß der deutschen Landwirtschaft umbenannte,

---

Kommission gehörten vier Vertreter der landwirtschaftlichen Arbeitgeber und vier Arbeitnehmervertreter an.

32 Huber, Verfassungsgeschichte, Bd. V, S.739.

33 Ernst Klein: Geschichte der deutschen Landwirtschaft im Industriezeitalter, Wiesbaden 1973, S.159.

34 Helene Simon: Landwirtschaftliche Kinderarbeit. Ergebnisse einer Umfrage des Deutschen Kinderschutz-Verbandes über Kinderarbeit im Jahre 1922. Unter Zugrundelegung der staatlichen Erhebung über die Lohnbeschäftigung von Schulkindern in der Landwirtschaft vom 15. November 1904, Berlin o. J., S. V.

35 Allerdings wurde auch in der Industrie der Achtstundentag ab 1923 aufgeweicht (in Richtung eines Neun- und Zehnstundentags). Darüber zerbrach die Zentralarbeitsgemeinschaft der industriellen und gewerblichen Arbeitgeber und Arbeitnehmer Deutschlands. Erst 1927 kehrte das vierte Kabinett Marx zum Achtstundentag zurück. Siehe Friedrich Syrup/Julius Scheuble/Otto Neuloh: Hundert Jahre Staatliche Sozialpolitik 1839-1939, Stuttgart 1957, S.278-282; Gerald D. Feldman/Irmgard Steinisch: Die Weimarer Republik zwischen Sozial- und Wirtschaftsstaat. Die Entscheidung gegen den Achtstundentag, in: Archiv für Sozialgeschichte, 18 (1978), S.353-439.

36 Siehe Thomas Nabert: Der Großgrundbesitz in der Preußischen Provinz Sachsen 1913-1933, Köln u.a. 1992, S.132-138; Johann Baptist Beßler: Die Streikbewegung in der deutschen Landwirtschaft unter besonderer Berücksichtigung Ostelbiens und Mitteldeutschlands, Bamberg 1927.

veröffentlichte am 9. November 1918 einen Aufruf an die „landwirtschaftlichen Körperschaften Deutschlands“ und forderte die Bildung von „Orts- und Gemeindeausschüsse[n]“, die jedoch auf Druck der Rätebewegung wenige Tage später in Bauern- und Landarbeiterräte umbenannt wurden. Die Orts- und Gemeindeausschüsse sollten im Kern die Funktion haben, jede „Störung der Ordnung“ auf dem flachen Land zu verhindern, das Eigentum und auch den Großgrundbesitz zu schützen, die Ernährung zu sichern und bei Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu vermitteln.<sup>37</sup>

Zudem suchte der Kriegsausschuß das Gespräch mit dem Rat der Volksbeauftragten, das am 11. November 1918 zustande kam. Schenkt man der Niederschrift der Agrarverbände Glauben, dann verlief das Gespräch in der Reichskanzlei am 11. November abends um Viertel nach sieben harmonisch. Zwar wurde die Delegation der Agrarverbände nicht von Ebert empfangen, der verhindert war. Sein Vertreter Philipp Scheidemann begrüßte aber „dankbar die Erklärung der Vertreter des Kriegsausschusses“ und erklärte, es sei „selbstverständlich, daß der Reichskanzler bereit sei, die Bestrebungen des Kriegsausschusses zu unterstützen, da die Ernährungsfrage die wichtigste für das deutsche Volk sei“. Scheidemann verwies auf die Bildung von Bauernräten, „die wohl in der Hauptsache auf dasselbe hinausgehen, wie die vom Kriegsausschuß angeregte Bildung von Orts- und Gemeindeausschüssen“. Er gab zwar keine Eigentumsгарantie, seinen Worten war aber auch nicht zu entnehmen, daß Eingriffe geplant seien. Einzig Dittmann (USPD) sprach „die entschiedene Warnung aus, daß, da die Landwirte mehrfach die Vorräte zurückbehalten hätten, die landwirtschaftlichen Betriebe noch schärfer als bisher angefaßt werden müßten, wenn das so bliebe“.<sup>38</sup> Die Eigentumsгарantie wurde einige Tage später, am 12. November 1918, vom Rat der Volksbeauftragten gegeben.

Diese weitgehende Verständigung zwischen dem Rat der Volksbeauftragten und dem Kriegsausschuß der deutschen Landwirtschaft hat die historische Forschung zu Recht überrascht. Jens Flemming mochte zwar nicht den Ausdruck „Bündnis“ verwenden, wies aber auf „ein verblüffend hohes Maß an Entgegenkommen“ von seiten der Sozialdemokratie, ja auf „Sorglosigkeit“ hin, um nicht den Ausdruck Naivität zu gebrauchen. Martin Schumacher sprach davon, es habe sich „im Kern“ um eine „völlige Preisgabe“ sozialdemokratischer Positionen gehandelt. Er machte die „Angst vor Hungersnot und einer konterrevolutionären Bewegung des flachen Landes“ für diesen Politikbruch verantwortlich. Aus der Sicht des DDR-Historikers Georg Uhlmann

---

37 Ein Exemplar des Aufrufs im Archiv des Westfälisch-Lippischen Landwirtschaftsverbandes Münster (im folgenden: Archiv WLW), Bestand D, Nr. 16. Vgl. Siehe auch Heinrich Muth: Die Entstehung der Bauern- und Landarbeiterräte im November 1918 und die Politik des Bundes der Landwirte, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 21 (1973), S. 1-38, hier S. 8.

38 Empfang der Vertretung des Kriegsausschusses der deutschen Landwirtschaft bei der Reichsregierung am 11. November 1918; Archiv WLW, Bestand D, Nr. 16. Dittmann geht erstaunlicherweise in seinen Erinnerungen auf dieses Treffen nicht ein. Hinweise fehlen auch in den Memoiren von Ebert und Scheidemann.

handelte es sich um einen „Pakt“ zwischen den rechten Führern der Sozialdemokratie und den Großagariern.<sup>39</sup>

Bevor wir uns der Interpretation zuwenden, sei noch auf die wichtigste sozial-agrarpolitische Maßnahme der revolutionären Übergangszeit hingewiesen, die Bodenpolitik. Aufgrund bestimmter Traditionen wie der Heimstätten- und Bodenreformbewegung, der sogenannten Inneren Kolonisation, die sich freilich im Kaiserreich zunehmend mit einem Expansionsdrang nach Osten vermischt hatte, sowie dem „Siedlungsversprechen“ Hindenburgs am Ende des Ersten Weltkrieges bestand Ende 1918 und Anfang 1919 bei weiten Kreisen der deutschen Bevölkerung die Erwartung, ihnen werde in irgendeiner Form „Siedlungsland“ zugewiesen. Doch woher sollte dieses Land kommen? Deutschland hatte den Krieg verloren und mußte einen Teil seiner Gebiete abtreten. Zudem sollte der Großgrundbesitz nach dem Willen der Regierung nicht grundsätzlich in Frage gestellt werden.

Es gab eine Reihe unterschiedlicher Vorstellungen, die hier nicht alle dargestellt werden können. Als sich das Reichsarbeitsamt ab Mitte November 1918 mit der Frage der „Förderung des ländlichen Siedlungswesens“ befaßte, standen zwei bzw. drei Positionen zur Diskussion: Der Mediziner und Soziologe Franz Oppenheimer, der der Sozialdemokratie nahe stand, wollte vom Großgrundbesitz billig Land erwerben und vor allem landwirtschaftliche Arbeiterproduktivgenossenschaften und - als Vorstufe - Anteilswirtschaften gründen. Kern seiner Idee war die völlige oder teilweise genossenschaftliche Nutzung des Bodens. Dagegen wollte der den Deutschnationalen nahestehende Max Sering eine individuelle Nutzung des Bodens. Ähnlich wie Oppenheimer wollte auch Sering das Land vom Großgrundbesitz erhalten. Sering, der bereits am 16. November 1918 den „Entwurf eines Reichsgesetzes zur Beschaffung von landwirtschaftlichem Siedlungsland“ vorlegte, der später in die Gesetzgebung einfloß, regte die Bildung von Landlieferungsverbänden an, die rechtsfähige Körperschaften bilden sollten. Die Landlieferungsverbände bestanden aus den Eigentümern der großen Güter, die einen Teil ihres Landes in einem Akt der Selbstenteignung aussuchen und gegen eine Entschädigung zur Verfügung stellen sollten. Die Großgrundbesitzer, die ab dem 20. November 1918 an den Sitzungen teilnahmen, warnten zwar vor einer „Zerstückelung des Großgrundbesitzes“, erklärten sich aber ansonsten „mit den von Professor Sering verfolgten Zielen einverstanden“.<sup>40</sup>

Ein dritter Vorschlag, der 1918 weitgehend unterging, aber durch seine Klarheit besticht, ging auf Friedrich Aereboe zurück. Aereboe stand der SPD zwar nicht nahe und war politisch zwischen Oppenheimer und Sering angesiedelt, wollte aber den

---

39 Siehe Jens Flemming: Die Bewaffnung des „Landvolks“. Ländliche Schutzwehren und agrarischer Konservatismus in der Anfangsphase der Weimarer Republik, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 26 (2/1979), S.7-36. hier S.11; Schumacher, Land, S.96; Georg Uhlmann: Die Landarbeiter und Bauern in der Novemberrevolution 1918 und im Frühjahr 1919, Phil. Diss. am Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, o. J., S.83.

40 Bundesarchiv Koblenz, N 1210 (Nachlaß Max Sering), Nr. 46.

Großgrundbesitz durch eine progressive Grundvermögenssteuer zur Rentabilität oder zum Verkauf seiner Güter zwingen. Die progressive Grundvermögenssteuer sollte den Besitz riesiger Latifundien so verteuern, daß der Besitzer entweder gezwungen war, Land zu verkaufen, um weniger Steuern zu zahlen, oder so profitabel wirtschaften mußte, daß er die Steuern bezahlen konnte. Aereboe forderte außerdem eine Erhöhung der Landarbeiterlöhne, weil nach seiner Meinung nur so eine Abwanderung in die Industrie zu verhindern war, und bessere Bildungsmöglichkeiten vor allem für die Kleinbauern.<sup>41</sup>

Auch in der Siedlungsfrage folgte die Sozialdemokratie dem konservativsten Vertreter und gab dem Vorschlag Max Serings den Vorzug. Nicht Paktieren und Verrat, nicht Naivität und die Aufgabe sozialdemokratischer Positionen waren die eigentlichen Ursachen für dieses Verhalten, sondern das Fehlen eines Agrarkonzeptes. Die SPD verfügte aufgrund ihrer jahrzehntelangen Streitigkeiten in der Agrarfrage über keine Vorstellungen, welchen Grundsätzen ihre Agrarpolitik folgen sollte, sieht man von einem Eintreten für die Rechte der Landarbeiter und Landarbeiterinnen ab. In gewisser Weise war die Partei froh, die Arbeit vermeintlich neutralen Sachverständigen überlassen zu können.

Das auf Serings Vorschlägen basierende Reichssiedlungsgesetz vom 11. August 1918 hatte jedoch einige entscheidende Nachteile: Es war für den Staat und die gemeinnützigen Siedlungsgesellschaften ungeheuer kostspielig; es zog aufgrund unklarer Regelungen bei der Höhe der Entschädigungen eine Prozeßlawine nach sich; es ermöglichte es den Großgrundbesitzern, schlechte Böden zu verkaufen, und überforderte einen Teil der Siedler, die mit den schlechten Böden nicht zurecht kamen. Der Umfang des zwischen 1919 und 1932 gewonnenen Siedlungslandes in Höhe von rund 932.000 Hektar blieb hinter den Erwartungen von fünf bis sechs Millionen Hektar zurück.

#### *Positionswechsel, aber kein Ende der Widersprüche – die SPD-Agrarpolitik von 1923-1930*

1923 erfolgte eine Veränderung der sozialdemokratischen Position, als die SPD-Fraktion im Reichstag den sogenannten Antrag Müller-Franken einbrachte, der verlangte, die „in der Reichsverfassung verheißene Reform der Bodenverteilung und Bodenbenutzung“ müsse „unverzüglich“ durchgeführt werden. Ziel der Maßnahme solle die „Steigerung des landwirtschaftlichen Ertrags“ sein. Privater landwirtschaftlicher Besitz über 750 Hektar und Privatwald über 100 Hektar seien an das Reich „abzutreten“. Als „angemessene Entschädigung“ sollte „der für die Veranlagung zur Vermögenssteuer festgelegte Wert der Grundstücke“ gezahlt werden. Der Wald sollte zum Eigentum des Staates erklärt werden und die Nutzung unter staatlicher Aufsicht erfolgen.<sup>42</sup>

41 Siehe Friedrich Aereboe: Agrarpolitik. Ein Lehrbuch, Berlin 1928, S.573-583.

42 Abgedruckt in: Sozialdemokratische Parteikorrespondenz für die Jahre 1923 bis 1928 (Ergänzungsband), hrsg. vom Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, o. O. [Berlin 1930], S.473f.; siehe auch Sozialdemokratie, Landwirtschaft, Bodenreform (Die Richtlinien der SPD für ein neues Bodenrecht der Arbeit: Antrag Müller-Franken), hrsg. auf Grund der Verhandlungen des

Mit diesem Antrag nahm die SPD einige Punkte vorweg, die sich in ihrem Agrarprogramm des Jahres 1927 wiederfinden.

Das auf dem Kieler Parteitag Ende Mai 1927 verabschiedete Agrarprogramm der SPD stellt den wichtigsten Einschnitt dar. Das Programm, das ohne Diskussion verabschiedet wurde (auch dies ist nach Meinung des Verfassers ein Ausdruck dafür, wie unangenehm die Agrarfrage der SPD nach wie vor war), geht auf Hans Krüger und Fritz Baade zurück. Diese waren Protagonisten unterschiedlicher sozialdemokratischer Positionen. Hans Krüger war vor allem und in erster Linie ein Gegner des Latifundienbesitzes, stand aber auch dem Siedlungsgedanken nahe. Fritz Baade verkörperte den neuen Typus eines sozialdemokratischen Politikers, der weltanschaulich weniger stark gebunden und vor allem ein pragmatischer Macher war.

Da „Millionen“ von Menschen auf die „Stellungnahme der Partei zur Agrarfrage“ warteten,<sup>43</sup> war der Druck, ein Ergebnis zu präsentieren, außerordentlich groß. Einleitend hieß es, der Kapitalismus lasse anders als in der Industrie „die Eigentumsverhältnisse und Unternehmensgrößen in der Landwirtschaft bestehen“. Das bedeutete nichts anderes als eine endgültige Distanzierung von den Thesen Engels' und Kautskys. Sechs große Forderungen wurden erhoben: An erster Stelle stand die Durchführung einer Bodenreform. Es wurde „nicht nur die formelle, sondern auch die tatsächliche Beseitigung der Fideikomnisse und ähnlicher Landansammlungen in der Hand einzelner Familien“ verlangt. Landwirtschaftliche „Großbesitzungen“ (im „deutschen Osten etwa 750 Hektar“) sollten „den überschießenden Teil“ ihres Eigentums an die „öffentliche Hand (Reich, Länder)“ abgeben, und zwar „gegen eine Entschädigung“, die „nach dem Steuerwert der Grundstücke zu berechnen ist“. Waldbesitz über 100 Hektar sei „nach denselben Grundsätzen zu enteignen“. Das so vom Reich gewonnene Land sollte vor allem für Siedlungszwecke genutzt werden. Dabei wurde betont, die „bisherigen bäuerlichen Wirtschaften“ müßten „in ihrem Bestand“ geschützt werden.

Im zweiten Teil des Programms, der mit „Förderung der landwirtschaftlichen Erzeugung“ überschrieben war, ging es der Sozialdemokratie um einen Ausgleich zwischen Stadt und Land durch eine „Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse“. Im dritten Abschnitt, der die „Regelung des Absatzes der landwirtschaftlichen Erzeugnisse“ thematisierte, wurde an Stelle von Getreidezöllen ein „Reichsmonopol für die Einfuhr und Ausfuhr von Getreide- und Mühlenprodukten“ gefordert. Der vierte Teil thematisierte die Frage der Besteuerung. Hier näherte sich die SPD weitgehend an

---

Bezirksparteitages der SPD in Cuxhaven am 28. und 29. Juni 1925 vom Bezirkssekretariat Hamburg-Nordwest der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Hamburg 1925; Rosemarie Leuschen-Seppl: Zwischen Staatsverantwortung und Klasseninteresse. Die Wirtschafts- und Finanzpolitik der SPD zur Zeit der Weimarer Republik unter besonderer Berücksichtigung der Mittelphase 1924-1928/29, Bonn 1981, S.202; Schumacher, Land, S.351f.

43 So Hans Krüger in seinem Schlußwort in: Sozialdemokratischer Parteitag 1927 in Kiel, Protokoll mit dem Bericht der Frauenkonferenz, Berlin 1927, S.136.

die oben geschilderte Position Friedrich Aereboes an. Der fünfte Abschnitt enthielt einen umfangreichen Forderungskatalog zur Verbesserung der Situation der Land- und Forstarbeiter (verstärkter Wohnungsbau, faktisches Koalitionsrecht, Anwendung des Betriebsrätegesetzes für die Landwirtschaft). Im Zentrum des sechsten Teils standen Forderungen nach der Verbesserung einer bäuerlichen Sozialpolitik im Bereich der Kranken-, Lebens-, Invaliditäts- und Altersversicherung.<sup>44</sup>

Die Jahre 1923 bis 1927 wurden als „Wende“ der SPD hinsichtlich ihrer Agrarpolitik bezeichnet.<sup>45</sup> Demgegenüber ist jedoch festzuhalten, daß mit dem Kieler Agrarprogramm keineswegs alle Widersprüche in der Haltung der Partei zu Agrarfragen beseitigt wurden. Die ernstzunehmende Kritik jenseits polemischer Überzeichnungen stellte vor allem zwei Punkte heraus: Erstens wurde aus den Reihen sozialdemokratisch orientierter Wissenschaftler „eine gewisse innere Uneinheitlichkeit des Programms“ kritisiert. Die Teile, die auf den Modernisierer Baade zurückzuführen seien, stünden weitgehend unverbunden neben den Ausführungen des Sozialreformers Krüger: Für den „produktionspolitisch orientierte[n] Baade“ sei die „Frage des Groß- oder Kleinbetriebs ein rein technisches Problem“. Krüger hingegen sei „Sozialpolitiker, der vom Unrecht ausgeht, das in der Vergangenheit und Gegenwart den Bauern und Landarbeitern zugefügt wurde, und der folglich die Fragen der Bodenreform und die reine Sozialpolitik behandelt“. Diese „Spannungen“ seien „grundsätzlicher Art“ und würden das ganze Programm belasten. „Für den sozialpolitischen Bodenreformer sei die Aufteilung des Großgrundbesitzes eine notwendige Forderung, der produktionsorientierte Wirtschaftspolitiker“ müsse sich dagegen wehren.<sup>46</sup> Zweitens wurde festgestellt, daß die auf Baade zurückgehende Forderung nach einem staatlichen Getreidemonopol eine nicht unerhebliche Annäherung an konservative Positionen bedeutete. Zwar wollte Baade, anders als die Konservativen, Produzenten und Konsumenten versöhnen und auf Getreidezölle verzichten, aber das erste Getreidemonopol in Deutschland hatte bekanntlich der konservative Reichstagsabgeordnete Hans Graf von Kanitz 1894 mit seinem berühmten „Antrag Kanitz“ gefordert.<sup>47</sup>

---

44 Siehe Fritz Baade/Hans Krüger: Sozialdemokratische Agrarpolitik. Erläuterungen zum sozialdemokratischen Agrarprogramm, Berlin o.J. [1927], Abdruck des Programms S.92-99; Sozialdemokratischer Parteitag 1927 in Kiel, Protokoll mit dem Bericht der Frauenkonferenz, S.114-136 (Darstellung des Agrarprogramms durch Baade/Krüger), S.273-282 (Agrarprogramm); zum Gesamtzusammenhang siehe Schumacher, Land, S.351-353; Leuschen-Seppel, Staatsverantwortung, S.199-213.

45 Siehe Leuschen-Seppel, Staatsverantwortung, S.201.

46 Wolfgang Hirschberg: Landwirtschaftskrise und Sozialdemokratie. Analyse und Kritik des Kieler Agrarprogramms von 1927 unter Berücksichtigung der gegenwärtigen Agrarsituation in Deutschland, Berlin 1929, S.16.

47 Siehe Hans Kretschmar: Deutsche Agrarprogramme der Nachkriegszeit. Die agrarpolitischen Forderungen der landwirtschaftlichen Berufsverbände, Berlin 1933, S.73. Hans Graf von Kanitz-Podangen, ein Schwager von Elard von Oldenburg-Januschau, Mitglied des Reichstags, stellte 1894 und 1895 als Mitglied der Deutschkonservativen Partei mehrfach den Antrag, die Regierung solle zur Regulierung

Das Agrarprogramm des Jahres 1927 zerschlug nicht den ‚gordischen Knotens‘ der agrarischen Probleme der SPD und ließ auch weiterhin einige Fragen offen. Es brachte aber doch in vielen Punkten Klarheit. So zum Beispiel hinsichtlich einer Bodenreform, wo sich die Partei nun auf eine relativ hohe Enteignungsgrenze von 750 Hektar und auf den Grundsatz der Entschädigung festgelegt hatte. Obwohl das Agrarprogramm somit nicht alle programmatischen Defizite beseitigte, scheint sich auf der Organisationsebene ein gewisser Erfolg eingestellt zu haben. So schloß sich der Reichsverband der landwirtschaftlichen Klein- und Mittelbetriebe, der der SPD und der DDP nahe stand, mit dem liberalen Deutschen Bauernbund und dem Bayerischen Bauernbund zur Deutschen Bauernschaft zusammen, die ein beachtliches demokratisches Potential darstellte, aber auch unter Abspaltungen und der Unklarheit litt, ob man eine Bauernpartei gründen wollte oder sich im bestehenden Parteienspektrum engagieren sollte. Auch auf Länderebene kam es zu einer zeitweisen Stabilisierung kleinbäuerlicher Gruppen, die mit der SPD sympathisierten. Langfristige und umfangreiche Bindungen bäuerlicher Wähler an die SPD konnten freilich nicht mehr aufgebaut werden. Als sich ab 1928 die permanente Agrarkrise der Weimarer Republik weiter verschärfte und zu bäuerlichen Massenprotesten führte, wandte sich die bäuerliche Wählerschaft vom traditionellen Parteienspektrum ab und wählte zunehmend nationalsozialistisch. Jede Stimme des Protestes auf dem flachen Land wurde mehr oder weniger automatisch zu einer Stimme für die NSDAP.<sup>48</sup>

Für Fritz Baade wurde seine Arbeit am SPD-Agrarprogramm insofern ein persönlicher Erfolg, als er im zweiten Kabinett des sozialdemokratischen Reichskanzlers Hermann Müller (28.6.1928-30.3.1930) unter dem DDP-Landwirtschaftsminister Hermann Dietrich im Spätherbst 1928 Reichskommissar bei der Deutschen Getreide-Handelsgesellschaft und 1929 Leiter der Reichsforschungsstelle für landwirtschaftliches Marktwesen ernannt wurde. Obwohl Dietrich dem rechten Flügel der DDP angehörte verband Baade und Dietrich ein relativ hohes Maß an Sympathie und Vertrauen, auch wenn Baade die Umstrukturierungsmaßnahmen Dietrichs im Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft als nicht ausreichend kritisierte. Hermann Dietrich betrieb in den knapp zwei Jahren, in denen er als Minister verantwortlich war, eine Agrarpolitik, die man zum Teil als durchaus erfolgreich bezeichnen kann, die aber auch durch einige Mißgriffe geprägt war.<sup>49</sup> Umstritten war vor allem die starke Erhöhung des

---

des Getreidepreises alles vom Ausland zu beziehende Getreide aufkaufen und zu einem Durchschnittspreis verkaufen. Dieser „Antrag Kanitz“, der in die Zeit der Auseinandersetzung um den deutsch-russischen Handelsvertrag fiel, wurde von vielen Konservativen unterschrieben, obwohl nicht wenige ihn für undurchführbar hielten. Der „Antrag Kanitz“ wurde vom preußischen Staatsrat, der Regierung und vom Reichstag abgelehnt.

48 Dies konstatierte schon Horst Gies: Landbevölkerung und Nationalsozialismus: Der Weg in den Reichsnährstand, in: Zeitgeschichte 13 (1986), S.123-141, hier S.126.

49 Siehe Adelheid von Saldern: Hermann Dietrich. Ein Staatsmann der Weimarer Republik, Boppard am Rhein 1966, S.77-81; siehe zur Agrarpolitik des Kabinetts Müller auch die Akten der Reichskanzlei, Das

Zolles für Futtergerste. Damit wollten Dietrich und Baade erreichen, daß der inländische Roggenüberschuß von der Veredelungswirtschaft als Futtermittel verwendet werden würde. Dietrich und Baade wurde vorgeworfen eine antibäuerliche Politik zu betreiben und zumindest indirekt die getreideanbauenden Großgrundbesitzer zu unterstützen. Der populäre Linksliberale und wichtigste Vertreter der norddeutschen Veredelungswirtschaft in der DDP, Theodor Tantzen, trat aus Protest gegen diese Politik aus der Partei aus.<sup>50</sup> Mit dem Ende der Reichskanzlerschaft Hermann Müllers endeten auch die Möglichkeiten der SPD bis 1945, Einfluß auch die Agrarpolitik auf Reichsebene zu nehmen.

#### *Ausblick und Fazit: Positionsprobleme der SPD nach 1945 in Westdeutschland*

Für den folgenden schlaglichtartigen Ausblick wurde die Bodenreformpolitik der SPD in Westdeutschland ausgewählt. Kurt Schumacher hatte für die SPD im Westen bereits im Oktober 1945 die „Aufsiedlung des Großgrundbesitzes“ als eine „absolute Notwendigkeit“ bezeichnet.<sup>51</sup> In den folgenden Jahren trat die SPD für eine Bodenreform ein, wollte sich aber im Unterschied zur KPD an Entschädigungszahlungen halten. Allerdings war die Position der Sozialdemokratie nicht in allen Ländern völlig einheitlich. Während sie sich beispielsweise in Nordrhein-Westfalen stark an die Position der CDU annäherte, die eine Bodenreform eher ablehnte und eine Siedlungsgesetzgebung favorisierte, stand sie in anderen Ländern in einem klaren Gegensatz zur CDU. Den größten Einfluß gewann die Partei in Schleswig-Holstein. Dort entschlossen sich 39 Großgrundbesitzer unter dem Eindruck einer SPD-Alleinregierung dazu, das sogenannte 30.000-Hektar-Abkommen abzuschließen, eine Selbstverpflichtung, insgesamt 30.000 Hektar Land abzugeben. Im politisch teilweise weit rechtsstehenden Niedersachsen scheiterte die Bodenreform dagegen fast vollständig. Zusammenfassend läßt sich formulieren, daß in Westdeutschland die amerikanische Besatzungszone diejenige war, die die Bodenreform am stärksten betrieb. In Bayern wurden 69.252 ha, in Hessen 41.587 ha Land abgegeben. Die britische Besatzungszone blieb dahinter zurück, und das Schlußlicht bildete die französische Besatzungszone, in der erst 1948 mit einer entsprechenden Gesetzgebung begonnen wurde. Insgesamt kann man schätzen, daß in den westlichen Besatzungszonen im Zuge der Bodenreform etwa 200.000 ha Land abgegeben wurden.<sup>52</sup>

---

Kabinett Müller II, bearbeitet von Martin Vogt, Boppard am Rhein 1970, Bd. 1, Nr. 146, 150, 158, 216; Bd. 2, Nr. 456, 457, 463, 464, 467.

50 Siehe Martina Neumann: Theodor Tantzen – ein widerspenstiger Liberaler gegen den Nationalsozialismus, Hannover 1998, S.107.

51 „Was wollen die Sozialdemokraten? Neuaufbau, nicht Wiederaufbau!“, Rede Kurt Schumachers in Kiel, 27.10.1945. Teilabdruck bei Rolf Steininger: Deutsche Geschichte 1945-1961. Darstellung und Dokumente in zwei Bänden, Frankfurt a.M. 1983, Bd. 1, S.120.

52 Ich verzichte auf Einzelnachweise. Siehe zusammenfassend Andreas Dornheim: Bodenreform (West), in: Lexikon der deutschen Geschichte von 1945 bis 1990. Ereignisse, Institutionen, Personen im geteilten Deutschland, hrsg. von Michael Behnen, Stuttgart 2002, S.93.

In dieser Tradition stehend verlangten die „Agrarpolitischen Richtlinien der SPD“ aus dem Jahr 1948 eine „gründliche Bodenreform“ zur „sozialen und wirtschaftlichen Befreiung der Bauern und Landarbeiter“. Gefordert wurde eine „Enteignung der Flächen des Großgrundbesitzes in Privathand über 100 ha oder 130.000 DM Einheitswert“.<sup>53</sup> Auf dem Düsseldorfer Parteitag des Jahres 1948 nahm die Partei die Agrarpolitischen Richtlinien zur Kenntnis. Im Januar/Februar 1952 wurde der Versand der Richtlinien jedoch durch das Mitglied des geschäftsführenden Parteivorstands Fritz Heine gestoppt, weil der Passus zur Bodenreform inzwischen in der Partei umstritten war. Für die Arbeit der SPD auf dem Land bedeutete dies, daß einige Ortsverbände mit den Agrarpolitischen Richtlinien arbeiteten und sich darauf beriefen, während andere die Richtlinien nicht akzeptierten. Im Grunde konnte keiner in der SPD sagen, ob die Agrarpolitischen Richtlinien Gültigkeit besaßen oder nicht. Zu einer Entscheidung kam es 1952 auf dem Parteitag in Dortmund bzw. 1954 auf dem Parteitag in Berlin, als das „Aktions-Programm“ der SPD beschlossen wurde (in Berlin eine erweiterte Fassung). Es enthielt zwar einen Passus über die Anerkennung des Privateigentums, aber keine Aussage über die Durchführung einer Bodenreform.<sup>54</sup> Als 1956 noch einmal über die Bodenreform diskutiert wurde, wies Herbert Kriedemann, einer der führenden sozialdemokratischen Wirtschaftspolitiker, darauf hin, „daß eine Bodenreform einen Eingriff in das Privateigentum bedeute“. Die SPD habe sich „für eine Beibehaltung des Privatbesitzes ausgesprochen“. Es gebe „keine Ausnahme“.<sup>55</sup> Diese Unsicherheit der SPD hinsichtlich einer wichtigen agrarpolitischen Frage ließe sich nach 1945 auch an anderen Beispielen wie der Frage der Besetzung der Landwirtschaftskammern zeigen. 1920 hatte der Vorsitzende des sozialdemokratischen Landarbeiterverbandes, Georg Schmidt, formuliert, der Auftrag des Breslauer Parteitages, die SPD solle die Gesetze der Landwirtschaft und die Agrarfrage eingehend studieren, sei leider nie umgesetzt worden. Die SPD sei sich über ihre Stellung zur Agrarfrage „niemals richtig klar geworden“.<sup>56</sup> Diese Feststellung war zweifellos richtig und bringt das agrarpolitische Dilemma der SPD auf den kürzesten Nenner.

---

53 Agrarpolitische Richtlinien der SPD [undatiert, 1948]; Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn (AdSD), SPD-Parteivorstand (PV), Referat Agrarpolitik, Nr. 0111.

54 Abgedruckt bei Wilhelm Mommsen (Hrsg.): Deutsche Parteiprogramme, München 1960, S.629-672; Rainer Kunz/Herbert Maier/Theo Stammen: Programme der politischen Parteien in der Bundesrepublik Deutschland, München 1979 (3. Aufl.), S.296-325.

55 Protokoll der Sitzung des Agrarpolitischen Ausschusses beim PV der SPD vom 20./21.4.1956, AdSD, SPD-PV, Referat Agrarpolitik, Nr. 0092.

56 Georg Schmidt: Sozialdemokratie und Landwirtschaft. Groß-, Mittel- oder Kleinbetrieb, Berlin 1920, S.4f.

# Der Bund der Geächteten und der Bund der Gerechtigkeit (Teil 2<sup>1</sup>)

Joachim Höppner/Waltraud Seidel-Höppner

## *Schwierige Jahre im Pariser Zentrum 1840-1846*

Das Pariser Zentrum übersteht den Verlust vieler Bundesgründer, sämtlich mit der Bewegung verwachsener, politisch klarer Köpfe, nicht schadlos. Die Ausweisung Schappers nach London im Herbst 1839 und der gleichzeitige Weggang des seit 1834 mit der Bewegung verbundenen Hoffmann nach Hamburg, der Fortgang Weitlings im Mai 1841, die im Dezember 1841 erfolgte Verhaftung und im März 1842 verfügte Ausweisung des fränkischen Schuhmachers Heinrich Bauer<sup>2</sup>, schließlich die Emigration des Rigaer Arbeiters Heinrich Arends Anfang 1843 nach Nordamerika verschaffen dem Bundeswachstum in der Schweiz, in London, Hamburg und New York Auftrieb; in Paris jedoch bleibt der Aderlaß an politisch erfahrenen proletarischen Kräften noch lange fühlbar. Das in der Pariser Volkshalle verbliebene theoretische und politische Potential erweist sich der Führungsrolle in der Folge zunehmend weniger gewachsen. Das äußert sich im Verlust bereits gewonnener Einsicht über die Stellung der Arbeiter in der kapitalistischen Gesellschaft sowie die Notwendigkeit ihrer politisch selbständigen Organisation und in Aushöhlung ihrer revolutionären Strategie. Es spiegelt sich in ideologischer Labilität, in Richtungskämpfen zwischen Vertretern des revolutionären Arbeiterkommunismus und einer von Grün und Proudhon beeinflussten wahrsozialistischen Strömung und führt zum Bröckeln politischer Eigenständigkeit und nachlassender Ausstrahlungskraft der Propaganda, zum Vertrauensverlust unter den Mitgliedern, zu zunehmend brüchigem organisatorischen Zusammenhalt der Pariser Gemeinden.<sup>3</sup> Vom Stamm der alten proletarischen Schule bleiben im Pariser Zentrum bis Ende 1842 die Weitlinganhänger Heinrich Arends und bis zur Emigration in die USA im

---

1 Teil 1 in Heft 2002/III, S.60-92.

2 Siehe Helmut Elsner/Jacques Grandjone/Elisabeth Neu/Hans Pelger (Hrsg.): Fragmente zu internationalen demokratischen Aktivitäten um 1848, Trier 2000, S.12, Anm. 7.

3 Zum noch unbefriedigenden Forschungsstand der Entwicklung des Bundes in Paris siehe Herwig Förder: Marx und Engels am Vorabend der Revolution, Berlin 1960; Werner Kowalski: Vorgeschichte und Entstehung des Bundes der Gerechten, Berlin (DDR) 1962; Wolfgang Schieder: Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung. Die Auslandsvereine im Jahrzehnt nach der Julirevolution 1830, Stuttgart 1963; Jacques Grandjone: „Vorwärts“ 1844. Marx und die deutschen Kommunisten in Paris, Berlin/Bonn 1974; ders.: Deutsche Emigrationspresse in Europa während des Vormärz 1830-1848, in: Heinrich Heine und die Zeitgenossen. Geschichtliche und literarische Befunde, Berlin (DDR)/Weimar 1979, S.229ff.; Hans Joachim Ruckhäberle: Frühproletarische Literatur. Die Flugschriften der deutschen Handwerkeresellenvereine in Paris 1832-1839, Kronberg i. L. 1977; Wolfgang Meiser: Die theoretisch programmatische Entwicklung in den politischen Organisationen des deutschen Frühproletariats in Paris nach der Julirevolution 1830 bis zum Schlesischen Weberaufstand 1844, Diss. Leipzig 1983; Martin Hundt: Geschichte des Bundes der Kommunisten 1836-1852, Frankfurt a. M. 1993.

Jahre 1845 der Schneidergeselle Christian Weißenbach. Zudem führt der Nürnberger Schneidergeselle Andreas Scherzer die während des Streiks eröffnete Speisegaststätte als geselligen Treffpunkt der Mitglieder weiter. Gleich anderen Pariser Schneidern bleibt er Weitling weiterhin verbunden und steht noch während und nach der Revolution mit ihm in brieflichem Kontakt. Marx erinnert noch im Jahre 1860 an seinen „rühmlichen Anteil an der Arbeiterbewegung“.<sup>4</sup> Nach einer ersten im Mai 1842 in Paris besorgten selbständigen Schrift „Ermahnung zur Nächstenliebe“ veröffentlicht er 1847 eine von der Forschung gänzlich ignorierte, für das politische Klima und die zunehmende Zerfahrenheit in den Pariser Gemeinden aufschlußreiche Broschüre.<sup>5</sup>

Die Bundeskorrespondenz und Propagandaarbeit der Pariser Zentralbehörde übernimmt zunächst der seit 1833 in Paris ansässige und 1843 eingebürgerte Schriftsteller, Journalist und Sprachlehrer Friedrich Wilhelm German Mäurer aus Bensberg bei Köln. Er war Mitglied des Deutschen Volksvereins, des Bundes der Geächteten und gehört mit Arends zu den Mitbegründern des Bundes der Gerechtigkeit.<sup>6</sup> Mäurer hat früh Kontakt zu Heine, ab Mitte November 1840 zu Cabet und ist ab 1844 Hausgenosse von Marx. Er redigiert einige Emigrantenblätter, veröffentlicht radikaldemokratische Beiträge und Gedichte in vielen Journalen, auch in Weitlings Zeitschriften. Bemerkenswert unter den von ihm Anfang der vierziger Jahre veröffentlichten unterhaltenden Prosaplaudereien, politisch harmlosen Gedichtbändchen und aufklärerischen Aphorismen bleibt die vermutlich von ihm mit anderen besorgte Anthologie „Volks-Klänge“. Sie präsentiert im breiten und politisch nuancierten Spektrum der Vormärzopposition Beiträge vieler Bundesmitglieder. Außer überliefertem Liedgut enthält sie nationale Freiheitslieder von Ernst Moritz Arndt, Theodor Körner, Jakob Siebenpfeiffer und Ludwig Uhland, nationalrevolutionäre Kampflieder von Michel Birmann, Georg Fein, Karl Follen, Harro Harring, Wilhelm Sauerwein, Mäurer und Schapper und ein sozial-republikanisches Lied von Wolfgang Strähl. Arends preist in einem kleinen Text das goldene Zeitalter der Menschheit, und Weitling – der mit zwölf Texten den größten Teil der Sammlung bestreitet – besingt eine durch soziale Gleichheit gesicherte

---

4 Karl Marx: Herr Vogt, in: MEW, Bd. 14, S.670.

5 Siehe A[ndreas] Scherzer: Musestunden und Schweißstropfen, Paris 1847. Zu Scherzer gibt es keine Biographie. Einzelne Hinweise bei Schieder, Anfänge, S.58, 312f.; Grandjón, Emigrationspresse, S.259ff.; Bund der Kommunisten. Dokumente und Materialien, hrsg. von Herwig Förderer/Martin Hundt/Jefim Kandel/Sofia Lewiowa, Berlin (DDR) 1970 und folgende, Bd. 1, S.128ff., Bd. 3, S.481; Waltraud Seidel-Höppner/Jakob Rokitjanski: Weitling in der Revolution 1848/49. Unbekannte Dokumente, in: Jahrbuch für Geschichte, Berlin (DDR) 1985, Bd. 32, S.169f.

6 Zur Biographie Mäurers siehe Jacques Grandjón, in: Lexikon sozialistischer Literatur, Stuttgart/Weimar 1994, S.326; Wolfgang Strähl: Briefe eines Schweizers aus Paris 1835-1836. Neue Dokumente zur Geschichte der frühproletarischen Kultur und Bewegung, hrsg. von Jacques Grandjón/Waltraud Seidel-Höppner/Michael Werner, Berlin 1988, S.561; August Haasbach: Ein Philosoph und Revolutionär aus Bensberg, in: Rheinisch-Bergischer Kalender 1983, Bergisch Gladbach, S.159ff.

Befreiung von aller Knechtschaft in einem gütergemeinschaftlich geordneten einheitlichen Deutschland.<sup>7</sup>

Im August 1841 gewinnt Mäurer den soeben angekommenen promovierten Mediziner und junghegelschen Publizisten Hermann Ewerbeck für den Bund.<sup>8</sup> Daß er sogleich in die Pariser Volkshalle kooptiert wird, erregt anfänglich Unmut unter den Mitgliedern.<sup>9</sup> Beide schreiben für deutsche wie französische Oppositionsblätter und nutzen ihre zahlreichen Kontakte zur Vermittlung zwischen deutschen politischen Emigranten und französischen Oppositionellen. Bis 1846 übernimmt vornehmlich Ewerbeck die Bundesgeschäfte und kümmert sich durch Reisen in die Schweiz und nach London um den organisatorischen Zusammenhalt. Er besorgt die Korrespondenz mit den Bundeszentren in der Schweiz, in Holland, London und Brüssel und hält durch Emissäre Verbindung mit den Gemeinden in Frankreich und Deutschland. Ab 1846 unterstützt er das von Karl Marx und Friedrich Engels gegründete Kommunistische Korrespondenzkomitee in Brüssel. Von seinen Ende 1842 entworfenen Statuten ist nur der Abschnitt „Pflichten“ überliefert. Ungeachtet der in den Schweizer wie Londoner Bundesgemeinden zunehmend internationalen Zusammensetzung der Mitgliedschaft, die Weitlings Statut von 1842 bereits festschreibt, beschränkt der Artikel 1 die Bundeszugehörigkeit weiterhin auf Deutsche und Deutschsprechende.<sup>10</sup> Weitlings Statut bestimmt den Zweck der Verbindung als Befreiung der Arbeiter von „Erniedrigung, Entbehrung, Verachtung und Unwissenheit“ und erkennt darin die Voraussetzung der Befreiung „alle[r] Menschen auf dem Erdenrund“. Ewerbeck definiert den Zweck der Verbindung als „Erlösung der Menschheit und Begründung gleicher Rechte und gleicher Pflichten für alle und jeden“. Beide Statuten lösen sich gleichermaßen von überlieferten Geheimbundritualen und vereinfachen das Aufnahmeverfahren. Beide verlangen wie zuvor von den Mitgliedern hohe Moralität, Mitgliederwerbung, Teilnahme an den Sitzungen und eine Monats- und Krankensteuer.

Theoretisch unselbständig und politisch schwankend und mit der überlieferten Bundesdoktrin unvertraut, kompiliert Ewerbeck in dem halben Jahrzehnt seiner Leitungstätigkeit nach- und miteinander die verschiedensten jeweils vorherrschenden

7 Siehe Volks-Klänge. Eine Sammlung patriotischer Lieder, Paris 1841; siehe dazu Wolfgang Schieder: Wilhelm Weitling und die deutsche politische Handwerkerlyrik im Vormärz, in: *International Review of Social History*, vol. V, 1960, part 2, S.267ff.

8 Zu Ewerbeck siehe Bert Andrés/Wolfgang Mönke: Neue Daten zur „Deutschen Ideologie“ in: *Archiv für Sozialgeschichte*, Hannover 1968, Bd. III, S.4; Manfred Zmarzly: Einer der Führer des „Bundes der Gerechten“. Hermann Ewerbeck, in: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung* (BzG), Berlin (DDR) 1970, H. 4; Jacques Grandjonc: Les rapports des socialistes et néohégéliens allemands de l'émigration avec les socialistes français 1840-1847, in: *Aspects des relations franco-allemandes 1830-48*, Metz 1978; Wolfgang Meiser, in: *Biographien zur deutschen Geschichte*, Berlin 1991.

9 Siehe *Bund der Kommunisten*, Bd. 1, S.118.

10 Vgl. den Entwurf Ewerbecks in *Bund der Kommunisten*, Bd. 1, S.153f., mit den Statuten Weitlings von 1842 bei: [Johann Caspar] Bluntschli: *Die Kommunisten in der Schweiz nach den bei Weitling vorgefundenen Papieren*, Zürich 1853 (Reprint Glashütten i. T. 1973), S.34f. Nachdruck in Hans-Joachim Ruckhäberle: *Bildung und Organisation in den deutschen Handwerksgehilfen- und Arbeitervereinen in der Schweiz. Texte und Dokumente zur Kultur der deutschen Handwerker und Arbeiter 1843-1845*, Tübingen 1983, S.205f.

deutschen und französischen Strömungen: 1841 Cabet<sup>11</sup>, 1842/43 Moses Heß<sup>12</sup>, 1843 Ludwig Feuerbach<sup>13</sup> und Karl Grün<sup>14</sup>, dann den jungen Marx und Proudhon.<sup>15</sup> Dieses Gemisch spiegelt sich zunächst in dem ihm zugeschriebenen, vermutlich als Schulungsmaterial für die wöchentlichen Lehrveranstaltungen verfaßten „Kommunistischen Katechismus“ von 1844/45.<sup>16</sup> In den 64 Thesen des überlieferten Fragments vermengen sich wahrsozialistische Kategorien Grüns vom „menschlichen Wesen“ mit junghegelianischer Verachtung für die religiöse Mitgift des ungebildeten Volkes und elitärem Überlegenheitsdünkel der „Gebildeten“ gegenüber dem genuinen Arbeiterkommunismus. Fern aller seit 1836 im Bund deutlich bestimmten spezifischen Arbeiterinteressen und politisch-revolutionärer Strategie räsoniert der Verfasser abstrakt über das Verhältnis von Individuum und Konkurrenz, Gottheit und Geld, erörtert Religion und Privateigentum als „Abgekehrtheit des Menschen von seinem wirklichen Wesen“ und erklärt Menschen- und Bürgerrechte als „Rechtsanmaßungen des egoistischen Menschen“. Der seit 1834 in der deutschen Bewegung klar erfaßte spezifische soziale Gegensatz zwischen genießenden Müßiggängern und darbenden Produzenten verschwimmt in „zwei Stände: Reiche und Arme“, und verengt sich auf „zwei Klassen: Gebildete und Ungebildete“. Im individualistischen Mißverständnis des von Feuerbach als Gemeinwesen begriffenen Gattungswesens als wahrsozialistischem Menschentum verdunstet Sozialismus in einer klassenindifferenten „Befreiung aller“, und die seit 1838 vom Bund erstrebte Aufhebung des Privateigentums weicht einer nicht näher bestimmten „Assoziation“. Das alles befremdet nicht nur politisch denkende Arbeiter innerhalb des Bundes. Es ruft auch Marx und Engels auf den Plan, die spätestens seit dem Sommer 1845 diese Tendenzen einer Entpolitisierung der Bundesdoktrin in ihrer Korrespondenz besorgt erörtern.<sup>17</sup> Sie ärgern sich über Ewerbecks „menschentümliche“ Vorträge über die Deutsch-Französischen Jahrbücher ebenso wie über die abstrakten Menschheits-

11 Siehe Joachim Höppner/Waltraud Seidel-Höppner: Etienne Cabet und seine Ikarische Kolonie. Sein Weg vom Linkliberalen zum Kommunisten und seine Kolonie in Darstellung und Dokumentation, Frankfurt a. M. 2002.

12 Siehe Edmund Silberner: Moses Heß. Geschichte seines Lebens, Leiden 1966; Moses Heß: Philosophische und sozialistische Schriften, hrsg. von Wolfgang Mönke, Berlin (DDR) 19611, 19802; Shlomo Na'aman: Emanzipation und Messianismus. Leben und Werk des Moses Hess, Frankfurt a. M. 1982.

13 Siehe Waltraud Seidel-Höppner: Ludwig Feuerbach und die deutsche Arbeiterbewegung, in: BzG, 1965, H. 1, S.69-77.

14 Siehe Eckard Trox: Karl Grün (1817-1887). Eine Biographie, Lüdenscheid 1993; James Strassmaier: Karl Grün und die kommunistische Partei 1845-1848, Schriften aus dem Karl-Marx-Haus Trier, H. 10, Trier 1973; Dieter Deichsel: Die Kritik Karl Grüns. Zur Entstehung und Überlieferung von Teil IV des zweiten Bandes der „Deutschen Ideologie“, in: MEGA-Studien 1997/2.

15 Zu Proudhon siehe Thilo Ramm, Vorwort zu P. J. Proudhon, Ausgewählte Texte, Stuttgart 1963.

16 Siehe Hermann Ewerbeck: Kommunistischer Katechismus (Fragment), mitgeteilt von Martin Hundt. Programmatische Bemühungen im Bund der Gerechten. Zu Marx' Einfluß auf ein neuentdecktes Katechismus-Fragment von 1844/1845; in: Marx-Engels-Jahrbuch 2, Berlin (DDR) 1979, S.311ff, 323ff.

17 Siehe die Briefe von Engels an Marx aus Paris vom 31. August 1845, in: MEGA III/1, S.483; vom 28. Dezember 1845, in: MEGA III/, S.496; vom 19. August 1846, in: MEGA III/2, S.26. Engels an das KKK in Brüssel vom 16. September 1846, in: MEGA III/2, S.34f.; Engels an Marx, vom 18. September 1846, in: MEGA III/2, S.43f.; Engels an Marx vom 23. Oktober 1846, in: MEGA III/2, S.61.

phrasen, in denen Grün die vom Bund erstrebte proletarische Emanzipation theoretisch auflöst. Erbst gewahren sie die auf Proudhon gestützte raffinierte Kommunismuskritik, die dem Gütergemeinschaftsideal jegliche Freiheitsgewähr abspricht und den Pariser Schreibern „unter dem Schein“, den Weitlingschen und sonstigen Systemkommunismus an[zul]greifen, „abergläubische Gespensterfurcht vor dem ‚Löffelkommunismus‘“ einjagt, um ihnen in Wirklichkeit den Kommunismus auszutreiben.<sup>18</sup>

Überdies sucht Grün vom September 1846 bis zu seiner Ausweisung im April 1847, in den Pariser Gemeinden die sozialrevolutionäre Bundesstrategie durch Proudhons apolitische sozialreformerische Assoziationskonzepte zu ersetzen. Als verführerische Alternative zum Kommunismus verheißen diese, in klassenindifferenten Genossenschaftsprojekten größtmögliche Gleichheit und Freiheit aller gewaltlos zu synchronisieren, ohne Privateigentum und Lohnverhältnis aufzuheben. Seit Anfang 1846 nutzen Marx und Engels ihre persönlichen Kontakte zu führenden Bundesmitgliedern, um der Preisgabe bereits erreichter theoretischer und politischer Positionen entgegenzuarbeiten. Das geschieht mündlich und brieflich, durch Zirkulare des Brüsseler Kommunistischen Korrespondenzkomitees, und publizistisch in Periodika.<sup>19</sup> Um die Jahreswende 1846/47 unterwirft Marx, der Proudhon noch im Mai 1846 gleich anderen Kommunisten für einen Gleichgesinnten gehalten hat, dessen ökonomische Theorie und Strategie einer grundsätzlichen Kritik. Seine Streitschrift „Das Elend der Philosophie - Antwort auf Proudhons ‚Philosophie des Elends‘“ erscheint in französischer Sprache.<sup>20</sup> Nicht zufällig beruft sich von den alten Bundesmitgliedern Weitling, der politisch indifferente Genossenschaftsprojekte als Befreiungsstrategie der besitzlosen Klassen schon 1838 verworfen hatte, auf Marx' Kritik der „nationalökonomischen Kurzsichtigkeit“ Proudhons.<sup>21</sup>

Indessen wird Grüns Einfluß auf Ewerbeck und einige Bundesmitglieder auch von den politisch erfahrenen Vertretern der alten Garde in der Pariser Bundessektion als unheilvoll beurteilt. Publizistisch wird dieser Einfluß bereits 1845/46 in der von Ewerbeck mit Mäurer und Grün herausgegebenen Zeitschrift *Blätter der Zukunft* ablesbar.<sup>22</sup> Die als Ablehnung aller Systemmacherei betriebene Aushöhlung kommunistischer Ideen kommt nicht ohne Verleumdungen aus. Einem Weitling, der gleich anderen Sozialisten jeder Generation ihren eigenen Begriff von

18 Siehe dazu Strassmaier, Karl Grün; Deichsel, Kritik, S.103ff.; Manuela Köppe/Dieter Deichsel: Zur Rekonstruktion des Briefwechsels von Karl Grün (1817-1887), in: Marx et autres exilés, Cahiers d'Etudes Germaniques, No. 42, Aix-en-Provence 2002.

19 Siehe Friedrich Engels: Zur Geschichte des Bundes der Kommunisten, in: MEW, Bd. 21, S.213; Förder, Marx und Engels, S.110ff.

20 Siehe Karl Marx: *Misère de la philosophie. Réponse a la philosophie de la misère de M. Proudhon*, Paris/Bruxelles, 1847. Es handelt sich um eine Antwort auf Proudhons *Système de contradictions économiques, ou philosophie des la misère*; deutsch in: MEW, Bd. 4; Nachdruck: Karl Marx: *Das Elend der Philosophie*, hrsg. mit einem Vorwort von Joachim Höppner, Leipzig 1978; dasselbe, hrsg. mit Kommentar von Hans Pelger, Berlin/Bonn 1979.

21 Siehe Wilhelm Weitling: *Garantien der Harmonie und Freiheit*, 18493, S.295f.

22 Siehe *Blätter der Zukunft* [Paris, 1845-1846, hrsg. von Hermann Ewerbeck mit Karl Grün und German Mäurer], erschienen als fortlaufendes Werk von August 1845 bis März/April 1846. Siehe auch Grandjonc, *Emigrationspresse*, S.279f.

Vollkommenheit zubilligt und keinen Grundsatz „für immerwährende Zeiten“ gelten lassen will, wird unterstellt, er wolle der künftigen Gesellschaft eine Art Kasernenhofdasein, „eine in alle Ewigkeit gelten sollende Regulierung bis ins kleinste hinab“ vorschreiben. Ihm, der sich von der künftigen Gesellschaft dank allgemeiner Volksbildung eine Blüte von Wissenschaft und Kultur verspricht, sagt man nach, er wolle „das Recht des Selbstforschens“ unterbinden. Seine Idee freiwilliger Arbeitsstunden zur Befriedigung individueller Bedürfnisse, mit der er den gleichmacherischen Hang des zeitgenössischen Kommunismus durchbricht, wird als „Zwang“, ärger als der jetzige, und als „Schachern mit der eigenen Kraft und Geschicklichkeit“ disqualifiziert und einem „Zusichselbstgekommensein des menschlichen Wesens“ als nicht zumutbarer erachtet.<sup>23</sup> Im Deutschen Bürgerbuch für 1846 greift Engels - ohne Namen zu nennen - die Deutschtümelei solcher „Germanen“, die sich im Kampf für „Deutschlands Menschentum“ gegen die Systemdespotie Weitlings und anderer französischer Sozialisten als „die Logiker der Welt“ begreifen, scharf an.<sup>24</sup> Er geißelt die arrogante Nichtachtung sozialistischer Gesellschaftskritik des Auslands, die sie nur aus zweiter Hand kennen, auch ihre abstrakte, unverständliche, verhegelte Sprache, in der sie verklausulieren, was Franzosen und Engländer längst „sehr gut, sehr klar, in sehr schöner Sprache gesagt hatten“. Engels empört sich gleich Scherzer über den Hochmut, mit dem sie „den einzigen Deutschen, der wirklich etwas getan hat, Weitling, ebenfalls mit Verachtung oder gar nicht zu erwähnen pflegen“.<sup>25</sup> Überdies widerstrebt den Pariser Mitgliedern der alten Schule gleich ihren Schweizer Gefährten der elitäre Atheismus des Blatts, das „die religiöse Propaganda des Kommunismus [...] höchstens nur bei den tief im religiösen Schlamm und Qualm Versunkenen anwendbar“ findet.<sup>26</sup> Ähnlich Engels erkennen sie in den menschen- und deuschtümelnden Phrasen eine Preisgabe ihrer kommunistischen Prinzipien. Mit gleichem Nachdruck wie Schapper im Sommer 1846 in London, verlangt Scherzer 1847 endlich „ein Blatt zu gründen, welches unserer Partei als Organ dient und ihre Grundsätze zu verbreiten sucht“ und „nicht im finstern Nebel herumfabelt“. Gegen atheistische Unduldsamkeit mahnt er, sich nicht leichtfertig über Gesinnungen hinwegzusetzen, „an denen sich noch Millionen festklammern“. Er beharrt auf dem im Bund geltenden Toleranzprinzip gegenüber Andersdenkenden, zumal gegenüber „gottesfürchtigen, im Religions-

---

23 [Hermann Ewerbeck], Deutschlands Menschentum, in: Blätter der Zukunft, S.58-62, mit [Wilhelm Weitling:] Die Menschheit, wie sie ist und wie sie sein sollte, o. O. [Paris] 1839, S.230; derselbe in: Junge Generation, Januar 1842, S.11. Zur Problematik siehe Joachim Höppner: Zur Systemdebatte in der frühen Arbeiterbewegung, in: Marx et autres exilés.

24 Blätter der Zukunft, S.58, 81f.

25 Vgl. das Urteil von Friedrich Engels über Weitling in seinem Aufsatz „Ein Fragment Fouriers über den Handel“ in: MEW, Bd. 2, S.605ff., und dasjenige von Karl Marx im Pariser Vorwärts von 1844, das Engels noch 1885 aufrecht erhält, (in: Zur Geschichte des Bundes der Kommunisten, in: MEW, Bd. 21, S.209) mit der abschätzigen Haltung Ewerbecks gegenüber Weitling in seinem Dementi zum Bericht der New Moral World über Weitlings Empfang in London, in dem er Owenisten und Chartisten des Personenkults bezichtigt, weil sie den eben dem Gefängnis entronnenen Weitling als mutigen und talentvollen Führer der deutschen Kommunisten ehrten (Pariser Vorwärts Nr. 92, 16.11.1844), und Brief an Marx vom Juni 1845, in: MEGA III/1, S.477.

26 Blätter der Zukunft, S.33ff.

fanatismus auferzogenen Menschen“, deren religiöse Auffassungen mit fortschrittlicher Haltung durchaus vereinbar seien. In einer Ewerbeck gewidmeten Epistel von 20 Strophen zeigen sich Unmut über Bevormundung und Bitternis über das in den eigenen Reihen eingestete „lügen, trügen, schmähen, spotten, hassen“. Ähnlich Engels bescheinigt Scherzer Ewerbeck zwar ein „menschfreundlich Streben“ und „edles Herz“, mahnt ihn jedoch zu gerechtem Umgang miteinander. Er mißbilligt das Treiben „gewandte[r] Wortdrescher“, „falsche[r] Freunde“, die denkträge Arbeiter zu gewinnen wissen, und verlangt schließlich unverblümt, „aller Vormundschaft“ und „jedem grünen Karl“ die Schranken zu weisen.<sup>27</sup>

Nicht grundlos muß sich die Pariser Leitung vom ersten Kongreß des Bundes der Kommunisten Anfang Juni 1847 vorwerfen lassen, unter ihr habe sich „nicht der geringste Fortschritt, nicht die geringste Teilnahme an der Entwicklung des Prinzips, an der Bewegung des Proletariats“ gezeigt, und die Unzufriedenheit der Mitglieder mit dem Stand der Aufklärung habe zur Spaltung in die „Partei der Weitlingianer“ und eine Anhängerschaft Grüns geführt, von der ein Teil sich vom Kommunismus gelöst und ein anderer von Grün Aufschluß über ungelöste Fragen der alten Doktrin erhofft habe.<sup>28</sup> Im August 1846 kommt Friedrich Engels als Vertreter des Brüsseler Kommunistischen Korrespondenzkomitees und dem dortigen Arbeiterverein nach Paris. In längeren Diskussionen gelingt es ihm, Ewerbeck aus dem Dunstkreis Grüns zu lösen, von den Anhängern Grüns einige zurückzugewinnen und jene, die sich gegen den Kommunismus erklären, mit Hilfe der Weitlingianer auszuschließen.<sup>29</sup> Indessen scheint das Mißtrauen der letzteren gegen Ewerbeck derart, daß sie keinem Kandidaten trauen, den Ewerbeck ihnen empfiehlt. 1847 kommt es bei der Delegiertenwahl zum Bundeskongreß zum Bruch, als Ewerbeck Engels zum Vertreter der Pariser Sektion vorschlägt. Engels braucht ein Mandat, weil Marx aus Geldmangel nicht teilnehmen kann. Um seine Wahl zum Kongreßdeputierten zu sichern, schließen drei der Pariser Gemeinden die widerstrebenden zwei anderen, vorwiegend Weitlinganhänger, provisorisch aus. Die Londoner Leitung des neuen Bundes der Kommunisten bestätigt dies zunächst. Nach Ausbruch der Revolution revidiert der Pariser Kreis unter Marx und Schapper den Beschluß.<sup>30</sup>

Unter den Pariser Mitgliedern gehören Mäurer und Ewerbeck zu den ersten Verehrern Cabets.<sup>31</sup> Mäurer vermittelt den Kontakt zwischen ihm und deutschen Landsleuten und befördert Exemplare des *Populaire illegal* nach Preußen. In einem überschwenglichen Gedicht preist er Cabet als „Mann von Genie“ und beginnt im

---

27 Engels schreibt an das KKK in Brüssel am 16. September 1846, daß Ewerbeck „bei bekannter, jetzt in höchstem Grade blühender Confusion den besten Willen in der Welt hat“ (in: MEGA, III/2, S.34f.). Vgl. damit Scherzer, *Musestunden*, S.7, S.10-15, 52, und die Forderung der Londoner vom 17. Juni 1846 nach einer Monatsschrift, „worin der Kommunismus vertreten wird“, in: *Bund der Kommunisten*, Bd. 1, S.381, und ihre Ermahnung der Brüsseler zu mehr Toleranz, ebenda, S.379f. Scherzers Anklage Ewerbecks und Grüns erscheint fast gleichzeitig mit Marx' Grünkritik im *Westphälischen Dampfboot* (in: MEGA, Bd. III/2, S.357).

28 Siehe *Bund der Kommunisten*, Bd. 1, S.476ff.

29 Vgl. die Briefe von Friedrich Engels im Herbst 1846 in: MEGA, III/2, S.34f., 43ff., 61.

30 Siehe *Bund der Kommunisten*, Bd. 1, S.476ff., 721f.

31 Siehe Höppner/Seidel-Höppner, *Etienne Cabet*, S.138ff.

Sommer 1841 mit der Übersetzung des zweiten Teils des im Vorjahr unter anderem Titel erschienenen Hauptwerks von Cabet, der „Voyage en Icarie“. Ewerbeck begreift den Kommunismus im allgemeinen als „scharfe notwendige Folge aus dem Hegelschen Denksystem“ und identifiziert die Auffassungen des Bundes in Bausch und Bogen mit der Lehre Cabets. Im *Populaire* vom 19. August 1843 bezeichnet er Weitling, der Cabets Theorie niemals vorbehaltlos respektierte und das Bundesprogramm schrieb, bevor Cabet Kommunist wurde, bedenkenlos als „ikarischen Kommunisten“. Dem Bluntschli-Bericht, der den Weitlingschen Kommunismus als Diebstahlstheorie denunziert, um mit Weitling korrespondierende deutsche Radikale zu kompromittieren, schreibt Ewerbeck das Verdienst zu, die „Voyage en Icarie“ in Deutschland bekannt gemacht zu haben, obschon das Werk dort gar nicht erwähnt wird. Noch 1851 behauptet er unbekümmert, die sozialistischen Prinzipien des Bundes seien „von Anfang an die des Bürgers Cabet“ gewesen.<sup>32</sup> Diese gezielte Demontage der Leistung Weitlings quittiert Scherzer mit einem Nachruf an den inzwischen nach New York gegangenen Weitling. Ähnlich Engels im Jahr zuvor rügt er die totale Nichtachtung der Leistung Weitlings als Mangel an Fairneß. Absicht sei es, „den Ruhm verdienstvoller Männer zu verkleinern und zu verdunkeln, [statt] das Gute und Nützliche aus ihren Lehren zu ziehen und das, was nicht mehr für uns paßt, zu lassen.“<sup>33</sup> Vor solchem Hintergrund wird die Bitterkeit begreiflich, mit der Weitling von „Wunden“ spricht, „die die besten Freunde [ihm] geschlagen“ und mit der er im Vorwort zu seinen „Kerkerpoesien“ sein Unvermögen beklagt, „den über ihn und sein Wirken ausgesprengten Verläumdungen, Lügen, Intrigen und Irrthümern“ wirksam entgegenzutreten.<sup>34</sup> Vorher schon deutet eine Pressenotiz von Georg Schirges auf Vorurteile gegenüber Weitling auch unter den Londoner Bundesmitgliedern. Schirges erhofft von Weitlings Ankunft in London, er werde „Mittel und Zeit finden, die verkehrten Ansichten, welche über sein Tun und Treiben vorherrschen, zu berichtigen und sich selbst klarer“ werden.<sup>35</sup>

Dennoch erwächst der deutschen Bewegung aus der Cabet-Verehrung bleibender Gewinn. Ewerbeck verdanken die deutschen Arbeiter die 1847 besorgte - wenn auch unzuverlässig und eigenmächtig übertragene - erste deutschsprachige Ausgabe der „Reise nach Ikarien“.<sup>36</sup> Zudem übersetzt er die beiden für Cabets demokratische Strategie aufschlußreichen programmatischen Schriften „Comment je suis Communiste“ (1840) und sein „Credo Communiste“ (1841).<sup>37</sup> Cabet schärft auch

32 Vgl. Ewerbeck an Weitling, 15. Mai 1843, in: Bund der Kommunisten, Bd. 1, S.173, und Hermann Ewerbeck: L'Allemagne et les Allemands, Paris 1851, S.589.

33 Scherzer, Musestunden, S.56.

34 Wilhelm Weitling: Gerechtigkeit, Ein Studium in 500 Tagen, Kiel 1929, S.254; derselbe: Kerkerpoesien, Hamburg 1844, S.VII.

35 Telegraph für Deutschland, Nr. 141, September 1844.

36 Siehe Reise nach Ikarien von E[tienne] Cabet, aus dem Französischen von Dr. Wendel Hippler [Dr. H. Ewerbeck], Paris 1847. Nachdruck mit Materialien zum Verständnis von Cabet, zusammengestellt von Alexander Brandenburg und Ahlrich Meyer, Berlin 1979.

37 Siehe Wie ich Communist bin und mein communisticches Glaubensbekenntnis, von E. Cabet, aus dem Französischen von Dr. Wendel-Hippler, Paris 1847. Neuübersetzung in: Joachim Höppner/Waltraud Seidel-Höppner: Von Babeuf bis Blanqui. Französischer Sozialismus und

deutschen Kommunisten den realistischen Sinn für die zu erwartenden Widerstände gegen eine kommunistische Umwälzung. Mit Ewerbeck befürworteten viele Pariser Mitglieder ebenso wie die Schweizer und Londoner Gefährten ohne Abstrich Cabets Zweiphasentheorie einer langwährenden, friedlichen Übergangsperiode und des politischen Zusammengehens mit dem volksverbundenen Bürgertum, um die günstigeren Rahmenbedingungen einer demokratischen Republik für die Verwirklichung des kommunistischen Fernziels zu nutzen. Allerdings distanzieren sich Pariser Mitglieder weniger einmütig als die Londoner von Cabets Auswanderungsprojekt im Jahre 1847.<sup>38</sup>

#### *Entwicklung der Londoner Sektion zum politischen Führungszentrum 1839-1846*

In mehrfacher Hinsicht günstigere Entfaltungsmöglichkeiten findet Schapper Ende 1839 bei seiner Ankunft in London. Hier haben die ausgewiesenen Schweizer Kampfgefährten vom Jungen Deutschland schon 1836 einen Deutschen Verein gegründet, der im Frühjahr 1837 einen Verein zu gegenseitiger Unterstützung und Belehrung eröffnete.<sup>39</sup> Dort vermutlich rekrutiert er den Stamm der Londoner Bundessektion. Mit dem gleichfalls nach dem Pariser Maiaufstand von 1839 nach London gegangenen alten Bundesmitglied Joseph Moll<sup>40</sup> gründet er am 7. Februar 1840 die Bildungs- und gegenseitige Unterstützungs-Gesellschaft für Arbeiter in London. Der Verein wechselt bis 1918 mehrfach seinen Namen und wird später als Communistischer Arbeiter-Bildungs-Verein bekannt. Der öffentliche Verein, gewöhnlich Rekrutierungsfeld für den Bund und des Bildungszentrum, in dem Arbeiter die elementare Mitgift zur politischen Selbstbehauptung erwerben sollen, verschmilzt in London derart mit der Tätigkeit der Bundesfiliale, daß er deren Dasein weitgehend überlagert. Für den Frühsommer 1845 werden zwei bis drei Bundesgemeinden erwähnt.<sup>41</sup> Deren Tätigkeit erscheint vorwiegend als Organisation und politische Leitung des Bildungsvereins und als Mitarbeit in internationalen Gremien. Sie dokumentiert sich in der Bundeskorrespondenz, in öffentlichen Adressen, überlieferten Statuten und Rechenschaftsberichten auf den alljährlichen Stiftungsfeiern des Vereins, schließlich im Entwurf eines neuen Programms für den 1. Kongreß des neuen Bundes der Kommunisten vom 9. Juni 1847. Die politischen Rahmenbedingungen begünstigen kontinuierliches Wachstum, politische Ausstrahlung und die ungewöhnlich lange Lebensdauer dieses Vereins. Die auf der

---

Kommunismus vor Marx, Leipzig 1975, Bd. 2. (Eine erste Übersetzung des Credo besorgte Christian Albrecht 1842). Siehe auch Das Weib, ihr unglückliches Schicksal in der gegenwärtigen Gesellschaft, ihr Glück in der „deutsch-ikarischen“ Gemeinschaft, aus dem Französischen von Dr. Hermann Ewerbeck (aus Danzig), hrsg. von Allhusen in Kiel, Kiel 1850.

38 Siehe Scherzer, *Musestunden*, S. 15f., 40ff.

39 Siehe Schieder, *Anfänge*, S. 54, 61, 63ff.; Alexander Brandenburg: *Der Kommunistische Arbeiter-Bildungsverein in London. Ein Beitrag zu den Anfängen der deutschen Arbeiterbildungsbewegung (1840-47)*, in: *International Review of Social History*, vol. XXIV, 1979, part 3.

40 Siehe N. Beloussowa in: *Marx und Engels und die ersten proletarischen Revolutionäre*, Berlin 1965, S. 42ff.; Gerhard Becker: *Joseph Moll*, in: *Helmut Bleiber/Walter Schmidt/Rolf Weber (Hrsg.): Männer der Revolution von 1848*, Bd. 2, Berlin (DDR) 1987; ders. in *Biographien zur deutschen Geschichte*, Lexikon, Berlin 1991.

41 Siehe Friedrich Mentel, zitiert in: *Bund der Kommunisten*, Bd. 1, S. 238.

britischen Insel geltende Assoziations-, Versammlungs-, Presse- und Redefreiheit, die es auf dem Kontinent nur in Belgien gibt, ermöglichen Bund wie Verein unbeschränkte legale Organisation und Propaganda. Anders als die Schweiz und Frankreich bietet die Weltstadt London auch politischen Flüchtlingen das Recht politischer Betätigung.

Außer größerem politischem Spielraum finden Emigranten ein entwickeltes industriekapitalistisches Land. Hier entbindet die industrielle Revolution mit einer zahlenmäßig großen Fabrikarbeiterschaft in riesigen Ballungszentren eine reifere Arbeiterbewegung. Hier entfalten sich proletarische Klassenkämpfe in neuer Gestalt und größerer Dimension als auf dem Kontinent. In den Trade Unions hat die hiesige Arbeiterbewegung gewerkschaftliche Massenorganisationen hervorgebracht, an denen gemessen sich die durch Koalitionsverbot geknebelten Arbeiterkämpfe im übrigen Europa rudimentär ausnehmen. Im Chartismus hat sich hier erstmals eine politische Arbeiterorganisation zu einer straff organisierten Massenbewegung entwickelt, die binnen kurzem Hunderttausende auf die Straße zu bringen vermag. Ihr Programm zur Erweiterung der demokratischen Rechte des arbeitenden Volkes und ihre Kampfmethoden faszinieren alle politischen Anwälte der Arbeiter und helfen der europäischen Arbeiterbewegung aus ihren avantgardistischen Kinderschuhen. Zudem befassen sich auch hier sozialistische Strömungen mit den sozialen Verwerfungen der kapitalistischen Industriegesellschaft und ihren positiven Möglichkeiten. Robert Owen und seine Anhänger suchen ihre Zeitgenossen durch theoretische Vorträge, Flug- und Zeitschriften und durch praktisches Beispiel kleiner Gemeinschaftsexperimente davon zu überzeugen, daß man durch grundlegende Reorganisation der materiellen Daseinsbedingungen zu einer „neuen moralischen Welt“ kommen könne. Politische Flüchtlinge erleben London als Schmelztiegel, in dem alle revolutionären Elemente der industriekapitalistischen Epoche brodeln. Strategische Erwägungen proletarischer Wortführer haben hier ein anderes Experimentierfeld als auf dem Kontinent.

Schließlich verdankt die Londoner Sektion ihre stabile Verfassung und kontinuierliche Entwicklung einem politisch bewährten, standfesten und tatkräftigen Leitungstrio, das die vorgefundenen Bedingungen zu nutzen weiß. Die drei kennen einander aus gemeinsamen Kämpfen: Karl Schapper und der Kölner Uhrmacher Joseph Moll aus der Schweizer jungdeutschen Bewegung und der Würzburger Schuhmacher Heinrich Bauer<sup>42</sup> aus der Gründerzeit des Bundes der Gerechtigkeit. Schapper, der 1833 am Frankfurter Wachensturm teilnahm, 1834 das Desaster in Savoyen und 1839 das Fiasko des Blanquischen Aufstandes erlebte, findet hier die längst ersehnte Möglichkeit, den Arbeitern durch politische Aufklärung und Organisation zu politischer Selbständigkeit zu verhelfen.<sup>43</sup> Zu diesen drei politisch

---

42 Zu Bauer siehe Martin Hundt: Einer der ersten revolutionären Proletarier. Heinrich Bauer, in: BzG. 1972, H. 4, S.648; ders. in: Kurt Pätzold (Hrsg.): Biographien zur deutschen Geschichte von den Anfängen bis 1945. Lexikon, Berlin 1991.

43 Siehe Sonja Lewiowa: Karl Schapper, in: Marx und Engels und die ersten proletarischen Revolutionäre, S.76f.; Gerhard Becker: Karl Schapper, in: Bleiber/Schmidt/Weber, Männer, Bd. 1 (1988), ders. in: Biographien zur deutschen Geschichte.

erfahrenen Köpfen stoßen in der Folge weitere tüchtige Gefährten wie der Heilbronner Miniatur- und Dekorationsmaler Karl Pfänder und Ende 1846 der vom Hamburger Arbeiterverein kommende thüringische Schneidergeselle Georg Eccarius.<sup>44</sup> Im Februar 1846 verweist der *Northern Star* auf die Geburtswunden und Widerstände, die der Verein zu bewältigen hatte, und schreibt: „Dank der Energie und der unbesiegbaren Ausdauer ihrer Begründer, die durch den ebenso tatkräftigen Eifer eines jeden neuen Mitglieds unterstützt wurden, ist die Gesellschaft aus einer Eichel zu einer jungen Eiche emporgewachsen, [...] ständig erstarkend.“<sup>45</sup>

Zwar sind die Vereinsmitglieder vorwiegend proletarisierte Handwerksgelesen, die während der Saison auf Arbeitssuche in die Metropole strömen. Die Fluktuation schwankt oft binnen weniger Wochen zwischen 60 und 100 Abwandernden. Dennoch gedeiht der Verein hier kontinuierlicher als anderswo. Von sieben Mitgliedern im Februar 1840 wächst er bis 1844 zunächst auf etwa 30; im Juni 1846 sind es bereits über 200, darunter etwa 130 Deutsche, 40 Skandinavier und 20 Ungarn, Polen, Russen, Italiener, Schweizer, Belgier, Franzosen und Engländer. Im Spätsommer 1846 mietet man einen größeren Versammlungsaal für 300 Plätze, der bald nicht mehr ausreicht. Daneben wird ein kurzlebiger Zweigverein im Osten Londons eröffnet, der bereits im November 120 Mitglieder hat.<sup>46</sup>

Die internationale Mitgliedschaft erweitert zunächst Aktionsradius und Ausstrahlung der Londoner Bundessektion. Im Sommer 1846 berichten die Londoner nach Brüssel: „Unsere Mitglieder, welche abgereist sind, sind meistens nach Frankreich, Deutschland, Skandinavien und Ungarn – durch sie werden wir in Stand gesetzt werden, in Hamburg, Altona, Magdeburg, Leipzig, Berlin, Königsberg, Gothenburg, Kopenhagen, Havre etc. Korrespondenzkomitees zu bilden – an allen diesen Orten befinden sich nämlich schon von unseren Bekannten, wir haben nun die abgehenden Mitglieder an die dortigen Freunde adressiert und sie aufgefordert, sogleich Komitees zu bilden und mit uns in eifrige Korrespondenz zu treten.“<sup>47</sup> Über solche Emissäre reicht der Einfluß von Ungarn bis Skandinavien. Das schwedische Bundesmitglied Pär Götrek, ein Stockholmer Buchhändler, übersetzt und vertreibt in dortigen demokratischen und Arbeitervereinen außer saint-simonistischen und Cabetschen Schriften den für den 1. Gründungskongreß des Bundes der Kommunisten von Schapper und Wilhelm Wolff unterzeichneten programmatischen Entwurf des

44 Siehe Ute Emmerich: Johann Georg Eccarius und sein Wirken in der revolutionären Arbeiterbewegung, Erfurt 1988.

45 Zitiert in Bund der Kommunisten, Bd. 1, S.274ff.

46 Siehe hier und im folgenden die Berichte und Korrespondenzen in: Bund der Kommunisten, Bd. 1, S.130ff., 214ff., 238f., 274ff., 309ff., 315ff., 348ff., 376ff., 436ff., 440ff., 659ff.; Schieder, Anfänge, S.125.

47 Schreiben vom 17. Juli 1846, zitiert in: Bund der Kommunisten, Bd. 1, S.378; siehe auch Erik Gamby: Pär Götrek – och 1800-talets svenska arbetarrörelse, Stockholm 1978; Bund der Kommunisten, Bd. 1, S.558ff. Abdruck des Entwurfs erstmals bei Bert Andreas: Gründungsdokumente des Bundes der Kommunisten, Hamburg 1969, S.53ff.; Bund der Kommunisten, Bd. 1, S.470; die schwedische Fassung in Gamby, Pär Götrek, S.255f. Zu Wilhelm Wolff siehe Walter Schmidt: Wilhelm Wolff, Kampfgefährte und Freund von Marx und Engels, Bd. 1, Berlin (DDR) 1963; Bd. 2, Berlin (DDR) 1979.

Kommunistischen Glaubensbekenntnisses vom 9. Juni 1847 und hernach die erste schwedische Ausgabe des Manifests der Kommunistischen Partei.

Zugleich bereichert die internationale Zusammensetzung die Vereinskultur, ermöglicht gegenseitigen Erfahrungsaustausch, weitet den geistigen und politischen Horizont aller und vertieft die internationalistische Einstellung der Mitglieder. Das Statut von 1845 übernimmt den Leitgedanken der Fraternal Democrats „Alle Menschen sind Brüder“. Es erscheint in deutscher, englischer, französischer und dänischer Sprache. Anders als im älteren Londoner Deutschen Verein, in dem Deutsche deutsche Gesinnung pflegen, kann im Londoner wie in Weitlings Schweizer Arbeitervereinen jedermann Mitglied werden, „welcher Nation, welchem Glauben, welchem Stande er auch immer angehören mag“, sofern sich zwei Mitglieder für seine einwandfreie moralische Haltung verbürgen und Dreiviertel der Mitglieder zustimmen. Präsident, Stellvertreter, Kassierer, Bibliothekare, zwei Aufseher und neun Mitglieder eines Ehrengerichts zur gütlichen Regelung von Streitigkeiten werden alle drei Monate gewählt, sind rechenschaftspflichtig und jederzeit abberufbar. Der wöchentliche Beitrag von 3 Pence dient der Anschaffung von Büchern, Zeitungen, Musikalien, der Bezahlung wissenschaftlicher Vorträge und der Unterstützung kranker und bedürftiger Mitglieder.<sup>48</sup>

Das Statut bestimmt als Zweck des Vereins Ausbildung in Kunst und Wissenschaft und Unterstützung kranker und in Not geratener Mitglieder und regelt dementsprechend das innere Leben des Vereins. Die Bildungsveranstaltungen versammeln die Mitglieder, Frauen inbegriffen, dreimal wöchentlich um 9 Uhr abends. Ausländer dürfen sich in ihrer Muttersprache mitteilen. Gastteilnehmer brauchen die Einführung durch ein Mitglied. Die Bildungsthemen werden von den Mitgliedern durch eingereichte Fragen mitbestimmt. Der Sonntag gehört Vorträgen und Diskussion über Geographie, alte und neue Geschichte und Naturwissenschaften. Der Dienstag dient der Erörterung von Tagespolitik und der Besprechung wissenschaftlicher Bücher und Artikel zu Staatswesen und Nationalökonomie. Am Sonnabend erholen sich alle bei Gesang und Deklamation. Zudem gibt es Unterrichtszirkel für Englisch, Zeichnen, Gesang und Tanz. Weil die Mitglieder die Bücherbeschaffung mitbestimmen, liefert die Bibliothek Aufschluß über ihre Interessenlage und das Niveau ihrer Ansprüche. Sie verfügt Ende 1845 über 229 Titel, ab Februar 1846 über 500 Bände. Im schöngeistigen Sektor reicht das Spektrum bildender Literatur der Klassik und Romantik von Bürger, Lessing, Seume, Schiller und Goethe über Shakespeare, Hauf, Körner, Matthiesson, Tieck und Uhland bis zu Unterhaltungsschriften von Eugène Sue und Zschokke. Im reichen Bestand an zeitgenössischer sozialkritischer und politischer Literatur findet der Benutzer Titel von Cabet, Channing, Hoffmann von Fallersleben, Holyoake, Lamennais, Lüning, Oelckers, Proudhon, Püttmann, Stromeyer und Weitling, darunter Publizistik, Gedicht- und Liedersammlungen deutscher Emigranten wie August Becker, Börne, Engels, Garnier, Haring, Herwegh, Hochdoerfer, Kombst,

48 Vgl. beide Statuten in Jacques Grandjanc/Karl Ludwig König/Marie-Ange Roy-Jacquemart (Hrsg.): Statuten des „Communistischen Arbeiter-Bildungs-Vereins“ London 1840-1914 (Schriften aus dem Karl-Marx-Haus 23), Trier 1979, S.23, 27ff.

Marx, Ruge, Sauerwein, Schulz, Schuster, Venedey und Wirth, schließlich ein von Schapper eingebrachtes Konvolut von 13 Flugschriften der bisherigen Bünde. Vom ungebrochenen Interesse an Klassikern der europäischen und angloamerikanischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts zeugen Arbeiten von Bernardin de Saint-Pierre, Montesquieu, Paine, Rousseau, Voltaire und Volney. Aufschlußreich ist auch das Angebot an philosophischer, historischer und staats-theoretischer Literatur: darunter die „Weltgeschichte“ von Rotteck und die von Karl Friedrich Becker, Zimmermanns „Deutscher Bauernkrieg“, Blancs „Geschichte der zehn Jahre“ und Friedrich Feuerbachs „Religion der Zukunft“. Der Vorrat an naturwissenschaftlichen Werken ist dürftiger als der des Genfer Arbeitervereins. Er beschränkt sich auf Humboldts „Kosmos“, die „Anleitung zur Kenntnis des gestirnten Himmels“ von Bode und Sinclairs „Handbuch der Gesundheit“.<sup>49</sup> Der Lesesaal verfügt über ein 15-bändiges Conversations-Lexikon und hält zehn deutsche, englische und französische Zeitungen.

Herausgefordert durch die Konkurrenz zweier vom preußischen Gesandten Bunsen geförderter pietistischer Jünglingsvereine befassen sich die Mitglieder 1846 mit Vorträgen und Debatten über Gott, Religion, Jesus, die Reformation und die deutsch-katholische Religion und studieren systematisch Friedrich Feuerbachs „Religion der Zukunft“. Um ihre Lossage von der christlichen Kirche öffentlich zu bekunden, wollen die Verheirateten ihre Kinder fortan nicht mehr „in den Bund der Christenheit, sondern in den Bund der Menschheit“ aufnehmen lassen, ersetzen die kirchliche Kindstaufe durch eine Namensgebung im Vereinslokal und erwägen für künftig auch eine außerkirchliche Trauung in den Vereinsräumen.<sup>50</sup> Der Verringerung der Lebenshaltungskosten der Mitglieder dienen ein eigenes Speise- und Übernachtungslokal, kleine Versorgungsgemeinschaften für Arbeitslose, schließlich eine Krankenkasse.

Von Anbeginn nutzt der Verein das reiche Angebot zu internationalen Kontakten. Früh haben Schapper, Moll und Bauer Verbindung zu französischen Neobabouvisten und radikalen Republikanern, die nach dem Aufstand von 1834 aus dem Pariser Gefängnis geflohen waren. Allwöchentlich beteiligen sie sich aktiv an den Sitzungen der Société Démocratique française. Insbesondere erörtern sie hier die neue demokratische Strategie, die Cabet im englischen Exil als Symbiose aus Chartismus und Owenismus gewonnen hat und inzwischen mit seiner ikarischen Strömung in erbittertem Kampf gegen Geheimbündelei praktisch erprobt. Im August 1843 bejahen sie ausdrücklich Cabets friedlichen Weg geduldiger Überzeugung des arbeitenden Volkes, verhalten sich im Folgejahr jedoch kritisch zu seinem Vorhaben, bei Paris als praktisch-propagandistisches Schulungszentrum und Keimzelle kommunistischer Erziehung ein kleines Gemeinwesen zu gründen. 1847 verweigern sie sich strikt seinem Kolonisations- und Auswanderungsplan in die

---

49 Bücherverzeichnisse, S.37ff., 53ff. Eine Analyse des Bestandes unternimmt Brandenburg, Der Kommunistische Arbeiter-Bildungsverein, S.348ff. Vgl. „Die Bibliothek des Berner Vereins“ bei Gerlach, Deutsche Literatur, S.308ff.; Katalog der Bibliothek des Allgemeinen Arbeiter-Vereins in Genf, Zürich 1896, neu hrsg. vom Schweizerischen Sozialarchiv, Zürich 1975.

50 Bund der Kommunisten, Bd. 1, S.405; Siehe Seidel-Höppner, Ludwig Feuerbach.

USA.<sup>51</sup> Ähnlich wird ihre Beziehung zu Owenisten und deren Zeitschrift *The New Moral World* durch ihre Ablehnung kleiner Gemeinschaftsprojekte nicht im geringsten getrübt. Das am 22. September 1844 von ihnen mit Owenisten und Sozialisten anderer Nationalität zum Empfang des nach London deportierten Weitling veranstaltete Meeting ist die erste große internationale Kundgebung in London. Schapper hat außerdem Verbindung mit dem Polen Ludwig Oborski und mit William Lovett vom gemäßigten Flügel der Chartisten und seinen Democratic Friends of All Nations. In dieser ersten internationalen Verbindung, die ähnlich Cabet eine gütliche Herbeiführung der Gütergemeinschaft durch Propaganda befürwortet, übernimmt Schapper im Oktober 1844 provisorisch die Aufgaben des Sekretärs.<sup>52</sup> Im Folgejahr halten Schapper und Moll zunehmend engeren Kontakt auch zu radikalen Chartisten, vor allem zum Redakteur des *Northern Star*, Julian Harney. Er hatte schon auf dem ersten Arbeiterparlament Anfang 1839 erstmals den Generalstreik als Mittel proletarischer Machtergreifung erwogen. Von ihm erhoffen deutsche Kommunisten neue Strategien, die die getrennt agierenden gewerkschaftlichen, politischen und sozialistischen Strömungen der englischen Arbeiter zu einem einheitlichen Strom bündeln könnten. Mit Harney begründen sie im September 1845 die Fraternal Democrats. Dieser Verbindung revolutionärer Emigranten aller Nationen schließen sie Bund und Bildungsgesellschaft an und stellen für deren vierzehntägige Sitzungen die Sekretäre des leitenden Komitees. Auf ihrer Gründungskundgebung am 22. September 1845, dem Jahrestag der ersten französischen Republik, an dem außer Engländern, Franzosen, Deutschen auch Italiener, Spanier, Polen, Schweizer, ein Ungar und ein Türke teilnehmen, gehören Weitling, Harney und Berrier-Fontaine als Vertreter der französischen Demokraten zu den Hauptrednern.<sup>53</sup> Angesichts der ideologischen Zerfahrenheit und politischen Schwäche der Pariser Zentrale übernimmt die Londoner Sektion im November 1846 offiziell die Bundesleitung und konstituiert sich zur Volkshalle.

#### *Strategische Debatten in London 1845-1847*

Dennoch erfassen Krisenerscheinungen gegen Mitte der vierziger Jahre mehr oder minder alle Sektionen. Weltanschaulich bleibt man sich zwar weitgehend einig, daß der Mensch von Natur gut ist und nur die Dazwischenkunft des Privateigentums alle gesellschaftlichen Beziehungen verdorben hat. Das strategische Konzept scheint einfach: man braucht „nur“ die Mehrheit derer, die mit dem gesellschaftlichen Reichtum täglich ihr eigenes Elend produzieren, für eine ihrem Interesse entsprechende natur- und vernunftgemäße Neuordnung zu gewinnen, sie zu einigen und zu organisieren. Praktisch bringt dieses Bemühen die westeuropäische Arbeiterbildungsbewegung mit ihrer Arbeiterpresse und ihren Vereinen hervor. Doch erfüllt sich die daran geknüpfte Hoffnung nicht. Zersplitterung der Arbeiter in der Kleinproduktion und Migration erschweren den Zusammenhalt. Propaganda und politische Organisation leiden auch außerhalb Deutschlands unter behördlichen

51 Siehe Bund der Kommunisten, Bd. 1, S.170f., 508ff.; Höppner/Seidel-Höppner, Etienne Cabet.

52 Siehe Bund der Kommunisten, Bd. 1, S.180ff., 199ff.

53 Siehe Friedrich Engels: Das Fest der Nationen in London, in: MEW, Bd. 2, S.611.

Schikanen, öffentlicher Diffamierung, an Mittellosigkeit und antikommunistischen Ressentiments. Mehr noch als dies beklagt Weitling auf dem Londoner Meeting, daß das Volk „kein Geld für Bücher und keine Freizeit zum Lesen hat“.<sup>54</sup> Hinzu kommen theoretische Mängel. Das abstrakt aus der menschlichen Natur abgeleitete Aufklärungskonzept faßt die Interessenlage der Werk tätigen zu homogen, stößt auch bei den Adressaten auf Gleichgültigkeit und Befremden. Weitlings von der handwerklichen Kleinproduktion geprägtes Modell widerstrebt selbst einigen Kampfgefährten. Theoretische Schwächen der kommunistischen Doktrin wiederum begünstigen den Einbruch wahrsozialistischer Phrasen, nicht nur in Paris, auch in London. Schapper zumal verflacht mit seinen scharfen Attacken gegen Systemmacherei kaum merklich das kommunistische Prinzip. Nutzlos wendet Weitling ein, daß auch eine kommunistische Gesellschaft auf ein geregeltes System der Organisation der Arbeit, Verteilung und Aneignung der Produkte nicht verzichten könne. Die hiesigen Wortführer sind tüchtige politische Pragmatiker, für Theorie haben einige wenig Sinn.

Das Hauptproblem der damaligen europäischen Arbeiterbewegung entzündet sich an der unbewältigten Dialektik von Aufklärung und revolutionärer Aktion.<sup>55</sup> Es verdichtet sich in der Frage: Wie soll man ein unterdrücktes Volk für seine Selbstbefreiung rüsten, wenn die Verhältnisse alles dafür Erforderliche verwehren? Fourieristen und Owenisten meinen dem Dilemma zu entrinnen, wenn sie die hinderlichen europäischen Verhältnisse hinter sich ließen und ihr Ideal in kleinen Gemeinwesen verwirklichten. 1844/45 wählen auch die Pariser Bundesmitglieder Carl August Fautz und Christian Weissenbach diesen Ausweg und ziehen mit zwei Gruppen von 160 Männern, Frauen und Kindern in die USA.<sup>56</sup> Die meisten Zurückbleibenden verwerfen das als Desertion. Gleichwohl beherrscht dieser Konflikt auch die strategischen Auseinandersetzungen der stärksten kommunistischen Strömung des Kontinents, der ikarischen Bewegung. Cabet, der seine demokratische Strategie an den antikommunistischen Ressentiments der bürgerlichen Demokraten gescheitert sieht, wird 1847 durch dieses Dilemma zu Kapitulation und Flucht in sein Kolonisationsprojekt in Übersee veranlaßt. Vergeblich suchen die Mitglieder der Londoner französischen Gesellschaft und seine deutschen Freunde, ihn zurückzuhalten. In Britannien schließlich zerklüften die gleichen strittigen Fragen die Chartistenbewegung in einen pazifistischen und einen radikalen Flügel. Sie verleiten auch Owen, Energie und Geld in kleinen Musterexperimenten zu verzetteln, die sämtlich scheitern. Wie in einem Brennspiegel bricht sich diese Problematik in den Londoner Vereinsdiskussionen

---

54 Zitiert nach Bund der Kommunisten, Bd. 1, S. 183.

55 Siehe Waltraud Seidel-Höppner: Aufklärung und revolutionäre Aktion – ein Grundproblem im Arbeiterkommunismus und bei Marx, in: Jahrbuch für Geschichte, Berlin (DDR) 1971; Nachdruck in: Waltraud Seidel-Höppner/Joachim Höppner: Sozialismus vor Marx. Beiträge zu Theorie und Methode des vörmärkischen Sozialismus, Berlin (DDR) 1987.

56 Siehe Jacques Grandjonc: Neu-Germanien/Germania. A propos d'une colonie communiste allemande de la Ligue des Justes dans la Wisconsin en 1844, in: Julius H. Schoeps/Immanuel Geiss (Hrsg.): Revolution und Demokratie in Geschichte und Literatur. Duisburger Hochschulbeiträge, Bd. XII, Duisburg 1979.

vom Februar 1845 bis Januar 1846.<sup>57</sup> Auch hier geht es um mehr als um eine Auseinandersetzung mit Weitlings vermeintlichem Abenteuerium, wie man gewöhnlich liest.<sup>58</sup> Bei den meisten Londonern haben die mühselig errungenen Fortschritte der viel stärkeren englischen Bewegung die Hoffnung auf baldige Verwirklichung ihres kommunistischen Ideals ernüchert. Zugleich hat jahrelange legale Wirkungsmöglichkeit sie verwöhnt und den Blick einiger auf die komplizierteren kontinentalen Bedingungen getrübt. Schapper identifiziert 1845/46 Weitlings Plädoyer für eine Revolution irrtümlich mit einem Votum für Avantgardismus alten Musters. Er verweigert sich jedem Gedanken an eine Revolution und setzt alle Hoffnung ausschließlich auf langfristige geduldige Aufklärung, deren Früchte die Nachwelt ernten werde. Deren Grenzen hat Weitling soeben im Gefängnis und in nachfolgender Ausweisung erfahren. Allein von Kriege<sup>59</sup> und Bauer unterstützt, beharrt er darauf, daß es einer Revolution bedarf, um zumindest die Bedingungen für Aufklärung und Organisation der Bevölkerung zu erringen. Wie man dahin gelangen kann, weiß niemand. Ihr Streit um Reife oder Unreife der Menschheit verfängt sich in den rationalistischen Schranken des überlieferten Aufklärungsdenkens. Am Vorabend der Revolution, auf dem 8. Stiftungsfest des Vereins, erklärt Schapper - ganz gewiß nicht unbeeinflusst von linken Chartisten und Engels - seinen Glauben an die Möglichkeit einer friedfertigen Entwicklung öffentlich als Illusion und nimmt seine Absage an eine Revolution zurück.<sup>60</sup> Vorerst aber wird die Diskussion abgebrochen, die Probleme bleiben ungelöst.

Seit dem Sommer 1845 haben die Londoner Fühlung zu Marx und Engels. Seit 1846 beteiligen sie sich am Informationsaustausch des Kommunistischen Korrespondenzkomitees in Brüssel. In der Folge suchen sie zunehmend Rat und Hilfe bei ihnen und gewinnen beide Anfang 1847 zum Eintritt in den Bund. Nach dem überlieferten Bestandsverzeichnis verfügt die Londoner Vereinsbibliothek vor 1848 u. a. über sieben Titel von Cabet, über sechs Bände von Louis Blanc, über zwei Titel von Weitling, aber nur über je ein Exemplar des 1845 erschienenen Werkes von Engels „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“ und der 1844 in Paris erschienenen „Deutsch Französischen Jahrbücher“.<sup>61</sup> Die letztere Schrift aber lasen und nutzten vornehmlich Intellektuelle wie Moses Heß, Georg Weerth, Rionald Daniels, Karl d'Estér, Wilhelm Wolff und Joseph Weydemeyer, von den

---

57 Siehe Max Nettlau: Londoner deutsche kommunistische Diskussionen, 1845. Nach dem Protokollbuch des C.A.B.V., in: Carl Grünberg (Hrsg.: Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, Jg. 10, Leipzig 1922; Wiederabdruck in Bund der Kommunisten, Bd. 1, S.214-238. Die Originalprotokolle sind verschollen; die nicht autorisierte protokollarische Wiedergabe der Beiträge ist von unterschiedlicher Qualität. Nettlau bietet von seinem Interesse gefilterte Auszüge. Das ergibt kein verlässliches Bild.

58 Siehe Waltraud Seidel-Höppner: Weitling und die Revolution von 1848/49, in: Männer und Frauen der Revolution, Bd. 3 (im Druck).

59 Zu Kriege siehe Alfred Wesselmann: Burschenschafter, Revolutionär, Demokrat. Hermann Kriege und die Freiheitsbewegung 1840-1850, Osnabrück 2001.

60 Siehe Bund der Kommunisten, Bd. 1, S.214ff. und 664.

61 Siehe MEW, Bd. 2, S.225ff.; Deutsch-Französische Jahrbücher, hrsg. von Arnold Ruge und Karl Marx, Paris 1844.

Bundesmitgliedern Emil Ottokar Weller und Hermann Ewerbeck.<sup>62</sup> Den meisten Mitgliedern waren beide aus Beiträgen im *Vorwärts* und im *Deutschen Bürgerbuch* allenfalls flüchtig bekannt. Marx und Engels wissen das selbst. Engels verweist schon Anfang 1844 auf den Mangel von Schriften, die die eigenen Prinzipien „logisch und historisch, aus der bisherigen Anschauungsweise und der bisherigen Geschichte“ entwickeln, damit das blinde Umhertappen aufhört. Im Frühjahr 1846 drängt Weydemeyer Marx vergeblich zum endlichen Abschluß seiner seit 1845 angekündigten „Kritik der Politik und Nationalökonomie“, damit man den Leuten etwas Ordentliches über den Kommunismus zu lesen geben kann, zumal die Entwicklung in den deutsch-französischen Jahrbüchern und in der Heilen Familie noch „zu sehr angedeutet“ sei.<sup>63</sup> Breiten, wenn auch zwiespältigen Widerhall fand erst ihr „Zirkular gegen Kriege“, dessen sentimentale Propaganda in seinem New Yorker *Volkstribun* sie als für die kommunistische Bewegung kompromittierend brandmarken.<sup>64</sup>

Die Londoner denken schon im Juli 1846 an eine Fortsetzung der Diskussion des Arbeiterbildungsvereins in größerem Rahmen. Einiges in ihren Vorgaben hört sich anders an, als ein Jahr zuvor. Sie haben nichts einzuwenden, daß die philosophische und die sentimentale Richtung unter Kommunisten bekämpft werden, sobald sie einseitig oder anmaßend werden, warnen jedoch vor Brüsseler „Gelehrten-Arroganz“, Einseitigkeit, Intoleranz und Ungeduld, um „Zwiespalt und Feindschaft zwischen Arbeitern und Gelehrten“ zu vermeiden. Sie sehen in der „Zusammenberufung eines kommunistischen Kongresses das einzige Mittel, Kraft und Einigkeit in unsere Propaganda zu bringen“. Angesichts der längst organisierten Konstitutionellen und Republikaner brauche man einen gemeinschaftlichen Plan; zumal die „Millionen Kommunisten [...] noch keine Partei bilden.“ Wenn „der Sturm losbricht [...], wird es zu spät sein.“ Auf solchem Kongreß sollen „die verschiedenen Richtungen und Arten des Kommunismus ruhig und ohne Bitterkeit besprochen werden“. Es dürfen keineswegs die Sentimentalen, die von Bruderliebe schwärmen, schlechthin als unkommunistisch verdammt werden. Auch solle sich der religiöse Kommunismus geltend machen dürfen. Man müsse sowohl das Verhältnis zur radikalen Bourgeoisie als auch zur „religiösen Partei“ – der protestantischen Lichtfreunde und Deutschkatholiken – klären. Man will eine „kaltblütige und brüderliche Diskussion aller Auffassungen, und im Ergebnis ein einfaches kommunistisches Glaubensbekenntnis, das allen zur Richtschnur dienen könnte“.<sup>65</sup> Bei den Gemeinden im Innern Deutschlands findet ihr Aufruf zur Parteibildung

---

62 Siehe Deutsch-Französische Jahrbücher, Neuausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von Joachim Höppner, Leipzig 1981, Einleitung, S.27ff.; Schmidt, Wilhelm Wolff, S.200; Karl Obermann: Karl d'Estier, Arzt und Revolutionär, in: Aus der Frühgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Berlin 1964; ders.: Joseph Weydemeyer. Ein Lebensbild, Berlin 1968; Martin Hundt: Ein unbekannter Teilabdruck von Engels' „Umrissen zu einer Kritik der Nationalökonomie“, in: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung, Berlin 1977, H. 1, S.47ff.

63 Engels an Marx, Anfang Oktober 1844, in: MEGA III/1, S.243; Joseph Weydemeyer an Marx, am 30. April 1846, in: MEGA, III/1, S.533.

64 Abdruck des „Zirkulars gegen Kriege“ in: Bund der Kommunisten, Bd. 1, S.322f.

65 Bund der Kommunisten, Bd. 1, S.379ff., 401, 431.

geringe Resonanz; Marx und Engels bestehen auf einem direkten Disput ihrer Ansichten. Dem stimmen die Mitglieder der Bundeszentrale zu und bereiten den im Juni 1847 in London stattfindenden 1. Kongreß organisatorisch und politisch vor. Verabschiedet wird am 9. Juni außer dem Entwurf eines neuen Statuts der von Karl Schapper und Wilhelm Wolff unterzeichnete „Entwurf des Kommunistischen Glaubensbekenntnisses“, eine Symbiose von überlieferter Bundesdoktrin und neuen von Marx und Engels beigezeichneten Gesichtspunkten. Wie das bisherige Programm bekennt sich das Dokument zum Kommunismus als einer gütergemeinschaftlichen Gesellschaftsordnung. Eine demokratische Staatsverfassung soll dem Proletariat seine Existenz sichern, die kostenlose Erziehung der Kinder auf Staatskosten gewähren und allen Mitgliedern die vollständig freie Entwicklung und Betätigung ihrer Anlagen und Kräfte ermöglichen. Die hierfür erforderlichen Mittel können aus Beschränkung des Erbrechts, Einführung von Progressivsteuern und Beschäftigung der Arbeiter in Nationalwerkstätten und Nationalgütern geschöpft werden. Zudem müsse die Entwicklung von Industrie, Ackerbau, Chemie und Handel die Produktivkräfte und Lebensmittel der Gesellschaft vermehren. Der langfristigen Vorbereitung der neuen Ordnung dienen weiterhin politische Aufklärung und Vereinigung der Arbeiter, sowie Nutzung einer ausgebrochenen Revolution für die Sache des Proletariats. Anders als bisher definiert der Entwurf – auf saint-simonistische Vorarbeit gestützt – die modernen Repräsentanten der besitzenden und besitzlosen Klassen sozialökonomisch als Klasse der großen Kapitalisten bzw. als Bourgeoisie und als Klasse der Proletarier oder als Proletariat. Außerdem wird das letztere nunmehr sozialökonomisch abgehoben sowohl von der Gesamtheit der armen arbeitenden Klassen, als auch von den selbständigen Handwerkern. Sozialhistorisch beschreibt das Glaubensbekenntnis die spezifisch kapitalistischen Produktionsverhältnisse und unterscheidet die Stellung und Bedürfnisse des Proletariats von denjenigen der Sklaven und der Leibeigenen. Wie bisher wird die Emanzipation des Proletariats als politische Selbstbefreiung gefaßt. Sie wird, anders als die der Sklaven und Leibeigenen, aber nicht als Modifikation, sondern als Abschaffung der Eigentums- und Klassenverhältnisse bestimmt und als historischer Entwicklungsprozeß begriffen.

Beide Dokumente gehen den Kreisen und Gemeinden zur Stellungnahme zu. Das Glaubensbekenntnis dient den von Engels entworfenen „Grundsätzen des Kommunismus“ als Vorlage.<sup>66</sup> Das schließlich von Marx und Engels im Auftrag des Novemberkongresses 1847 verfaßt und vom neuen Bund angenommene „Manifest der Kommunistischen Partei“ bewahrt und modernisiert die gültigen Einsichten des alten Bundes, bricht jedoch rigoros mit der überlieferten naturrechtlichen Begründung und ersetzt sie durch eine historisch-ökonomische. Gleichwohl erinnert sich Marx zwölf Jahre hernach noch der „heftigen mehrwöchigen Debatten“, derer es bedurfte, bis das von Engels und von ihm abgefaßte „Manifest der Kommunistischen Partei“ angenommen wurde.<sup>67</sup> Der Ausbruch der Revolution verdrängt unterschwellige Divergenzen, räumt sie jedoch nicht aus. In der Abspaltung der

<sup>66</sup> Siehe ebenda, S. 466ff., 589ff., 626ff.

<sup>67</sup> Karl Marx, Herr Vogt, in: MEW, Bd. 14, S. 439.

Willich/Schapper-Fraktion im September 1850 werden die Überreste rationalistischen Denkens erneut politisch aufbrechen. Im Revolutionsjahr jedoch stellen alle Mitglieder, auch Weitling, ihre kommunistischen Pläne zugunsten einer sozialen Republik zurück und mühen sich, in Arbeiter- wie in Demokraten-Vereinen, auf Kongressen und in Parlamenten die bürgerlichen Demokraten für die sozialen Belange des Volkes zu interessieren und das Volk für eine demokratische Republik zu gewinnen.<sup>68</sup>

### *Ausbreitung des Bundes*

Außerhalb Deutschlands konstituierten sich Ende 1845 die erste Bundesgemeinde in New York, im Folgejahr eine weitere in St. Louis<sup>69</sup> und im August 1847 in Brüssel ein Arbeiterverein, dessen Mitgliederbestand bis Jahresende von 37 auf rund 100 Personen anwächst.<sup>70</sup> Auch im Innern der deutschen Staaten hat der alte Bund sich in aller Stille weiter verbreitet und fester Fuß gefaßt, als die Behörden aufzuspüren vermochten. Obwohl sich hier bis Mitte der vierziger Jahre vorwiegend Gesellenvereinigungen und Unterstützungskassenvereine bilden können und politische Betätigung weiterhin verboten bleibt, wissen Emissäre verschiedenorts vorsichtig und beharrlich das Politikverbot zu durchbrechen. Allerdings äußern sich Briefe aus Schlesien und anderswo im Sommer 1846 skeptisch zu den Brüsseler Parteibildungsplänen. Viele meinen, daß man in Belgien und England die Verhältnisse im Innern der deutschen Staaten „schon sehr aus den Augen verloren hat“. Sie weisen auf die Schwierigkeiten hin, Lese- und Diskussionsgesellschaften zu bilden, zumal in Preußen, wo „jede Kegelbahngesellschaft polizeilich überwacht wird“. Hier könne sich kein Verein behaupten, der „im Geruche des Kommunismus“ stehe. Hier bleibe der Kommunismus „ein Gespenst“, solange er nicht „als massenhafte Gestalt in das helle, lichte Leben hineintritt“. Notgedrungen tue daher jeder für die Propaganda „auf eigene Faust, was er kann“.<sup>71</sup> Ähnlich dämpfen Korrespondenzen aus Kiel euphorische Erwartungen an kommunistische Parteibildung im Innern und raten, sich wie die Briten erreichbare Ziele zu setzen; das wären für Deutschland Konstitution, freie Presse und Assoziationsrecht. Im Kieler Handwerkerverein gäbe es nur „eine kleine Anzahl Arbeiter, welche anderswo kommunistischen Vereinen angehört haben“, auch „einige 'Gelehrte', welche sich zu kommunistischen Prinzipien bekennen“, so oft es um soziale Fragen geht. Besser als konspirative Verbindungen solle man die inzwischen in Preußen wieder erlaubten

68 Siehe Weitling, Garantien, Vorrede zur dritten Auflage, S.300f.

69 Siehe Walter Schmidt: Sozialistische Bestrebungen deutscher Arbeiter in St. Louis vor 1848. Der St. Louis-Communistenverein, Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, 5 G, 1990; ders.: Zur Kontroverse um den New Yorker „Volkstribun“ von Mai bis Oktober 1846, in: Alternativen denken. Kritisch-emanzipatorische Gesellschaftstheorien als Reflex auf die soziale Frage in der bürgerlichen Gesellschaft, Berlin 1991; ders.: Dokumente des Bundes der Gerechten in den USA aus dem Jahre 1846, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 40, 1992, S.663ff.

70 Siehe Bund der Kommunisten, Bd. 1, S.497f., 622, 645f. Als Sitz von Bundesgemeinden außerhalb Deutschlands werden im Rundschreiben vom 9. Juni 1847 angeführt: die Schweiz, London, Paris, Lyon, Marseille, Brüssel, Lüttich, Stockholm und New York. Siehe Bund der Kommunisten, Bd. 1, S.479f.

71 Bund der Kommunisten, Bd. 1, S.360, 386.

Volkversammlungen zur Beratung von Petitionen nutzen.<sup>72</sup> Insgesamt bestätigen die Inlandsberichte die im Vorjahr von Weitling im Londoner Verein beschriebene Lage der Dinge. Dennoch nennt das Rundschreiben des ersten Kongresses des neu gegründeten Bundes der Kommunisten vom 9. Juni 1847 vierzehn Städte in Deutschland, in denen es Bundesgemeinden gibt.<sup>73</sup> Tatsächlich stieß Lokal- und Regionalforschung auf viele Spuren der alten Bünde, meist ohne eine förmliche Organisation und Mitgliedschaft ausmachen zu können.

Von den Behörden entdeckt wird im Herbst 1845 die vom Schneidergesellen Friedrich Mentel und anderen Mitgliedern des Berliner Handwerkervereins gegründete Gruppe von vier Gemeinden mit mindestens 32 Mitgliedern und Verbindungen zu anderen Städten.<sup>74</sup> Auch nach ihrer polizeilichen Aushebung bleibt unter dem Schuhmacher August Hätzel eine lose Gruppe von etwa 20 Personen beisammen; und bei den Wahlen zur Generalversammlung des Handwerkervereins im März/April 1847 sind unter den 24 gewählten Gesellenvertretern 10 Bundesmitglieder.<sup>75</sup>

Dauerhafter Stützpunkt einer seit 1839 tätigen Hamburger Gemeinde wird der dort Anfang 1845 nach Schweizer Muster gegründete Bildungsverein für Arbeiter.<sup>76</sup> Seele des Vereins ist der Tischlergeselle Joachim Friedrich Martens. Er ist, so Weitling, „1848 in Hamburg der populärste Mann, obwohl er nie anders als stockend [...] und befangen zum Volke sprechen konnte“.<sup>77</sup> Ende 1845 hat der Verein bereits 230 Mitglieder, Anfang 1847 fast 400, am Vorabend der Revolution etwa 600; davon sind die knappe Hälfte Tischler.<sup>78</sup> Ab Oktober 1845 veröffentlicht er eine eigene Zeitung: *Das Blatt für Arbeiter*.<sup>79</sup> Die Mitglieder erhalten Fach- und allgemeinbildenden Unterricht vom technischen Zeichnen über Physik, Chemie, Geographie bis zu deutscher Sprache; sie hören Vorträge über Geschichte und Zeitgeschichte,

72 Ebenda, S.362f.

73 Genannt werden: Berlin, Hamburg, Kiel, Altona, Bremen, Mainz, München, Leipzig, Königsberg, Thorn, Magdeburg, Stuttgart, Mannheim und Baden-Baden; siehe Bund der Kommunisten, Bd. 1, S.479f.

74 Siehe Gerhard Ziese: Über die Anfänge der Arbeiterbewegung in Berlin, in: BzG, 1965, Sonderheft, S.140ff., Abdruck der Gerichtsprotokolle in: Bund der Kommunisten, Bd. 1, S.258ff.

75 Siehe Kurt Wernicke: Geschichte der revolutionären Berliner Arbeiterbewegung 1830-1849, Berlin (DDR) 1978, S.82ff.

76 Zum Hamburger Bildungsverein siehe Gesellschaftsspiegel, Organ zur Vertretung der besitzlosen Volksklassen und zur Beleuchtung der gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart, Bd. 1, Elberfeld 1845 (Reprint Amsterdam 1991), S.13; Heinrich Laufenberg: Geschichte der Arbeiterbewegung in Hamburg, Altona und Umgebung, Bd. 1, Hamburg 1911, S.90ff.; Arno Herzig: Organisationsformen und Bewußtseinsprozesse Hamburger Handwerker und Arbeiter in der Zeit von 1790-1848, in: Arno Herzig/Dieter Langewiesche/Arnold Sywottek (Hrsg.): Unterschichten, Arbeiter und Arbeiterbewegung seit dem 18. Jahrhundert, Hamburg 1983, S.103ff.; John Breuille, Kontinuität in der hamburgischen Arbeiterbewegung von 1844 bis 1863, in: Arno Herzig/Dieter Langewiesche/Arnold Sywottek (Hrsg.): Arbeiter in Hamburg, Hamburg 1983, S.139ff.

77 [Wilhelm Weitling]: Die Republik der Arbeiter, 12. Juli 1851, S.98. Siehe John Breuille/Wieland Sachse: Joachim Friedrich Martens (1806-1877) und die Deutsche Arbeiterbewegung, Göttingen 1984.

78 Siehe Zweiter Jahresbericht des Bildungs-Vereins für Arbeiter in Hamburg. Vorlesen am Stiftungsfeste, den 14. Februar 1847, in: Laufenberg, Geschichte, S.103.

79 Siehe Ute Emmrich: Johann Georg Eccarius und sein Wirken in der revolutionären Arbeiterbewegung, Erfurt 1988, S.24.

veranstalten sonntagabends „Redeübungen“ zu politischen und sozialen Themen und benutzen mit besonderer Vorliebe den Geheimfond der Vereinsbibliothek. Überlieferte Zeugnisse rühmen den Verein einmütig als Schule politischer Bildung und Lehrstätte der Demokratie. Allabendlich versammeln sich hier Arbeiter, „um Zeitungen zu lesen, zu diskutieren oder zu singen und fremde Sprachen zu lernen“, berichtet Friedrich Lessner. Er spricht von dem Verein als einer „Kulturstätte der revolutionären Gedanken“, in der Bestrebungen für die deutsche Einheit und Freiheit, für Republik und Verbrüderung der Völker, für Freidenkerei, Urchristentum und Kommunismus sich zu höchst unklaren und unbestimmten Idealen vereinigen.<sup>80</sup> Jacob Brüning erinnert sich: „Mir erschloß sich damals eine neue Ideenwelt. [...] Wie begierig lasen wir z. B. Weitlings ‚Garantie‘, und wie gern vertieften wir uns in die Schriften unsrer geheimen Bibliothek.“<sup>81</sup>

Rückschlüsse auf Intensität und Breitenwirkung der politischen Arbeit von Bundesmitgliedern erlauben die Mitglieder-Analysen der Allgemeinen Deutschen Arbeiterverbrüderung von 1848, in der sich die Brüderlichkeitsmaxime des Bundes der Gerechtigkeit bereits im Verbandsnamen niederschlägt und die vom Bund erstrebte überregionale Arbeiterorganisation verwirklicht. Nach Ermittlungen von Horst Schlechte befinden sich unter ihren leitenden Akteuren mindestens 48 Mitglieder des eben gegründeten Bundes der Kommunisten. Davon dürfte mindestens die Hälfte bereits den alten Bünden angehört haben.<sup>82</sup> Unter ihnen sind der erste Präsident der Arbeiterverbrüderung, der Buchdrucker Stephan Born, sodann der Präsident der Generalversammlung der Arbeiterverbrüderung in Leipzig, der Goldarbeiter Ludwig Bisky,<sup>83</sup> auch ihr Vizepräsident und Vertreter der Arbeitervereine von Hannover, der Tischlermeister Ludwig August Stechan<sup>84</sup>, sodann der Verleger und Buchhändler Emil Ottokar Weller, der 1848 in Leipzig das revolutionär demokratische Blatt *Der Volksfreund* herausgibt.<sup>85</sup> Weitling, der auf dem Hamburger Arbeiterkongreß im Februar 1849 die seinem Befreiungsbund angehörigen Arbeitervereine mit ca. 800 Mitgliedern der Arbeiterverbrüderung anschließt, erblickt in dieser ersten deutschen überregionalen Arbeiterorganisation den legitimen Sproß der alten Bünde. Er schreibt: „Damals hatten wir keine

---

80 Siehe Friedrich Lessner: Ich brachte das „Kommunistische Manifest“ zum Drucker, Berlin (DDR) 1975, S.48f.

81 Johann Jakob Brüning an Friedrich Martens am 21. Februar 1872, in: Bund der Kommunisten, Bd. 3, S.379.

82 Siehe Horst Schlechte (Hrsg.): Die Allgemeine Deutsche Arbeiterverbrüderung 1848-1850. Dokumente des Zentralkomitees für die deutschen Arbeiter in Leipzig, Weimar 1979, Einleitung, S.26ff.

83 Zu Bisky siehe Kurt Wernicke: Ludwig Bisky. Ein Berliner Arbeiterführer, in: Bleiber/Schmidt/Weber, Männer, Bd. 2, S.127ff.

84 Zu Stechan siehe Erhard Kiehbaum: Über die Zukunft hinaus! Ludwig Stechan – Ein Tischlermeister aus Hannover, in: Hannoversche Geschichtsblätter. Neue Folge, Bd. 40, Hannover 1992, S. 149ff.; Heiko Geiling: Über die Arbeiterhalle, in: Heide Barmeyer (Hrsg.): Das Revolutionsjahr 1848/49 in Niedersachsen, Bielefeld 1999; Hermann von Berg: Entstehung und Tätigkeit der Norddeutschen Arbeitervereinigung als Regionalorganisation der Deutschen Arbeiterverbrüderung nach der Niederschlagung der Revolution von 1848/1849, Bonn 1981, S.155ff.

85 Zu Weller siehe Rolf Weber: Emil Ottokar Weller, in: Bleiber/Schmidt/Weber, Männer, Bd. 1, Berlin 1988, S.149ff.

Preßfreiheit wie heute und lebten zerstreut unter den Fremden. [...] Jetzt haben wir Preßfreiheit, wir leben mit Millionen deutschen Arbeitern zusammen, wir haben Hunderte von verschiedenen Vereinen gegründet.<sup>86</sup>

Ebenso augenfällig erweist sich die Arbeit der Bundesmitglieder als Ferment der demokratischen Massenbewegung. Erwähnt seien nur die Rolle des Schneidergesellen Ernst Wilhelm Hohmann in der Königsberger Bürgerbewegung und der Einfluß von Martens in der Hamburger demokratischen Bewegung und in der Konstituante, sodann das Wirken Schappers in der Kölner Volksbewegung, die Rolle Hermann Krieges im Zentralauschuß der demokratischen Vereine und als Berichterstatter auf dem zweiten Demokratenkongreß, schließlich der Einsatz Weitlings und Louis Heilbergs für eine soziale Profilierung der Demokratie auf diesem Kongreß. Die Verankerung des allgemeinen gleichen Wahlrechts in der deutschen Reichsverfassung ist massenhaften Eingaben der Arbeitervereine zu danken.<sup>87</sup> Erinnerung verdient, daß vier Fünftel der 259 Märzgefallenen Handwerker, Arbeiter und Hausangestellte waren.<sup>88</sup> Nicht wenige Mitglieder greifen bei der Verteidigung der Reichsverfassung zur Waffe. Joseph Moll fällt in den Kämpfen der badisch-pfälzischen Revolutionsarmee. Weitling überliefert: „Wir deutschen Kommunisten bildeten, von dem großen Ereignis der Februarrevolution ergriffen, unter dem weiten Mantel der Demokratie eine und dieselbe Partei mit der früheren politischen Partei, gegen welche wir einst kämpften.“<sup>89</sup>

Gleichwohl haben die politischen Wortführer mit der Arbeiterbildungsbewegung Größeres im Sinn. Sie begreifen ihren Einsatz als Beitrag zur Zivildisation der Menschheit. Aus Paris schreibt das führende Mitglied des Bundes der Geächteten, der Tischler Wolfgang Strähl, im April 1835 über die durch die Bildungsarbeit der Vereine erlangte „immer allgemeiner werdende Geistesaufklärung und Zivildisation“: „Der Arbeiter hat dadurch Gelegenheit, sich geistig zu bilden. Ich kenne selbst viele, die früher ihre Mußstunden unbenutzt verloren, und heute haben viele von ihnen [...] schon sehr zureichend lesen, schreiben, rechnen etc. gelernt. Viele, die früher auch nicht ein Buch in die Hand nahmen, haben jetzt [Gelegenheit, sich] ganze Werke anzuschaffen und Bibliotheken zu errichten. [...] Früher berührten ihre Gespräche nichts anderes als: essen, trinken, schlafen, lüderliche Weibsbilder - - etc. etc. Heute hört man dort über Literatur, über ihre Reiseerfahrungen, über Religion und Politik disputieren und sich gegenseitig belehren.“<sup>90</sup> Gleiches führt August Becker in der Schweiz gegen pietistische Verteufelung der kommunistischen Bildungsarbeit ins Feld: „Leute, die früher ihre Abende im Wirtshaus und bei Dirnen zubrachten, verwenden jetzt ihre übrige Zeit auf die Ausbildung ihres Geistes, auf das Lesen guter Bücher, auf die Besprechung wichtiger und großartiger Fragen der Zeit.“<sup>91</sup> Im Revolutionsjahr blicken alle mit Genugtuung auf das von

86 Weitling, Garantien, Vorrede zur dritten Auflage, S.297.

87 Siehe Veit Valentin: Geschichte der deutschen Revolution 1848-1849, Bd. II, S.454.

88 Siehe Kurt Wernicke: Vormärz. März. Nachmärz, Berlin 1999, S.135.

89 Weitling, Garantien, Vorrede zur dritten Auflage, S.300f.

90 Zitiert bei: Strähl, Briefe, S.169.

91 [August Becker]: Brief eines Herrn Pfarrers aus Basel an einen Kommunisten in Lausanne nebst Antwort darauf, Bern 1844, S.15f.

beiden Bünden Geleistete. Weitling erinnert sich in den USA: „Wer diese Bewegung seit 12 Jahren mit Aufmerksamkeit verfolgt, dem wird es klar werden, welche ungeheure Bedeutung solche winzig kleinen Gesellschaften [...], überall für dieselbe Sache wirkend und überall die besten Kräfte um sich gruppierend [haben können]. So fanden wir im Jahre 1848 und 1849 in allen großen Städten Deutschlands die frühern Mitglieder der deutschen Vereine in Frankreich, der Schweiz und London, so wie ihre in Deutschland geworbenen Gleichgesinnten theils an der Spitze der Bewegung, theils im tätigen Anteil an derselben begriffen.“<sup>92</sup> Auf dem Hamburger Gewerbekongreß am 2. Juni 1848 rühmt der Berliner Delegierte Ludwig Bisky die Vereine „als Pflanzstätten des Hochgefühls, des Rechtsbewußtseins und der Bruderliebe, [...] und des veredelten Menschenthums!“<sup>93</sup> Der Bericht vom 8. Stiftungsfest des Londoner Vereins am 7. Februar 1848 ermahnt künftige Geschichtsschreiber, „nachzuweisen, daß in diesen Vereinen die Keime gestreut wurden der Saat, aus der einst die neue bessere Gestaltung der Gesellschaft erwachsen wird.“<sup>94</sup>

[Der Beitrag erscheint bei Helmut Reinalter (Hrsg.): *Politische Vereine, Gesellschaften und Parteien in Zentraleuropa 1815-1848/49* (Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770-1850), Peter Lang Verlag, Frankfurt a. M. 2003. Vorabdruck mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers.]

---

92 [Wilhelm Weitling]: Die Entwicklung der Gleichheitstheorien, in: *Die Republik der Arbeiter*, Juli 1850, S.101.

93 Ludwig Bisky in: *Das Volk*, hrsg. vom Schriftsetzer Born, Nr. 5, 1848, S.18.

94 Zitiert bei: *Bund der Kommunisten*, Bd. 1, S.659.

# Die Bibliothek der Bundesschule des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB) in Bernau (1930-1933) Geschichte, Bestand, Verbleib, Überlieferung

Heinz Deutschland

Als am 10. Mai 1933 auf dem Opernplatz in Berlin und in zahlreichen anderen deutschen Städten von Vertretern der nationalsozialistischen Deutschen Studentenschaft „Schriften und Bücher der Unmoral und Zersetzung“ verbrannt wurden, hatte man dafür in erster Linie die Bestände einiger öffentlicher Bibliotheken geplündert. Betroffen von dieser barbarischen Aktion „Wider den undeutschen Geist“ waren aber auch die Organisationen der Arbeiterbewegung, insbesondere die seit dem 2. Mai „gleichgeschalteten“, d.h. zerschlagenen freien Gewerkschaften.<sup>1</sup>

Mit der Besetzung der Gewerkschaftshäuser und dem Raub gewerkschaftlichen Eigentums war auch das Schicksal der zumeist in deren Räumlichkeiten untergebrachten kleinen und größeren Bibliotheken besiegelt worden. Wie unterschiedlich deren Bestände auch zusammengesetzt sein mochten, bargen sie alle neben der unverzichtbaren „Verbandsliteratur“ mancherlei Bücher aus der Schatzkammer der Weltkultur, die oftmals unter beträchtlichen Opfern über viele Jahrzehnte zusammengetragen worden waren. Der Bannstrahl der widerlichen „Feuersprüche“ traf somit auch die meisten Gewerkschaftsbibliotheken.

*„Gegen Klassenkampf und Materialismus, für Volksgemeinschaft und idealistische Lebensauffassung! Ich übergebe dem Feuer die Schriften von Marx und Kautsky.“*

*„Gegen Dekadenz und moralischen Zerfall! Für Zucht und Sitte in Familie und Staat! Ich übergebe dem Feuer die Schriften von Heinrich Mann, Ernst Glaeser und Erich Kästner ...“*

*„Gegen Frechheit und Anmaßung, für Achtung und Ehrfurcht vor dem unsterblichen deutschen Volksgeist! Verschlinge Flamme auch die Schriften der Tucholsky und Ossietzky!“<sup>2</sup>*

Schon vor der Zerschlagung der Gewerkschaften hatte sich im Frühjahr 1933 bei den ersten wilden Besetzungen zahlreicher Gewerkschaftshäuser durch die SA bereits angedeutet, welches Schicksal die in den Verbandsbüros und den Verbandsbibliotheken vorhandene Literatur erwartete. In seinem Protestbrief an den Reichspräsidenten vom 5. April 1933 hatte Hermann Schlimme im Auftrag des ADGB-Vorstands jene bis dahin bekanntgewordenen Fälle aufgelistet, in denen u.a. auch Literatur und ganze Bibliotheken „beschlagnahmt“, „entfernt“, „geraubt“ und

---

1 Siehe: „Das war ein Vorspiel nur ...“. Bücherverbrennung Deutschland 1933. Voraussetzung und Folgen. Ausstellung der Akademie der Künste vom 8. Mai bis 3. Juli 1983, Berlin/Wien 1983, S.186-253.

2 Zitiert ebenda, S.196f.

„zerstört“ worden waren.<sup>3</sup> Am 2. Mai sowie in den Tagen und Wochen<sup>4</sup> danach zeigte sich dann sehr deutlich, daß es sich bei dieser im Rahmen der ersten Aktionen der SA gegen die Gewerkschaftshäuser beobachteten Entsorgung ganzer Bibliotheken durchaus nicht um spontane Übergriffe gehandelt hatte. Das waren vielmehr gezielte Maßnahmen, die mit dem „Rundschreiben der Reichsleitung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP)“ vom 21. April 1933 über die sogenannte „Gleichschaltungsaktion“<sup>5</sup> und dem „Aufruf des Komitees zum Schutze der Deutschen Arbeit“ vom 2. Mai mit der martialischen Verheißung „Die Teufelslehre des Marxismus soll elendiglich auf dem Schlachtfeld der nationalsozialistischen Revolution krepieren“<sup>6</sup> offiziell verkündet und legitimiert wurden. Vereinzelt, so beispielsweise in Aschersleben, brannten sogar schon am 2. Mai Bücher auf Scheiterhaufen.<sup>7</sup>

Da es jedoch unmöglich und höheren Ortes auch nicht vorgesehen war, alle „undeutsche Literatur“ zu verbrennen, wurden die in den gewerkschaftlichen Bibliotheken ausgesonderten und geraubten Bücher zumeist zu einer Sammelstelle transportiert und dann auf recht unterschiedliche Weise „entsorgt“. Einige SA-Führer ließen offensichtlich besonders wertvolle Stücke auf eigene Rechnung „sicherstellen“. Ein Teil der Bücher wurde im In- und Ausland in klingende Münze verwandelt. Schon Hermann Schlimme hatte in seinem Brief darauf hingewiesen, daß in Dresden Bücher und anderes geraubtes Schriftgut „bereits als Altmaterial bei Dresdener Altwaren-Händlern“ aufgetaucht war.<sup>8</sup> Ein nicht unbedeutender Teil des Beutegutes überdauerte allerdings die Jahre der Nazierrschaft. Es handelte sich dabei vor allem um Schriften, die verschiedenen Bibliotheken von Dienststellen der NSDAP und der Deutschen Arbeitsfront (DAF) zu „wissenschaftlichen Zwecken“ zugeschlagen worden waren,<sup>9</sup> oder aber in Sammelstellen, offenbar

---

3 Gewerkschaften in der Endphase der Republik 1930-1933, bearbeitet von Peter Jahn unter Mitarbeit von Detlev Brunner (Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert, Bd. 4) Köln 1988, S.873-879. Hindenburg hat auf diesen Protest, der zugleich ein Hilferuf war, wie auf viele andere auch, nicht reagiert. Er hat dieser Kulturbarbarei keinen Einhalt geboten. Unbegreiflich, warum sich die politischen Enkel des Sozialdemokraten Hermann Schlimme heute in Berlin und Potsdam so sehr bemühen, dass die „Ehrenbürgerschaft“ Hindenburgs aufrechterhalten bleibt.

4 So berichtet z.B. Theodor Thomas vom Baugewerkschaftsbund in seinen Aufzeichnungen unter dem 7. Juni 1933: „Nachm. oben Bücher fertig ‚sortiert‘. So an acht Zentner weggeworfen“ (siehe ebenda, S.922).

5 Siehe ebenda, S.898-901.

6 Zitiert nach Tilla Siegel: Leistung und Lohn in der nationalsozialistischen „Ordnung der Arbeit“, Opladen 1989, S.31.

7 Siehe Besetzung Gewerkschaftshäuser durch die Faschisten am 2. Mai 1933. Dokumente und Erinnerungen, Arbeitsmaterial, zusammengestellt von Heinz Braun und Barbara Merten, Berlin 1983, S.33.

8 Gewerkschaften in der Endphase, S.875.

9 Wie aus einer recht schmalen Überlieferung der DAF hervorgeht, befanden sich noch im Sommer 1934 große Teile der von Johannes Sassenbach aufgebauten Bibliothek (siehe Gisela Peter: Die bibliographische Leistung Johannes Sassenbachs. Ein Beitrag zur Bibliographieggeschichte der deutschen Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung, Diplomarbeit, Humboldt-Universität Berlin 1991) und von elf weiteren Bibliotheken in den Räumen des nunmehr von der DAF genutzten Berliner Gewerkschaftshauses am Engelufer. Die DAF-Oberen waren sich unschlüssig, wie mit diesen Büchern zu verfahren war, von denen ein Teil, wie sie gehört hatten, „sehr wertvoll“ sein sollte. Nach Aussagen einer zeitweilig zu

Dublettenmagazinen, Krieg und Zerstörung überstanden. Diese Bücher bildeten, neben anderer Literatur, nach der Befreiung den Grundstock von Bibliotheken, die von den neuen, freien und einheitlichen Gewerkschaften wieder aufgebaut wurden. Bruchstücke dieser Vorgänge lassen sich am Beispiel der Bibliothek der ADGB-Bundesschule in Bernau und am Schicksal ihrer Bestände rekonstruieren und über weite Strecken auch belegen.

### *Die ADGB-Bundesschule in Bernau*

Im Frühjahr 1927 hatte der ADGB-Bundesvorstand beschlossen, mit Unterstützung der Mehrzahl der Verbände der freien Gewerkschaften eine Bundesschule ins Leben zu rufen, die in der Nähe von Berlin in einem eigens dafür zu errichtenden modernen Neubau untergebracht werden sollte. Bei der Suche nach einem geeigneten Gelände erhielt schließlich, neben zahlreichen anderen Bewerbern, die Stadt Bernau den Zuschlag. Sie hatte angeboten, den Gewerkschaften ein Areal im nahen Stadforst in Erbpacht für 99 Jahre zu überlassen, und weitere günstige Offerten unterbreitet. Bereits im März 1928 konnte ein begrenzter Wettbewerb für den künftigen Schulbau ausgeschrieben werden, zu dem der ADGB sechs namhafte Architekten – Max Berg, Erich Mendelsohn, Hannes Meyer, Aloys Klement, Wilhelm Ludewig und Max Taut - eingeladen und um ihre Entwürfe gebeten hatte. Als nach etwa sechswöchiger Bearbeitungszeit am 4. April fünf Beiträge eingegangen waren, sprach das sachkundige Preisgericht<sup>10</sup> dem von Hannes Meyer und seinem Partner Hans Wittver konzipierten Entwurf mit Abstand den ersten Preis zu. Hannes Meyer, seit 1927 Meister für Architektur am Bauhaus, der gerade zum Zeitpunkt des Wettbewerbs Nachfolger von Walter Gropius in Dessau wurde, hatte die sich bietende Chance genutzt, mit seinem Entwurf sowohl die Leistungsfähigkeit des Bauhauses nachzuweisen als auch seiner Architekturauffassung Ausdruck zu verleihen. Es war ihm weitaus besser als allen anderen Teilnehmer am Wettbewerb gelungen, den Intentionen des Bauherren für eine moderne gewerkschaftliche Bildungseinrichtung zu entsprechen. In der Begründung hob das Preisgericht neben der günstigen Kostenkalkulation vor allem zwei Momente hervor: die vorzügliche Ausarbeitung und Umsetzung des sozial-pädagogischen Programms sowie die unkonventionelle architektonische Lösung der Anlage, die sich harmonisch in die Landschaft einfügte.

---

Aufräumungsarbeiten herangezogenen arbeitslosen Bibliothekarin war allerdings eine beträchtliche Anzahl wertvoller Drucke bereits entwendet worden (siehe SAPMO-BArch, NY 4494/4). Ein Teil der Sassenbach-Bibliothek und möglicherweise auch der anderen Bibliotheken soll in das Parteiarchiv der NSDAP, nach anderen Aussagen in die Bibliothek des Arbeitswissenschaftlichen Instituts der DAF übergeführt worden sein. Gleichzeitig geht aus der DAF-Akte aber auch hervor, daß Bücher aus dem Gewerkschaftshaus am Engelufer an eine Altpapierhandlung zur Entsorgung übergeben worden waren (siehe ebenda; Heinz Braun: Zum Schicksal der Archive und Bibliotheken der deutschen Gewerkschaften nach 1933, in: Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, 1998, H.1, S.1-36).

10 Die Jury zur Beurteilung der Entwürfe und Vergabe der Preise bestand aus den Fachpreisrichtern Heinrich Tessenow, Martin Wagner und Adolf Behne (der offensichtlich auch vorgeschlagen hatte, das Bauhaus in Dessau und Hannes Meyer persönlich einzubeziehen) und den Vertretern des ADGB Theodor Leipart und Adolf Heßler.

Schon eine Woche nach der Jury-Entscheidung, am 25. April 1928, wurde Hannes Meyer vom ADGB der Auftrag für die Projektierung und die Oberbauleitung der Bundesschule übertragen. Am 29. Juli erfolgte die Grundsteinlegung, am 16. Mai 1929 war Richtfest und am 4. Mai 1930 fand, nach knapp zwei Jahren Bauzeit, die feierliche Schulweihe und Eröffnung des ersten Lehrgangs statt. Hannes Meyer hatte mit einem Team hervorragender Mitstreiter – Hans Wittwer, Hermann Bunzel, Arie Shanon und Studenten des Bauhauses – ein Ensemble geschaffen, das schon damals nicht nur in Deutschland, sondern auch international Aufsehen erregte und hohe Anerkennung fand.<sup>11</sup> Die ADGB-Bundesschule in Bernau ist, neben dem von Walter Gropius geschaffenen Gebäude in Dessau, das bedeutendste in Deutschland vom Bauhaus unter der Leitung eines seiner Direktoren verwirklichte Bauvorhaben.<sup>12</sup> Die unter Denkmalschutz stehende Anlage gilt heute als eines der herausragendsten Baudenkmale der Moderne in der Bundesrepublik.

### *Kurzer historischer Exkurs (1930 bis zur Gegenwart)*

Die ADGB-Bundesschule existierte nur drei Jahre - von Mai 1930 bis Ende April 1933. In dieser kurzen Zeit fanden zahlreiche zwei- bis vierwöchige Kurse für Funktionäre der einzelnen Verbände, Speziallehrgänge für Frauen und Jugendfunktionäre sowie ein internationaler Kurs statt.<sup>13</sup> Die Schule wurde im März 1933 kurzzeitig und am 2. Mai endgültig von der SA besetzt. Sie ist im Sommer 1933 in eine Reichsführerschule der NSDAP und der DAF umgewandelt und ab

---

11 Zum Presse-Echo siehe die umfangreiche Sammlung von Pressestimmen im Archiv des Vereins *baudenkmal bundesschule bernau e.V.*; *Das Bauwerk im Spiegel von Presse und Literatur*, in: *baudenkmal bundesschule bernau*, Weimar 1997/2002, S.31. Besondere Verdienste um die Würdigung und Popularisierung des Bauwerkes erwarb sich Adolf Behne mit seinen Artikeln in zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslands.

12 Siehe dazu Klaus-Jürgen Winkler: *Der Architekt hannes meyer. Anschauungen und Werk*, Berlin 1989, insbes. S.91-106; Jonas Geist und Dieter Rausch: *Die Bundesschule des ADGB in Bernau bei Berlin. 1930-1993. Eine Annäherung*, Berlin 1993 (darin u.a. eine überarbeitete Fassung des Textes „Die Bernauer Gewerkschaftsschule im Wandel der Zeiten“, S.84-100; siehe Anmerkung 18); Hans Wittwer: *Eingeführt und zusammengestellt von Hans-Jakob Wittwer, Zürich (2. Auflage) 1988*, S.16f.; *Funktionalismus – Utopie und Wirklichkeit. Protokoll eines Kolloquiums*, Bernau 1998; Simone Hain: *Die Bundsgewerkschaftsschule des ADGB in Bernau – Das Hauptwerk von Hannes Meyer*; Roland Schneider: *Die Bundesschule des ADGB in Bernau – Denkmalpflegerische Aufgabenstellung zur Sanierung und Nutzung*, beide in: *Modernes Bauen zwischen 1918-1933. Bauten im Land Brandenburg und ihre Erhaltung (Arbeitshefte des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege Nr. 10)*, 1999, S.53ff., 109ff.

13 Siehe dazu *Jahrbuch des ADGB für das Jahr 1930*, Berlin 1931, S.258f.; *Jahrbuch des ADGB für das Jahr 1931*, Berlin 1932, S.192-194; Dorothea Neweling: *Freigewerkschaftliche Funktionärsschulung in der Weimarer Republik unter besonderer Berücksichtigung der ADGB-Bundesschule in Bernau bei Berlin. Schriftliche Hausarbeit zur Erlangung des Grades eines MAGISTER ARTIUM in der Fakultät für Geschichtswissenschaft der Ruhr-Universität Bochum*, Januar 1992, S.108-111, 133. Eine detaillierte Untersuchung über die Zusammensetzung und den Umfang der Lehrgänge zwischen 1930 und 1933 wird gegenwärtig von Wolfgang Heyn durchgeführt und für die Publikation vorbereitet. Grundlage ist eine von ihm im Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde gefundene, zwischen 1941 und Ende 1942 durch die Gestapo zusammengestellten Liste von ca. 1500 der insgesamt etwa 4000 Gewerkschaftsfunktionäre, die die Bundesschule besucht haben. Biographische Untersuchungen über diese Funktionäre gehören zu den dringenden Aufgaben bei der weiteren Erforschung des Geschichte der Bundesschule des ADGB.

1936 der SS und Gestapo unterstellt worden, die hier Speziallehrgänge zur ideologischen und faktischen Kriegsvorbereitung durchführten. Im Rahmen dieser Lehrgänge sowie hochrangiger Geheimkonferenzen und der Tätigkeit ausgelagerter Bereiche des Reichssicherheitshauptamtes wurden auf dem Territorium der ehemaligen ADGB-Bundesschule Kriegsverbrechen geplant und vorbereitet.<sup>14</sup>

Im Frühjahr 1946 konnten die neuen, freien Gewerkschaften die Schule wieder in Besitz nehmen. Sie sollte als Bildungsstätte für Gewerkschafter aus allen vier Besatzungszonen dienen. Diese Pläne sind dann durch Spaltung und Kalten Krieg zunichte gemacht worden. Im Mai 1947 begannen nach Abschluß der notwendigen Wiederherstellungsarbeiten die ersten Kurse für Funktionäre des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes (FDGB). Die Lehrgänge, die anfangs nur wenige Wochen dauerten, wurden kontinuierlich auf einige Monate, dann auf ein, zwei und schließlich auf drei Jahre mit Hochschulabschluß ausgedehnt wurden. Die FDGB-Bundesschule „Theodor Leipart“ (ab 1952 Gewerkschaftshochschule „Fritz Heckert“) nutzte nicht nur die ursprünglichen Räume und Außenanlagen des Meyer/Wittwer-Baus, die seit 1976 unter Denkmalschutz stehen. Der FDGB hat dem Bauhausensemble zahlreiche Neubauten (Internate, Speisesäle, Hörsäle, Seminarräume, Verwaltungs- und Sozialeinrichtungen) hinzugefügt. Der erste Erweiterungsbau, von Georg Waterstradt entworfen, zählt zu den bedeutendsten Zeugnissen der Bauhausrezeption in der frühen DDR. Später kam es vor allem durch Überbauungen zu unschönen Eingriffen in den Meyer/Wittwer-Bau, der in seinem Kern jedoch erhalten blieb. In den 80er Jahren wurden erste Vorschläge zur Sanierung und Teilrekonstruktion des Baudenkmals erarbeitet und diskutiert.<sup>15</sup>

In den Jahren 1990 bis 1992 war dieses herausragende Baudenkmal der Moderne ernsthaft gefährdet. Wenn in dieser schwierigen Zeit und auch später Schaden abgewendet und das Ensemble bewahrt werden konnte, so ist dies in hohem Maße einem im Mai 1990 gegründeten Verein zu danken.<sup>16</sup> Er kümmert sich um die Aufarbeitung der Bau- und Nutzungsgeschichte und hat insbesondere durch seine engagierte Öffentlichkeitsarbeit immer wieder Initiativen zur Rettung des

---

14 Im Rahmen der vom Verein baudenkmal bundesschule bernau angeregten und bisher durchgeführten Recherchen ist dazu bereits umfangreiches Material zusammengetragen worden. Leider mußten die Recherchen Ende 2002 abgebrochen werden, weil die Förderung einer Struktur Anpassungsmaßnahme durch das Brandenburger Ministerium für Bildung, Jugend und Sport eingestellt wurde.

15 Damals wurde bereits begonnen, dazu Diplomarbeiten zu vergeben und eine neue Generation von Architekturstudenten an das Bauhaus heranzuführen (Günther, Betreuer: Dr. habil. K.-J. Winkler, Weimar). In den 90er Jahren kamen weitere Arbeiten hinzu (Birelli, Betreuer: Prof. M. DeMichelis, Venedig; Rumbig, Betreuer: Prof. W. Richter, Dortmund) und 2002 (als Jahresarbeit Vatrodt, Betreuer: Dr. Winkler).

16 Der Verein baudenkmal-bundesschule-bernau wurde am 4.5.1990 gegründet. Seine Mitglieder sind engagierte Architekten, Historiker, Journalisten, Gewerkschafter u.a. Freunde des Bauhauses aus der Bundesrepublik, der Schweiz, Österreichs und Großbritanniens. Der Verein stellte sich die Aufgabe, einen Beitrag zur „Erhaltung des unter Leitung von Hannes Meyer gemeinsam mit Hans Wittwer u.a. errichteten Gebäudekomplexes und der Anlagen der ehemaligen ADGB-Schule in Bernau als Bau- und allgemein kulturhistorisches Denkmal“ zu leisten (Satzung). Das ist durch die Aktivitäten seiner Mitglieder und eine wirkungsvolle Öffentlichkeitsarbeit in den vergangenen nahezu 13 Jahren gelungen (siehe baudenkmal bundesschule bernau. Die Bau- und Nutzungsgeschichte. Der Verein zu dessen Bewahrung, Weimar 1997/2002; [www.baudenkmal-bundesschule.bernau.de](http://www.baudenkmal-bundesschule.bernau.de)).

Baudenkmal befördert. Seit Herbst 2001 ist die Handwerkskammer Berlin neuer Besitzer der entscheidenden Teile (Eingangsbereich, Aula, Speiseraum, Internate und Unterrichtstrakt) des denkmalgeschützten Ensembles, das sie funktionsgerecht, vor allem als Internat für eine nahegelegene Ausbildungsstätte, zu nutzen gedenkt. Im Spätsommer 2002 begannen die Sanierungs- und Rekonstruktionsarbeiten, die in zwei großen Etappen ablaufen und einige Zeit in Anspruch nehmen werden.<sup>17</sup>

### *Die Einrichtung der Bibliothek der ADGB-Bundesschule*<sup>18</sup>

Bauherr und Architekt hatten vorgesehen, neben Aula, Unterrichtsräumen, Küche und Speisesaal, den Internatszimmern für 120 Studenten, Freizeitbereichen und einer Turnhalle auch einen kleinen Lesesaal mit Arbeitsplätzen und Möglichkeiten für die Unterbringung einer Bibliothek einzurichten.

Dieser Lesesaal war im Erdgeschoß des sogenannten Unterrichtsflügels, der Turnhalle vorgelagert, untergebracht. Er war vom gläsernen Verbindungsgang durch einen mit Oberlicht versehenen Korridor zu erreichen, in dessen rechte Wandseite geräumige etwa zwei Meter hohe Regale mit insgesamt 53 lfd. Meter Stellfläche<sup>19</sup> eingebaut waren.<sup>20</sup>

Der Lesesaal selbst, ein quadratischer Raum von etwa zehnmal zehn Metern, bestand aus zwei gleich großen Abteilungen, deren optische Trennung im vorderen Drittel durch einen Raumteiler, der als Ablage für Tageszeitungen und Zeitschriften diente, nur angedeutet wurde. Von der Tür aus gesehen waren in der ersten Abteilung links, entlang dem großzügigen Fensterband mit Blick auf die Rückseite des Eingangsbereiches, sechs Tische mit insgesamt 24 Arbeitsplätzen aufgestellt. Gleich links neben der Tür hatten die Architekten an der Rückwand einige Klappsitze angebracht, ihnen gegenüber befand sich die Bücherausgabe. In der zweiten Abteilung standen zwei in die rechte Längswand (gegenüber dem Fensterband) eingelassene, bis

17 Siehe Winfried Brenne: Bundesschule Bernau, in: Docomomo Journal 20, Januar 1999, S.25f.; ders.: Denkmalpflegerischer Rahmenplan ADGB-Bundesschule in Bernau, in: Umgang mit den klassischen Bauten der Moderne – Kolloquium am Bauhaus Dessau, Dessau 1999, S.20-25.

18 Als Quelle für die folgenden Angaben wurden in erster Linie die wenigen Akten zur Bernauer ADGB-Bundesschule, die im Konvolut „Restakten des ADGB“ die NS-Herrschaft überlebt hatten, genutzt. Sie gehören zu einem größeren Aktenbestand, der in einigen von der Berliner SPD genutzten Kellern der „nagenden Kritik der Mäuse“ überlassen worden war. Herrn Dr. Henryk Skrypczak gebührt das Verdienst, sie 1958 (!) in das August-Bebel-Archiv der Historischen Kommission zu Berlin (West) (Hiko) übergeführt, sie damit gerettet zu haben. Hier wurden diese Akten von mir 1988 und 1989 eingesehen und ausgewertet. Die dabei gewonnenen Erkenntnisse flossen ein in die Vorträge „Hannes Meyer und die Gewerkschaften“ (Juni 1989), in: Hannes Meyer. Beiträge zum 100. Geburtstag. Schriften der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar, H. 86, Weimar 1990, S.191-222; „Die Bernauer Gewerkschaftsschule im Wandel der Zeiten“ (Mai 1990), in: Sonderdruck der Gewerkschaftshochschule und Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung (BzG), 1990, H.5, S.673-686. In diesem Vortrag ist eine erste kurze Beschreibung des Bibliotheksbestandes enthalten. Das Thema griff ich im Herbst 2000 wieder auf. Die ADGB-Restakten liegen heute im Archiv der Friedrich-Ebert-Stiftung (FES).

19 Brief Heßler vom 8.4.1930 (Hiko, NB 339, Bl. 28; ich verwende hier die von mir 1988/89 notierten Signaturen).

20 Links vor Lesesaal und Bibliothek befanden sich zwei kleine Seminarräume.

unter die Decke reichende Bücherregale mit insgesamt 82 lfd. Meter Stellfläche<sup>21</sup>, die an ihrer Vorderseite, ebenso wie die Regale im Korridor, mit Schiebetüren aus Glas versehen waren. Zu den dort aufgestellten Beständen ermöglichte eine festinstallierte, aber bewegliche Leiter den Zugriff in jeder Höhe. Vor einem der Regale stand ein großer runder Tisch, an dem zehn bis zwölf Leser Platz nehmen konnten. Zwei schmale Fenster in der Stirnwand und zwei Oberlichter vor den Regalen versorgten diesen Teil des Lesesaal zusätzlich mit Tageslicht.<sup>22</sup>



Wann erste Überlegungen zur Einrichtung der Schulbibliothek (Umfang, inhaltliche Schwerpunkte, fachliche Beratung und finanzielle Unterstützung) angestellt und Schritte zu deren Umsetzung eingeleitet wurden, ließ sich nicht eindeutig klären. In jedem Fall reichen diese Vorarbeiten weit in das Jahr 1929 zurück. So war z. B. die ADGB-Verlagsgesellschaft gebeten worden, offenbar vor allem unter Berücksichtigung der bei ihr verlegten Titel, eine Bücherliste zusammenzustellen. Diese Liste ist dann in den Fachabteilungen des ADGB-Bundesvorstandes und von Bibliothekaren der Gewerkschaften ergänzt worden.<sup>23</sup> Vermutlich im Sommer/Herbst 1929 hatte sich die Führung des ADGB an den sozialdemokratischen preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Carl Heinrich Becker gewandt, der „in einer mündlichen Unterredung dem Allgemeinen Deutschen Gewerk-

21 Brief Heßler vom 8.4.1930 (siehe Anm. 19). Wie aus dem Schreiben hervorgeht, war vorgesehen, Teile des wachsenden Buchbestandes in den als Magazin geeigneten Kellerräumen der Internatsgebäude unterzubringen.

22 Die Angaben über die Raumaufteilung und Ausstattung des Lesesaals sind den Zeichnungen und der Baubeschreibung entnommen. Außerdem wurden Fotos zu Rate gezogen.

23 Nach Angaben von Heßler in einem Brief vom 28.3.1930, Hiko, NB 339, Bl. 10.

schaftsbund eine Beihilfe zur Förderung der neuen Einrichtung in Höhe von 10 000 RM in Aussicht gestellt“ hatte.<sup>24</sup>

Möglicherweise waren im Zusammenhang mit dem Ende Januar 1930 erfolgten Wechsel an der Spitze des Ministeriums Verzögerungen eingetreten, so daß die endgültige Entscheidung über die Finanzierung der Bibliothek sowie die Auswahl und Bereitstellung der Bücher erst ab Mitte März 1930 und nunmehr unter Zeitdruck erfolgte.<sup>25</sup> Der neue Minister Adolf Grimme griff jedenfalls, nachdem er in den Vorgang eingeweiht worden war,<sup>26</sup> die Zusage seines Amtsvorgängers auf und unterbreitete folgenden konkreten Vorschlag: „Die geeignete Form hierfür scheint mir die zu sein, daß die Preußische Unterrichtsverwaltung den Betrag von 10.000 RM als ‚Stiftung zur Errichtung einer Bibliothek bei der Bundesschule des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes‘ hergibt.“<sup>27</sup> Gleichzeitig beauftragte er die Ministerialräte Prof. Woldt und Becker, „einen Plan für die Zusammenstellung einer Bibliothek“ auszuarbeiten und mit dem ADGB abzustimmen. Die Ministerialräte ihrerseits betrauten die sachkundige Bibliothekarin und Leiterin der Stadt-Bibliothek Berlin-Neukölln, die „Genossin Dr. Nathan“<sup>28</sup> mit der unmittel-

---

24 Brief Adolf Grimmes (seit 30.1.1930 preußischer Kultusminister) vom 15.3.1930, Hiko, NB 339, Bl. 3.

25 In Schriftsätzen von Mitte bis Ende März wurde mehrfach darauf verwiesen, daß nur noch wenig Zeit verbleibt, wenn die „Bibliothek bis Ende April fertig sein soll“, und deshalb „mit allem Hochdruck“ gearbeitet werden muß (ebenda, Bl. 4, 19).

26 Diese Vermutung stützt sich auf die Tatsache, daß in den ADGB-Restakten der Text eines Briefentwurfs von ADGB-Bildungssekretär Heßler erhalten blieb, der wörtlich mit dem auf Kopfbogen des Ministeriums ausgefertigten und von Grimme unterzeichneten Brieftext vom 15.3.1930 übereinstimmt (siehe Hiko, NB 339, Bl. 2f).

27 Ebenda, Bl. 4. Bei Recherchen im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz konnten allerdings weder in dem erhalten gebliebenen Aktenbestand des Preußischen Kultusministeriums noch in den Nachlässen von C.H. Becker bzw. A. Grimme Hinweise auf den Vorgang ermittelt werden. Im Archiv wird vermutet, daß der „entsprechende Schriftwechsel den Einwirkungen des zweiten Weltkrieges zum Opfer gefallen ist“ (Brief an den Autor vom 25.1.2001).

28 Helene Nathan (23.8.1885-22.10.1940) studierte in Breslau und promovierte 1911 in Bern. Sie war zuerst in der Volksbücherei Breslau, dann seit 1916 an der „Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen“ in Leipzig tätig. Am 1. Juli 1921 übernahm Helene Nathan die Leitung der Städtischen Volksbücherei in Berlin-Neukölln. Hier leistete sie Pionierarbeit und bemühte sich besonders um Jugendliche, Frauen und Arbeiter als Leser. Bereits im März 1933 wurde sie vom kommissarischen Nazibürgermeister beurlaubt und bald darauf entlassen. Die neuen Machthaber befanden: „Nach der Übernahme der Leitung der Neuköllner Volksbücherei hat sie (Helene Nathan, H.D.) sich die Ausgestaltung der Bücherei mit sozialistischer Literatur, die z.T. zersetzender Art war, angelegen sein lassen. Ein nicht unerheblicher Teil mußte bei der jetzigen Säuberung der Bücherei entfernt werden.“ Damit war das Urteil über die Frau, Jüdin und Sozialistin Helene Nathan gesprochen. Man verweigerte ihr weitere Beschäftigung und ihre rechtmäßig erworbenen Pensionsansprüche. Verfeimt und aller Mittel für ihren Lebensunterhalt beraubt, blieb Helene Nathan dennoch in Deutschland. Bei jüdischen Einrichtungen fand sie zeitweilig Arbeit. In der für sie schließlich ausgewogenen Situation setzte sie 1940 ihrem Leben selbst ein Ende. Seit Anfang 1989 trägt die heutige Neuköllner Erwachsenen Bibliothek als Nachfolgeeinrichtung der Volksbücherei auf Beschluß der Bezirksverordnetenversammlung den Namen „Helene-Nathan-Bibliothek“ (siehe dazu Inka Bertz: „Die Schranke der eigenen Existenz überwinden“, in: Zehn Brüder waren wir gewesen. Spuren jüdischen Lebens in Neukölln, Berlin 1988, S.221-235; Erwin Marks: Verdienst um den Arbeiterleser – Helene Nathan, in: Der Bibliothekar, 1988, H. 6, S.248-257). Ich danke den Mitarbeitern der Bibliothek, insbesondere Herrn Grothe, für die mir erwiesene Unterstützung.

baren Ausführung der Arbeiten.<sup>29</sup> Helene Nathan stellte vermutlich die Anschaffungslisten zusammen bzw. verifizierte und ergänzte bereits vorliegende Entwürfe. Diese Listen wurden im ADGB-Bundesvorstand nochmals durchgesehen und Ende März zur Stellungnahme an die künftigen Fachlehrer der Schule, Dr. Kurt Gusko, Fachmann für Rechtswissenschaft, Sozialpolitik und Arbeitsrecht, sowie Dr. Hermann Seelbach, designerter Schulleiter und Spezialist für Wirtschaft, Sozialpolitik, Staat und Gesellschaft, zur Begutachtung weitergeleitet.<sup>30</sup>

Angesichts der verbleibenden kurzen Zeit bis zur Einweihung der Schule Anfang Mai mahnte vor allem Bildungssekretär Otto Heßler zur Eile, da „aus mancherlei Gründen das begriffliche Interesse [besteht], daß die Bibliothek schon bei der Eröffnung vorhanden ist“.<sup>31</sup> Er war daher auch zu Zugeständnissen bereit, während die künftigen Dozenten, insbesondere Dr. Seelbach, begriffliche Einwände und begründete zusätzliche Wünsche äußerten.<sup>32</sup>

Bis zum Ende der ersten Aprildekade waren die Arbeiten dennoch soweit vorangeschritten, daß Peter Graßmann, 2. ADGB-Vorsitzender, ein offizielles Dankschreiben an den Kultusminister richten und ihm zugleich eine Einladung zur „Eröffnungsfeierlichkeit der Bundesschule am Sonntag, dem 4. Mai 1930, vorm. 10 Uhr“, übermitteln konnte.<sup>33</sup>

Bei den die Schulbibliothek betreffenden Gesprächen zwischen Heßler und den Vertretern des Kultusministeriums war zugleich auch die Idee eines Exlibris für die Bibliotheksstiftung erörtert worden. Dabei hatten es die Ministerialbeamten übernommen, einen Künstler anzusprechen. Ihre Wahl war auf Professor Hans Baluschek gefallen, der auch zusagte, diesen Auftrag zu übernehmen, und seinen Entwurf am 8. April vorstellte.<sup>34</sup> Ob es sich bei dem überlieferten Exlibris um den von Baluschek präsentierten Entwurf oder um eine veränderte Fassung handelt, konnte nicht festgestellt werden.<sup>35</sup>

29 Brief von Ministerialrat Becker an den „Genossen Heßler“ vom 21. 3.1930 (Hiko, NB 339, Bl. 4). Am 28.3. fand zwischen Heßler und den Vertretern des Ministeriums eine mündliche Aussprache zum Profil der künftigen Schulbibliothek statt. Anschließend wurde mit dem Verlag des ADGB über einen Rabatt auf Bücher aus der Verlagsproduktion beraten. (siehe Hiko, NB 330, Bl. 4, 19).

30 Siehe Hiko, NB 339, Bl. 18f., 23-25.

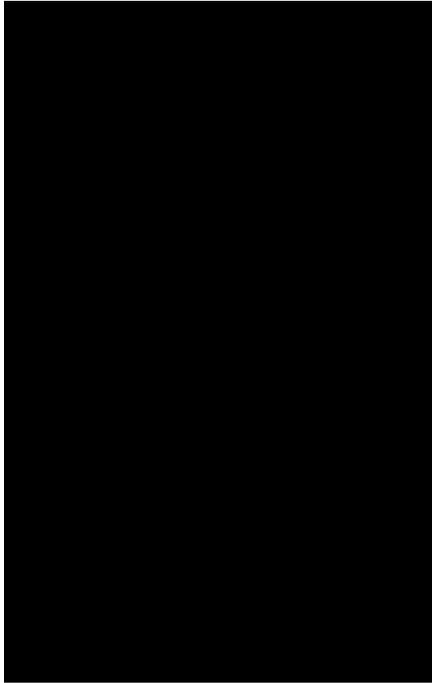
31 Ebenda, Bl. 25.

32 Seelbach war außerdem der Ansicht: „Ich halte die Fertigstellung der Bibliothek zur Eröffnung nicht für besonders wichtig, weil unsere Gäste durch die Anlage der Schule selbst so stark in Anspruch genommen werden, daß sie der Bibliothek kaum eine Beachtung schenken werden.“ (Ebenda)

33 Ebenda, Bl. 29. Brief vom 9.4.1930. Der preußische Kultusminister Grimme stellte zumindest auch 1931 (andere Belege sind nicht vorhanden) nochmals 3000 RM für „Lehrmittel“ zur Verfügung (ebenda, Bl. 46). Ob aus diesen Mitteln auch weitere Bücher erworben wurden, konnte nicht festgestellt werden.

34 Inwieweit auch andere Künstler angesprochen wurden, ist nicht bekannt. Ministerialrat Becker teilte jedenfalls am 5.4.1930 telefonisch mit, daß Baluschek beauftragt sei und eine Besichtigung bereits am Montag, dem 7.4., in Baluscheks Atelier in Berlin-Friedenau stattfinden könne. Sie wurde dann aber auf den 8.4. und ins ADGB-Büro verlegt (siehe ebenda, Bl. 27).

35 Das Original des Exlibris ist laut Werkverzeichnis Baluschek vom Künstler Richard Woldt zugeeignet worden und vermutlich verschollen. Da Richard Woldt (1878-1952) selbst und sein Lebenswerk völlig zu Unrecht weitgehend in Vergessenheit geraten sind, ist hier eine etwas ausführlichere Anmerkung sicher am Platze. Er entstammte einer Arbeiterfamilie, sein Vater gehörte zu den „Alten“ in der Sozialdemokratie. W. erlernte den Beruf eines Mechanikers und erwarb, vorwiegend im Selbststudium,



faktisch die Qualifikation eines Ingenieurs. Er wurde Mitarbeiter, später Chefredakteur sozialistischer Zeitungen und Zeitschriften und schließlich Schriftsteller, der sich vornehmlich der populären Darstellung der Technikentwicklung widmete. W. war einer der profiliertesten sozialdemokratischen Bildungspolitikern der Weimarer Republik, der sich durch Publikationen, als Lehrbeauftragter (Akademie der Arbeit, Universität Münster, TH Hannover und Berlin, seit 1928 „roter“ Honorarprofessor) und seit 1920 durch seine Tätigkeit im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung zuerst als Referent, schließlich als Ministerialrat der Hochschulabteilung im Bereich Arbeiterbildungsfragen, Bibliothekswesen u. a., bleibende Verdienste erworben hat. Von den Nazis aller Ämter beraubt und faktisch mit Berufsverbot belegt, hielt W. Kontakt zum Kreis um Wilhelm Leuschner. Nach 1945 war er kurzzeitig Vizepräsident der Landesverwaltung Sachsen, wandte sich dann aber wieder der Wissenschaft zu, u. a. als Lehrstuhlleiter und Direktor des Instituts für soziale Arbeitswissenschaft an der TU Dresden. W. befürwortete, wenn auch mit Vorbehalten, die Vereinigung der Arbeiterparteien, war Mitglied der SED, des FDGB und des Kulturbundes. Er wurde 1949 emeritiert (blieb aber weiter am Institut, doch in der „Partei neuen Typus“ geriet er zunehmend in die Kritik. Nach seinem Tod (5.8.1952) kümmerte sich nur sein Assistent (später Prof. Dr.) Heinz Müller um seinen reichhaltigen Nachlaß (u. a. ca. 4000 S. Manuskripte, ca. 345 S. zur Geschichte der Gewerkschaften, u. a. auch ein Manuskript über Baluschek), über dessen Verbleib ich nichts Definitives erfahren konnte. Die Hinweise für diese Anmerkung verdanke ich dem Archiv der TU Dresden (Frau Heymann) und Herrn Jörg Petersen, der an der Hamburger Universität eine Dissertation „Richard Woldt 1878-1952. Eine Biographie und zugleich ein Beitrag zur Rezeption der technisch-industriellen Entwicklung in der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung“ schreibt. Siehe auch Jörg Petersen: Die Technik in der Publizistik der deutschen Arbeiterbewegung im ersten Drittel dieses Jahrhunderts, in: Günter Bayer/Wolfgang Weber (Hrsg.): Sozialgeschichte der Technik, Münster/New York 1998, S.297-306; Klaus Mauersberger: Der Sozialwissenschaftler Richard Woldt als Begründer der Technikgeschichte an der TH Dresden, in: Auf dem Weg zur Universität. Kulturwissenschaften in Dresden 1871-1945, hrsg. von Johannes Rohbeck und Hans-Ulrich Wöhler, Dresden 2001, S.357-367.

Die im Rahmen der Bibliotheksstiftung des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung ausgewählten Bücher wurden vermutlich Ende April in Bernau angeliefert und durch Bibliothekare in die dafür vorgesehenen Regale eingestellt.<sup>36</sup>

Wie einer undatierten „Bibliotheks-Ordnung“ zu entnehmen ist, waren Zeitschriften und Nachschlagewerke, die nicht aus dem Lesesaal entfernt werden durften, frei zugänglich; der Nutzer hatte sie nach Gebrauch selbständig wieder einzuordnen. Fachbücher und Belletristik konnten zu festgesetzten „Bibliotheksstunden“ entliehen und in andere Räume, einschließlich der Internatszimmer, mitgenommen werden. Da im Schuletat kein Bibliothekar vorgesehen war, sind diese Pflichten entweder von einem der drei promovierten Dozenten, eher aber wohl vom ehemaligen Berliner Jugendfunktionär Richard Timm wahrgenommen worden, der u.a. auch Verwaltungsaufgaben zu erfüllen hatte. Die Leser wurden angehalten, Bücher und Zeitschriften pfleglich zu behandeln, sie hatten beschädigte und abhanden gekommene Bücher zu ersetzen.<sup>37</sup>

### *Der Bibliotheksbestand*

Obwohl sich offensichtlich kein verbürgtes Bücherverzeichnis erhalten hat, können über den Bestand der Bibliothek, zumindest für die im Mai 1930 im Rahmen der Stiftung des Kultusministeriums bereitgestellten Titel, einigermaßen verlässliche Angaben gemacht werden. Die in den Akten überlieferten Bücherlisten und der in diesem Zusammenhang geführte Schriftverkehr geben hinreichend Auskunft.

In diesen Listen für die einzelnen Sachgebiete sind 1041 Titel verzeichnet. Bei mehr als 50 dieser Titel handelt es sich um mehrbändige Ausgaben<sup>38</sup>, deren Umfang nicht in jedem Fall zweifelsfrei bestimmt werden konnte. Dennoch darf angenommen werden, daß die Bibliotheksstiftung ca. 1300–1400 Bände umfaßte. Rechnet man außerdem die für eines der Sachgebiete (Rationalisierung) aufgeführten Preise mit der gebotenen Vorsicht hoch, kommt man ebenfalls zu dem Ergebnis, daß für die zur Verfügung stehende Summe von 10.000 RM in etwa die veranschlagte Anzahl von Büchern erworben werden konnte.

In den Akten sind Bücherlisten für 16 Sachgebiete überliefert, die sich – einschließlich der zwei fehlenden<sup>39</sup> – aus heutiger Sicht bedingt in sechs Gruppen zusammenfassen lassen.

Gruppe 1: Gewerkschaften; Staat und Gesellschaft; Sozialismus-Arbeiterbewegung; Geschichte; Lebensbilder.

36 Siehe Hiko, NB 339, Bl. 19. Ob sich Heßlers Bemerkung, die Bibliothek sei bei Lieferung „vollkommen bibliothekarisch eingerichtet“ gewesen, auch auf die Hilfsmittel (Liste, Karteikarten, Katalog) bezieht, muß offen bleiben. Die wenigen überlieferten Exemplare tragen jedenfalls keine Signatur.

37 Siehe Bibliotheks-Ordnung, ebenda, Bl. 1.

38 Das betrifft z.B. die Angaben für „Gesammelte Werke“ von Andersen Nexö, Balzac, Dostojewski, Goethe, Gogol, Gorki, Zola u.a., von denen nicht mit Sicherheit gesagt werden kann, welche Ausgabe tatsächlich ausgewählt worden war.

39 Es gibt im Brief an Gusko (siehe Hiko, NB 339, Bl. 24) keine Bücherlisten für Rechtswissenschaft und Arbeitsrecht. Außerdem fehlen in der Numerierung der Listen zwei Nummern.

Gruppe 2: Wirtschaft; Rationalisierung; Sozialpolitik.

Gruppe 3: Arbeitsrecht; Rechtswissenschaft.

Gruppe 4: Erziehung – Beruf – Jugendbewegung; Frauenfrage.

Gruppe 5: Romane und Erzählungen; Lyrik – Dramen; Kunst<sup>40</sup>.

Gruppe 6: Erd- und Völkerkunde; Berlin und Mark [Brandenburg]; Verschiedenes<sup>41</sup>. Über die gewählte Zuordnung der einzelnen Titel zum jeweiligen „Sachgebiet“ ließe sich trefflich streiten.<sup>42</sup> Anspruch und ideeller Wert der Bibliotheksstiftung sind deshalb auch nur unter Berücksichtigung aller darin enthaltenen Titel - die im Rahmen dieses Beitrages verständlicherweise nicht aufgelistet werden können – zu beurteilen. Wir müssen uns hier auf ausgewählte Beispiele beschränken.

Das Sachgebiet **Gewerkschaften**, mit 32 Schriften<sup>43</sup> relativ bescheiden ausgestattet, enthielt z. B. die Standardtitel von Braun, Cassau, Citrine, Erdmann, Legien, Nestriepke, Sassenbach, Seidel und Zwing, aber auch Lenins „Über Gewerkschaften“. Andere Titel wiederum, die sich durchaus auch in dieses Sachgebiet hätten einordnen lassen, waren im Sachgebiet **Wirtschaft** verzeichnet, so z. B. Carl Legiens „Amerikareise deutscher Gewerkschafter“, Ellingers „Die Bauhüttenbewegung“, Karl Frohmes „Die solidarische Selbsthilfe der Arbeiter“, Paul Kampffmeyers „Vom Zunftgesellen zum freien Arbeiter“ oder gar Rosa Luxemburgs 1928 in der Vereinigung Internationaler Verlags-Anstalten erschienener Sammelband „Gewerkschaftskampf und Massenstreik“.

Im Sachgebiet **Staat und Gesellschaft** waren - neben den obligatorischen Handbüchern - Bergsträssers „Geschichte der politischen Parteien in Deutschland“, Dannebergs „Die sozialdemokratische Gemeindeverwaltung in Wien“, Furtwänglers „Arbeit und Volksklassen im Wandel der Geschichte“ und M. Gandhis „Jung-Indien“ ebenso vertreten wie I. Kants „Zum ewigen Frieden“, R. Michels „Zur Soziologie des Parteienwesens in der modernen Demokratie“, F. Tönnies' „Gesellschaft und Gemeinschaft“ oder auch die Schriften von H. Heller, A. Preuss, O. Spann, A. Vierkandt und M. Weber zur Gesellschaftstheorie.

Das nach „Romanen und Erzählungen“ zweitumfangreichste Sachgebiet **Sozialismus – Arbeiterbewegung** zählte 115 Titel. Vertreten waren vor allem M. Adler (acht Titel), M. Beer („Allgemeine Geschichte des Sozialismus ...“ u.a.), E. Bernstein (fünf Titel), H. Cunow, J. Deutsch, F. Engels (sieben Titel, u.a. „Die Entwicklung des Sozialismus ...“, „Grundsätze des Kommunismus“, „Herr Eugen Dühring ...“, „Ludwig Feuerbach ...“, „Ursprung der Familie ...“), Lassalle (Gesammelte Reden

40 Im Sachgebiet Kunst waren von 20 Titeln allein neun dem modernen Bauen (Behne, Mendelsohn, Taut) gewidmet, vertreten waren aber auch Daumier, Grosz und Baluscek.

41 Hier waren vor allem Lexika sowie Bücher zur Kunst der Rede und des Schreibens vertreten.

42 So hatte z.B. H. Seelbach bemängelt, daß im Sachgebiet Wirtschaft „zu wenig Klassiker“ enthalten seien und auf fehlende Arbeiten von Marx, Engels und Lassalle verwiesen, die jedoch in dem ihm nicht übermittelten Sachgebiet Sozialismus-Arbeiterbewegung enthalten waren (siehe seinen Brief in Hiko, NB 339, Bl. 25) . Dennoch waren seine Hinweise ebenso wie die von Brocker und Gusko durchaus berechtigt, obwohl der Wert der Bibliotheksstiftung insgesamt dadurch in keiner Weise gemindert wurde.

43 Hier darf man wohl davon ausgehen, daß das Kultusministerium bei seiner Auswahl zweifellos berücksichtigt hat, daß die Bibliotheksstiftung ohnehin durch Titel, die vom ADGB oder den Verbänden herausgegeben wurden, ergänzt wird.

und Schriften), R. Luxemburg („Gegen den Reformismus“), H. de Man, K. Kautsky (vier Titel), K. Marx (zehn Titel, u.a. „Der 18. Brumaire ...“; „Der Bürgerkrieg in Frankreich“; „Die Klassenkämpfe in Frankreich“; „Das Kapital“; „Lohnarbeit und Kapital“; „Lohn, Preis, Profit“ und „Kritik des Gothaer Programms“), Marx/Engels (sechs Titel, u.a. „Manifest ...“, Briefwechsel, Literarischer Nachlaß), F. Mehring („Geschichte der deutschen Sozialdemokratie“ in 4 Bdn. u.a., K. Renner und F. Sternberg („Der Imperialismus“) sowie zahlreiche andere bekannte Autoren. Hervorzuheben sind auch K. Korsch's „Kernpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung“, G. Landauers „Aufruf zum Sozialismus“, G. Meyers „Friedrich Engels. Eine Biographie“, Th. Rothsteins „Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung in England“ und schließlich vor allem N. Bucharins „Theorie des historischen Materialismus“, W. I. Lenins „Staat und Revolution“ und „Ausgewählte Werke“, A. Lunatscharskis „Die Kulturaufgaben der Arbeiterklasse“, K. Radeks „Die Entwicklung des Sozialismus ...“, zwei Titel von G. Sinowjew und sechs Schriften von L. Trotzki.<sup>44</sup>

Das Sachgebiet **Romane und Erzählungen** (185 Titel) bot eine auf den künftigen Leserkreis zugeschnittene, gediegene Auswahl aus der Palette der Weltliteratur von den Klassikern bis zu den jüngeren bzw. Gegenwartsautoren wie M. Andersen Nexö (Gesammelte Werke), H. Barbusse, J. Bojer, A. France, K. Hamsun (sieben Titel), J. London (13 Titel), C. Lemonnier („Der eiserne Moloch“), Multatuli („Max Havelaar“), J. dos Passos, W. Reymont, R. Rolland (4 Titel)<sup>45</sup>, U. Sinclair (sechs Titel), B. Traven (sechs Titel), G.v.d. Vring („Soldat Suhren“, 1928). Stark vertreten waren auch die deutschen jüngeren und Gegenwartsautoren wie A. Döblin („Berlin Alexanderplatz“, 1929), L. Frank („Das Ochsenfurter Männerquartett“, 1927 und drei weitere Titel), O.M. Graf („Wir sind Gefangene“, 1927), G. Hauptmann (zwei Titel)<sup>46</sup>, H. Hesse (sechs Titel), R. Huch, Th. Mann, E. Preczang, E. M. Remarque („Im Westen nichts Neues“, 1929), L. Renn („Krieg“, 1928), A. Seghers („Aufstand der Fischer ...“, 1928), und A. Zweig („Der Streit um den Sergeanten Grischa“, 1928).

Hervorzuheben ist die Präsenz sowjetischer Autoren: I. Ehrenburg, F. Gladkow (Zement), M. Gorki (Gesammelte Werke), W. Iwanow („Panzerzug Nr. 14-49“), N. Ognjew („Kostja Rjabzew“), F. Panferow, („Genossenschaft der Habenichtse“), L. Reissner („Oktober“), L. Seifullina, Tarassow-Rodionow, A. Serafimowitsch („Der eiserne Strom“).

Als verhältnismäßig schmal und schwach präsentierte sich das Sachgebiet **Geschichte** (23 Titel), in dem aber neben F. Engels und W. Zimmermanns „Bauernkrieg“, A. Rosenbergs „Die Entstehung der deutschen Republik“, R. Luxemburgs „Die russische Revolution“ und E. Bernsteins „Die deutsche Revolution“ auch J. Reeds Bestseller „Zehn Tage, die die Welt erschütterten“ nicht fehlte. Das Sachgebiet

44 Beginnend mit der Arbeit von Th. Rothstein alles Ausgaben, die im Rahmen der „Marxistischen Bibliothek“ im Wiener Verlag für Literatur und Politik, im Internationalen-Arbeiter-Verlag, Berlin bzw. anderen nicht der Sozialdemokratie und den Gewerkschaften zuzurechnenden Verlagen erschienen waren.

45 Rolland war außerdem noch mit drei Dramen im Sachgebiet Lyrik und Dramen vertreten.

46 Hauptmann war außerdem noch mit sechs seiner Dramen im Sachgebiet Lyrik und Dramen vertreten.

Geschichte wurde allerdings durch die **Lebensbilder** (32 Titel) ergänzt und aufgewertet. Hier sind zum Beispiel - beginnend mit O. Baader, A. Balabanoff, A. Bebel, A. Bloss, M.W. Bromme über J. Bruhns, B. H. Bürgel, V. Figner, A. Herzen, P. Kropotkin, N. Krupskaja bis zu K. Liebknecht (Briefe), R. Luxemburg (Gefängnisbriefe), N. Osteroth, A. Popp, K. Schurz und L. Turek - all jene Autoren versammelt, die man sich für diese Bibliothek wünschen konnte.

Auch Lexika, Nachschlagewerke und Übersichtsdarstellungen waren in ausreichender Zahl vorhanden. Die Einteilung in Sachgebiete brachte es mit sich, daß etliche Autoren in mehreren Rubriken aufgelistet waren.<sup>47</sup>

Die Stiftung des Kultusministeriums bildete den soliden Grundstock der Bibliothek der ADGB-Bundesschule, die jedoch bald auch Zugänge von anderen Spendern verzeichnen konnte. So ist belegt, daß das Zweigamt Berlin des Internationalen Arbeitsamtes in Genf (IAA) schon im Mai 1930 25 Titel bereitstellte und ab sofort die Pressemitteilungen des IAA zu übermitteln versprach. Im Mai gingen außerdem zehn Titel vom Zentralverband deutscher Konsumvereine und die bisher erschienenen Jahrbücher der Kammer für Arbeiter und Angestellte in Wien ein.<sup>48</sup>

Außerdem hatte sich Bildungssekretär Heßler mit einem Rundschreiben an alle dem ADGB angeschlossenen Verbände und Einrichtungen mit der Aufforderung gewandt, der Bibliothek der Bundesschule „laufend die Verbandszeitungen und die sonstige Literatur in mehreren Exemplaren zur Verfügung zu stellen“.<sup>49</sup> Obwohl dieser Aufforderung sicher nicht immer und „laufend“ Rechnung getragen worden ist, dürfte sich durch diese Zugänge dennoch der Bestand der Schulbibliothek kontinuierlich vergrößert haben. Hinzu kamen zweifellos auch jene aktuellen Titel, die in der Verlagsgesellschaft des ADGB<sup>50</sup> und möglicherweise auch bei der Büchergilde Gutenberg sowie bei „Der Bücherkreis GmbH“ verlegt wurden.

Ein undatiertes Zeitschriftenverzeichnis gibt Auskunft darüber, daß in der Schulbibliothek außer „sämtlichen Verbandsorganen, Branchenblättern, Jugendschriften und fachtechnischen Zeitschriften“ auch 13 nationale und internationale Zeitschriften für Gewerkschaftswesen, sieben zu Wirtschafts-, acht zu Rechtsfragen, sechs zur Sozialpolitik sowie acht zu Arbeiterbewegung/Politik ständig eingesehen werden konnten. Außerdem waren *Der wahre Jacob*, *Berliner Illustrierte*, *Das junge Deutschland* (Zeitschrift des Reichsausschusses der deutschen Jugendverbände) und *Der abstinente Arbeiter* abonniert.<sup>51</sup> Darüber hinaus standen reichlich Tageszeitungen zur Verfügung, aufgeführt sind: *Vorwärts*, *Rote Fahne*, *Frankfurter Zeitung*, *Vossische Zeitung*, *Berliner Tageblatt*, *Der Deutsche*.<sup>52</sup>

47 Rosa Luxemburg ist z. B. unter Gewerkschaften, Arbeiterbewegung, Geschichte und Lebensbilder zu finden; E. Toller nicht nur unter Lyrik und Dramen (3 Titel), sondern mit „Justiz Erlebnisse“ (1927) auch unter Staat und Gesellschaft.

48 Siehe Hiko, NB 339, Bl. 32, 38.

49 Ebenda, Bl. 12.

50 Anlaß zu dieser Vermutung gibt eine ergänzende Bücherliste vom Oktober 1930 mit 19 Schriften, von denen allein acht Titel aktuelle Publikationen der ADGB-Verlagsgesellschaft waren (siehe ebenda, Bl. 43).

51 Ebenda.

52 Außerdem waren im Verzeichnis aufgelistet: Leipziger Volkszeitung, Rheinische Zeitung, Schwäbische Tagwacht, Münchener Post, Hamburger Echo „und Parteizeitungen aus allen Gegenden Deutschlands“.

### *Das Schicksal der Bibliothek und ihres Bestandes in der NS-Zeit*

Über das Schicksal der Schulbibliothek und den Verbleib ihres Bestandes wissen wir leider nichts. In dem dürftigen Übergabeprotokoll – der die Schule besetzende SA-Sturm IV/208 und der künftige Schulleiter „PG“ Dr. Schreiter hielten auf „preußische Ordnung“ – , mit dem Richard Timm den Raub des gewerkschaftlichen Eigentums gewissermaßen auch noch legalisieren mußte, ist der Bibliotheksbestand nicht erwähnt. Man darf annehmen, daß das „marxistische Schrifttum“ und die übrige „dekadente Literatur“ zu einer Sammelstelle nach Berlin gebracht worden sind. Das geschah vermutlich schon vor dem 16. Juni 1933, jenem Tag, an dem Adolf Hitler die ADGB-Bundesschule in eine Reichsführerschule umwandelte.<sup>53</sup> Zeitzeugen, die möglicherweise über einen Abtransport der Bücher hätten Auskunft geben können und die das Naziregime entweder durch Anbiederung überlebten, wie Schulleiter Seelbach und Dozent Grosse, oder aber als aktive Widerstandskämpfer auch nach der Befreiung wieder für die Gewerkschaften bzw. in anderen Funktionen tätig waren, wie Walter Maschke, Richard Timm und Otto Heßler, haben sich dazu nicht geäußert und wurden leider auch nicht gezielt danach befragt. Einschlägige Akten konnten bisher nicht aufgespürt werden. Es bestand daher wenig Hoffnung, daß die Schulbibliothek oder Teile davon Naziherrschaft und Vernichtung durch Kriegsfolgen überstanden haben könnten.

Außerdem waren und sind die Quellen, die über Bücherfunde aus Beständen ehemaliger Gewerkschaftsbibliotheken im Sommer und Herbst 1945, die Sicherung dieser Bestände sowie den weiteren Umgang mit ihnen berichten, sehr dürftig und auch widersprüchlich.<sup>54</sup> Die verantwortlichen Funktionäre der Gewerkschaften und ihre Helfer hatten im wahrsten Sinne des Wortes lebenswichtigere Aufgaben zu erfüllen als sich in den ersten Wochen und Monaten der errungenen Freiheit um gerettete Bücher zu kümmern, oder, soweit sie sich dennoch auch darum sorgten, ihre Bemühungen und Aktivitäten in Aktennotizen und Sitzungsprotokollen festzuhalten. Fakt ist jedenfalls, daß in Berlin offensichtlich an mehreren Orten Bücher aus gewerkschaftlichen Beständen entdeckt und sichergestellt wurden. Ein Teil davon bildete den Grundstock der späteren Zentralbibliothek der Gewerkschaften beim Bundesvorstand des FDGB, die bis 1992 im Gewerkschaftshaus Unter den Linden 15 untergebracht war.<sup>55</sup> Nach Büchern aus der Schulbibliothek in Bernau ist in den dort versammelten Altbeständen aus begreiflichen Gründen nicht gefahndet worden.

53 Völkischer Beobachter, Berliner Ausgabe, 17.6.1933, S. 1.

54 1. Geschäftsbericht des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes Groß-Berlin 1946, Berlin 1947, S.61, 145; Gearbeitet, gewerkschaftet, gewohnt. 75 Jahre Verbandshaus der Deutschen Buchdrucker von Max Taut, Berlin 2000, S.77. Das gilt aber auch für andere, z. B. bei Braun (Anmerkung 9), genannte Quellen und Annahmen.

55 Siehe Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland, Bd. 15, Berlin Teil 2, Hildesheim, Zürich, New York 1995, S.141. Eine fundierte wissenschaftliche Untersuchung zu diesem Thema steht nach wie vor aus. Die bisher umfangreichste Recherche, die zugleich aber auch die zahlreichen noch nicht beantworteten Probleme verdeutlicht, legte Braun in seinem bereits genannten Bericht vor (siehe Anmerkung 9), der vor allem dem Schicksal der Archivbestände gewidmet ist.

*Erfolgreiche Spurensuche*

Nachdem ich 1988 im Archiv der Historischen Kommission in dem bereits erwähnten Bestand „Restakten des ADGB“ einige Überlieferungen zur ADGB-Bundesschule in Bernau eingesehen hatte und dort wiederum auf die Bücherlisten von 1930 gestoßen war, ergab sich die Chance, im Altbestand der Zentralbibliothek des FDGB nach Titeln zu suchen, die der Bernauer Schulbibliothek zugeordnet werden konnten. Ein aufwendiges Unterfangen, das in den Turbulenzen der Umbruchszeit nicht zu realisieren war. Zehn Jahre später wurde ein neuer Anlauf unternommen, der dank der Aufgeschlossenheit der Kollegen der SAPMO-Bibliothek und ihrer Bereitschaft, die dazu erforderlichen zeitraubenden und mühevollen Recherchen auszuführen, von Erfolg gekrönt war.<sup>56</sup> Dabei gingen wir gemeinsam von der Hoffnung und Hypothese aus, daß Bücher aus der ehemaligen Schulbibliothek durch das Exlibris von Baluschek, von dem allerdings keine Vorlage zur Verfügung stand, identifiziert werden könnten. Doch in welcher Form war dieses Exlibris den Büchern beigelegt worden? War es möglicherweise entnommen und als „Beweismittel“ somit vernichtet worden?

Es dauerte einige Zeit bis zuerst drei und dann schließlich zehn Bücher mit dem festeingeklebten Exlibris von Hans Baluschek aufgespürt werden konnten und damit zugleich erwiesen war, daß sie zum Bestand der 1930 in Bernau eingerichteten Bibliothek der Bundesschule des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes gehört hatten. Die Geschichte des „Überlebens“ dieser zehn Titel wird wohl nicht mehr aufzuklären sein. In einigen dieser Bücher befindet sich der Stempel „Hauptarchiv der NSDAP“. Die so gekennzeichneten Bücher wurden in der Regel dort aufbewahrt oder anderen Bibliotheken von NS-Dienststellen und NS-Organisationen zur Verfügung gestellt. Die zehn folgenden Titel, die zweifelsfrei aus der Bibliothek der Bundesschule stammen, wurden gesondert erfaßt und dem Zimelienbestand der SAPMO zugeordnet. Was aus dem größeren „Rest“ der Bücher der Schulbibliothek wurde, wird offen bleiben müssen. Viel wichtiger aber ist, daß zehn Bücher dieser wertvollen Bibliothek Nazibarbarei und Kriegsvernichtung überstanden haben und uns sowie nachfolgenden Generationen erhalten geblieben sind.

## Liste der Bücher mit Exlibris

**Bogen, Hellmuth**

Psychologische Grundlegung der praktischen Berufsberatung : ein Lehr- und Handbuch/ von Hellmuth Bogen. – Langensalza: Belz, 1927. *Sign. ZBG IV 4959.*

**Geyer, Anna**

Die Frauenerwerbsarbeit in Deutschland/ von Anna Geyer. – Jena: Thüringer Verl.-Anst. und Dr., 1924. *Sign. ZBG IV 5786.*

---

56 Der Dank dafür gilt Herrn Hans-Jürgen Voss und Frau Carmen Adam.

**Liek, Erwin**

Die Schäden der sozialen Versicherungen und Wege zur Besserung/ von Erwin Liek, 2., stark vermehrte Aufl. – München: Lehmanns, 1928. *Sign. ZBG VI 9314.*

**Müller, Karl Valentin**

Arbeiterbewegung und Bevölkerungsfrage : eine gemeinverständliche Darstellung der wichtigsten Fragen der quantitativen und qualitativen Bevölkerungspolitik im Rahmen gewerkschaftlicher Theorie und Praxis/ Karl Valentin Müller. – Jena: Zwing, 1927. – (Gewerkschaft-Archiv-Bücherei ; 6). *Sign. ZBG VI 3130.*

**Sachs, Hildegard**

Psychologie und Berufsberatung : die Bedeutung der systematischen Berufseignungspsychologie für die Verteilung der Arbeitskräfte im Wirtschaftsleben, nebst einem Anhang über das Problem einer glücklicheren Eingliederung der Frauen in das Berufsleben/ von Hildegard Sachs. – Langensalza : Beltz, 1925. *Sign. ZBG IV 6389.*

**Suhr, Otto**

Die Welt der Wirtschaft vom Standort des Arbeiters : eine Einführung in das Verständnis des kapitalistischen Wirtschaftsgebäudes und eine Anleitung zur Beobachtung des kapitalistischen Wirtschaftslebens/ Otto Suhr. – 2. Aufl. – Jena: Zwing, 1927. – (Gewerkschafts-Archiv-Bücherei; 4). *Sign. ZBG VI 6998.*

**Tänzler, Fritz**

Aus dem Arbeitsleben Amerikas : Arbeitsverhältnisse, Arbeitsmethoden und Sozialpolitik in den Vereinigten Staaten von Amerika/ von Fritz Tänzler. – Berlin: Hobbing, 1927. *Sign. ZBG IV 8922.*

**Weber, Max**

Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik/ von Max Weber. – Tübingen: Mohr, 1924. *Sign. ZBG IV 6730.*

**Zahn-Harnack, Agnes von**

Die arbeitende Frau/ Agnes von Zahn-Harnack. – Breslau: Hirt, 1924. – (Jedermanns Bücherei). *Sign. ZBG IV 6063.*

**Zwing, Karl**

Soziologie der Gewerkschaftsbewegung/ Karl Zwing. – Jena: Zwing. – (Gewerkschafts-Archiv-Bücherei; 1), Teil 1: Gewerkschaften und Wirtschaft. – 1927. *Sign. ZBG II 2493.*

## Regionalforschung

### 110 Jahre organisierte Arbeiterbewegung 1887–1997. Sozialdemokraten in Strausberg\* (Thesen)

Horst Klein

Die folgenden Thesen vermitteln einen Einblick in Forschungsergebnisse zur Geschichte eines SPD-Ortsvereins. Sie belegen, daß Sozialdemokraten auch in Strausberg nicht nur die Arbeiterbewegung begründeten, sondern seit den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts auch maßgeblichen Anteil an der sozialen und kulturellen Entwicklung der Stadt und deren Bürgerschaft haben. Ungeachtet der nach der Novemberrevolution von 1918 aufkommenden gegensätzlichen politischen Strömungen waren Sozialdemokraten prägend für die Entwicklung der Strausberger Arbeiterbewegung. Auch in den Jahren der faschistischen Diktatur und nach der Vereinigung von SPD und KPD im Frühjahr 1946 blieben sozialdemokratische Werte und Visionen erhalten. Sozialdemokratische Gesellschaftsauffassungen, Geistes- und Politikkultur repräsentieren das Streben mehrerer Generationen für eine bessere, für eine demokratisch und humanistisch gestaltete Gesellschaftsordnung.

1. Zu Beginn der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts begannen sich auf der Grundlage der kapitalistischen Entwicklung, nicht zuletzt unter dem Einfluß der Berliner Arbeiterschaft, auch in Strausberg erste Strukturen einer selbständigen Arbeiterbewegung herauszubilden. Mit der wirtschaftlichen Entwicklung Strausbergs entfalteten sich die sozialen Gegensätze und damit das Bedürfnis der Arbeiter nach eigenständigen Formen der politischen Organisation und Bildung, der selbständigen kulturellen und sportlichen Betätigung. Noch in der Zeit des Sozialistengesetzes (1878-1890) bildeten sich in Strausberg mehrere sozialdemokratisch beeinflusste Vereine. Ende November 1887 ergriff der Tuchmachermeister Albert Pökelmann die Initiative zur Gründung eines sozialdemokratischen Wahlvereins; dies war unter den Bedingungen des Sozialistengesetzes die Geburtsstunde der Strausberger Sozialdemokratie. Sie gewann schnell an politischem Einfluß in der Bürgerschaft. So erhielt bei den Reichstagswahlen im Februar 1890 der sozialdemokratische Kandidat Otto Thierbach (Berlin) in Strausberg 48,5 Prozent, bei den Reichstagswahlen im Juni 1898 bekam der sozialdemokratische Kandidat Bernhard Bruns (Berlin) in Strausberg 58 Prozent der abgegebenen Stimmen. Zuvor sprach am 7. Mai 1898 August Bebel zu ca. 400 Strausberger Bürgern über die Ziele der deutschen Sozialdemokratie.

---

\* Die Redaktion betrachtet dies zusammen mit den Thesen zur KPD-Geschichte in Jahrbuch 2002/1 als Diskussionsangebot und Aufforderung an weitere Vereine, Institutionen und Personen, ihre Forschungsergebnisse zur Geschichte der regionalen und örtlichen Arbeiterbewegung vorzustellen und zu debattieren.

Im Mittelpunkt der Parteiarbeit standen vor allem die politische Bildung der Mitglieder und Sympathisanten sowie die Beschäftigung mit den Grundfragen sozialdemokratischer Programmatik und Politik, so u.a. die Ziele des Sozialismus, Fragen der Sozialgesetzgebung, der Überwindung des Dreiklassenwahlrechts und des Ringens um Völkerfrieden, gegen Militarismus und Krieg. Die sozialdemokratische Parteiarbeit war bestimmt vom Bemühen, programmatische Grundidee und Standpunkte eng mit den praktischen kommunalpolitischen Aufgaben zu verknüpfen. Im Januar 1900 gelangten erstmalig Sozialdemokraten in das Stadtparlament. 1908 wurde Paul Schröder Stadtverordneter und wenig später auch der erste sozialdemokratische Stadtrat, der in den Kriegsjahren mit großer persönlicher Energie die Lebensmittelversorgung der Strausberger Bevölkerung organisierte und sicherte.

2. Mit der sich zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts immer deutlicher abzeichnenden Gefahr eines imperialistischen Weltkrieges trat die Frage nach der Haltung der Sozialdemokratie zum Krieg in den Mittelpunkt der politischen Auseinandersetzung. Strausberger Sozialdemokraten orientierten sich an den antimilitaristischen Resolutionen der internationalen Sozialistenkongresse von Stuttgart 1907 und Basel 1912. In ihrem Sinne engagierten sie sich entschlossen gegen den Militarismus und für die Völkerverständigung. Als aber die SPD-Reichstagsfraktion am 4. August 1914 ihre Zustimmung zu den Kriegskrediten gab und dies aus dem Glauben an einen "Verteidigungskrieg" gegen einen möglichen Sieg des russischen Despotismus tat, reflektierte sie die inzwischen aufgekommene Stimmung in großen Teilen der Arbeiterschaft, die in den Sog der "patriotischen" Haltung geraten war. Viele Arbeiter glaubten, Rußland sei der Aggressor, demgegenüber die Vaterlandsverteidigung geboten wäre. Auch die Mehrheit der Strausberger Arbeiterschaft bekannte sich zur "Vaterlandsverteidigung". Eine kritische Auseinandersetzung mit den Ursachen und Folgen des Krieges erfolgte erst nach dem I. Weltkrieg bis Mitte der zwanziger Jahre.

3. Im Unterschied zur allgemeinen Nachkriegsentwicklung der SPD, die mehrheitlich starke Differenzierungen aufwies und sich bereits im April 1917 mit der Gründung der USPD gespalten hatte, konnte die Strausberger SPD ihre politische Geschlossenheit bis Januar 1919 bewahren. Erst unter dem direkten Einfluß der Berliner USPD-Agitationskommission kam es am 23. Januar 1919 zur Gründung eines USPD-Ortsvereins, dem zunächst Otto Hornburg, dann Karl Leuenberg vorstand. Den Vorsitz des SPD-Ortsvereins übernahm Karl Werner. Im Dezember 1920 entschieden sich Mitglieder der Strausberger USPD für den Anschluß an die Kommunistische Internationale und konstituierten sich als Ortsgruppe der KPD. Eine deutliche Mehrheit der Strausberger Arbeiterschaft blieb jedoch dem SPD-Ortsverein verbunden. Die Kommunisten gerieten später zunehmend in das ideologische und politische Fahrwasser der stalinistischen Demagogie. Das von der KPD-Führung verbreitete Revolutionsbild und die These von der Rolle der Sowjetunion als Vaterland der Arbeiterschaft aller Länder und nicht zuletzt die unrealistische Forderung nach Errichtung einer deutschen Sowjetrepublik beeinflussten die Gegensätze in der Strausberger Arbeiterschaft. Die Strausberger Sozialdemokraten bemühten sich zu-

nächst um eine sachliche Zusammenarbeit mit der KPD-Ortsgruppe. Dessen ungeachtet wurden sie von der KPD-Ortsgruppe, die der Moskauer Diktion folgte, seit Mitte/Ende der 20er Jahre als Sozialverräter und seit 1928 als Sozialfaschisten diffamiert. Ungeachtet aller politischen und ideologischen Erschwernisse in den Jahren der Weimarer Republik wurde die SPD in Strausberg wählerstärkste Partei und mit durchschnittlich 300 Mitgliedern im Ortsverein die zahlenmäßig stärkste Partei in der Stadt.

4. Kultur, Bildungsarbeit und Massensport waren Wirkungsfelder Strausberger Sozialdemokraten, auf denen sie ihr Engagement für ein solidarisches und selbstbewußtes Leben in der Arbeiterschaft einbrachten und so ihren Einfluß in der Bürgerschaft sicherten. Stets verknüpften sie die sozialistische Bildungsarbeit mit der kulturellen und sportlichen Betätigung. Auf diese Weise bewirkten sie einen breiten Zusammenschluß der Arbeiterfamilien, die aktive Einbeziehung der Frauen und Kinder in das soziale Leben der Stadt. Der Männer- bzw. Arbeiter-Turnverein "Vorwärts" widmete sich sowohl der körperlichen Ertüchtigung seiner Mitglieder als auch der Aufführung anspruchsvoller Theaterstücke. Er bot auch die Sphäre für die Einbeziehung und Aktivierung der bis 1919 weitestgehend aus dem gesellschaftlichen Leben ausgeschlossenen Arbeiterfrauen, er mobilisierte und politisierte sie. Das Gleiche galt für die Arbeiterjugend. Die unversöhnlichen Gegensätze in der Strausberger Arbeiterbewegung führten im Jahre 1929 zur Spaltung des Arbeiter-Turnvereins "Vorwärts", in dem die KPD mehrheitlich an Einfluß gewann. Die Sozialdemokraten gründeten 1930 die "Freie Sportvereinigung".

Eine wichtige Rolle im kulturellen Leben der Stadt spielte der 1891 gegründete sozialdemokratische Gesangverein "Liedesfreiheit". Zunächst als Männerchor gebildet, ab 1919 als gemischter Chor mit ca. 80 Sängerinnen und Sängern sowie einem Orchester mit 36 Musikern und später auch mit einem Kinderchor, leistete der Verein einen Beitrag zur Herausbildung und Pflege der Arbeiterkultur in Strausberg. Unter dem Druck des Faschismus mußte er sich 1934 auflösen. Im Juli 1945 konnte sich der Chor zwar nicht als Verein, jedoch als "antifaschistische Singgemeinschaft" wieder gründen. Den alten Sozialdemokraten gelang es noch bis Anfang der fünfziger Jahre, die kulturellen und solidarischen Traditionen zu pflegen, die später zunehmend vom herrschenden Kulturanspruch überdeckt wurden. Anfang der sechziger Jahre kam es zum Zusammenschluß des Chores mit der Eggersdorfer Chorgeinschaft zum FDGB-Chor, der sich seit 1990 als Gemischter Chor vorstellt.

5. Die Arbeit mit den Wählern gehörte auch in Strausberg zum Kern sozialdemokratischen Demokratie- und Politikverständnisses. Auch nach Aufhebung des Sozialistengesetzes 1890 blieb der Wahlverein als eigenständige Organisationsform für die sozialdemokratische Arbeit mit den Wählern bestehen. Neben dem Ortsverein organisierte er die Wahlveranstaltungen. Wählerarbeit erfolgte nicht nur vor anstehenden Wahlen, sondern im Verlaufe der gesamten Legislaturperiode. Abgeordnete und künftige Kandidaten berichteten über Ergebnisse, Probleme und Ziele sozialdemo-

kratischer Arbeit in den verschiedenen Parlamenten und festigten so das Vertrauen der Wähler. Ebenso führte die sozialdemokratische Fraktion im Stadtparlament regelmäßig Versammlungen und Aussprachen mit ihren Wählern durch. Das entsprach dem sozialistischen Demokratieverständnis und bewirkte ein zunehmend größeres und stabileres Wählerpotential.

Das kommunalpolitische Engagement war von Anbeginn das entscheidende Politikfeld Strausberger Sozialdemokraten, die sich für die stete Verbesserung der sozialen und kulturellen Lebensbedingungen der Bürgerschaft einsetzten. In der Weimarer Republik stellten sie in der Stadtverordnetenversammlung die stärkste Fraktion. Mit fachkundigen Vorlagen halfen sie die Entscheidungsfindung und die Arbeit des Magistrats zu qualifizieren und möglichst unbürokratisch Lösungen durchzusetzen. Zu den herausragenden Beispielen zählt neben den zahlreichen Sozialeinrichtungen der Stadt (Krankenhaus, schulmedizinische Betreuung der Kinder, Kinderpflege- und Betreuungseinrichtungen, Altenpflegeheim, Einrichtungen der Arbeiterwohlfahrt u.a.) das im September 1930 eingebrachte Notstandsprogramm zur Linderung der sozialen Not und Arbeitslosigkeit in Strausberg. Mit seiner Verwirklichung wurden infolge des sozialen Wohnungsbaus am Mittelweg (Friedrich-Ebert-Straße) und den damit verbundenen Kanalisationsarbeiten sowie durch Straßenbau und umfangreiche Forstarbeiten Arbeitsplätze geschaffen und die soziale Lage einer Reihe von Bürgern verbessert.

6. Die schwerwiegenden Folgen der Spaltung der Arbeiterbewegung für den Verlauf der Novemberrevolution und für die Ohnmacht gegenüber dem Faschismus waren auch in der Strausberger Arbeiterbewegung unübersehbar. Beide Parteien, SPD und KPD, wiesen der jeweils anderen Seite die Schuld zu. Die damit verbundenen politisch gegensätzlichen Denkmuster belasteten das Verhältnis zwischen dem SPD-Ortsverein und der KPD-Ortsgruppe und schwächten die örtliche Arbeiterbewegung. Die KPD rechtfertigte ihre antisozialdemokratische Haltung, indem sie auf die verhängnisvolle Militärpolitik Noskes und das Ausbleiben der versprochenen Sozialisierung verwies. Demgegenüber sahen Sozialdemokraten keine Chancen für ein Räte-System und für eine sofortige Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Letztlich fürchteten sie, eine radikale Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse würde ähnlich wie in Rußland zur Zerrüttung der Gesellschaft, zu Not und Elend führen statt zu einer demokratischen und den sozialen Lebensinteressen der Menschen gerecht werdenden Ordnung. Indessen setzten Sozialdemokraten, die in den Jahren der Weimarer Republik im Reichstag keine parlamentarische Mehrheit besaßen, auf die aktive Gestaltung der Demokratie und der sozialen Lebensbedingungen der Menschen, ohne den gegebenen Handlungsspielraum auszuschöpfen und die erreichten Fortschritte in den tatsächlichen Machtverhältnissen verankern zu können. Als Konsequenz mußten sie mit dem Vorwurf leben, die Demokratie und die sozialen Errungenschaften der Novemberrevolution nicht im erforderlichen und möglichen Maße durchgesetzt und verteidigt zu haben.

Folgschwer war auch die gegensätzliche Bewertung der russischen Oktoberrevolution 1917 und des daraus hervorgegangenen Sowjetsystems einerseits und die Hal-

tung zu der aus der deutschen Novemberrevolution 1918 hervorgegangenen Weimarer Republik bzw. Demokratie andererseits. Während die KPD-Ortsgruppe in der Sowjetunion das historische Leitbild für die Verwirklichung der sozialistischen Ideale sah und die Errichtung einer deutschen Sowjetrepublik forderte, reflektierten Strausberger Sozialdemokraten die Einschätzungen der internationalen Sozialdemokratie über die russischen Zustände, den bolschewistischen Terror und die blutige Gewalt, insbesondere den gegenrevolutionären Charakter der stalinistischen Diktatur. Sozialdemokraten machten geltend, daß es in Deutschland nicht um die Einführung russischer Verhältnisse gehen kann, sondern daß die verfassungsgemäße Ausgestaltung der Demokratie und die Sicherung der demokratischen und sozialen Errungenschaften der Novemberrevolution das Gebot der Zeit sei. Die hier skizzierten ideologischen Gegensätze, die sich in Strausberg bis März 1933 noch verhärteten, verhinderten ein antifaschistisches Bündnis beider Arbeiterparteien.

7. Strausberger Sozialdemokraten bekannten sich zur Weimarer Republik, der ersten parlamentarischen Republik Deutschlands, und zu der am 11. August 1919 von Friedrich Ebert unterzeichneten Verfassung. Sie waren sich dessen bewußt, daß die Stabilität und Funktionstüchtigkeit des werdenden demokratischen Systems wesentlich von den Parteien abhängt. Sie verstanden sich als Republikaner, die die junge Republik demokratisch ausgestalten und verteidigen wollten, obgleich diese noch nicht den sozialdemokratischen Idealen entsprach. Alljährlich veranstaltete der SPD-Ortsverein eine Verfassungsfeier, um die Strausberger für die politische Mitwirkung am gesellschaftlichen Leben und für die Republik zu gewinnen. Zu diesem Zweck gründeten sie am 1. September 1924 gemeinsam mit Mitgliedern der Deutschen Demokratischen Partei und der Zentrumspartei eine Kameradschaft der sozialdemokratisch dominierten Schutzorganisation "Reichsbanner Schwarz - Rot - Gold" und im Januar 1932 die Eiserne Front. Reichsbanner und Eiserne Front waren vor allem gegen die verfassungsfeindlichen Bestrebungen der monarchistischen und nationalistischen Parteien und Vereine gerichtet. Ebenso wandten sich Strausberger Sozialdemokraten gegen die unrealistischen Positionen der KPD-Mitglieder, die für den Sturz der bürgerlichen Demokratie und die Errichtung einer deutschen Sowjetrepublik eintraten.

8. Nach dem am 27. Februar 1933 von SS und SA gelegten Reichstagsbrand, der als Signal zur Beseitigung der Weimarer Demokratie galt, setzte eine Kampagne der zügellosen Verfolgung der KPD und SPD, ihrer Mitglieder und Funktionäre ein. Ihre Zeitungen und Druckschriften wurden in Preußen verboten. Mit Notverordnungen wurden zahlreiche Grundrechte der Verfassung außer Kraft gesetzt, u.a. das Recht der persönlichen Freiheit, die Pressefreiheit und das Versammlungs- und Vereinsrecht. Unter diesen Bedingungen fanden am 5. März 1933 die Reichstags- und Landtagswahlen statt. Ergebnisse in Strausberg: Reichstagswahl - SPD 1226, KPD 1173, NSDAP 2520, Deutschnationale Partei 1114 Stimmen; Landtagswahl - SPD 1206, KPD 1168, NSDAP 2451, Deutschnationale 1095 Stimmen.

Am 5. März 1933 übernahmen die Nazis in Strausberg die Stadtverwaltung. Die KPD-Mandate wurden von vornherein annulliert, die der SPD zunächst formell geduldet, doch wurden die Mandatsträger zum Verzicht genötigt. Demagogisch sprach die Nazi-Propaganda von "freiwilliger Selbstaflösung" sozialdemokratischer Vereine und vom "freiwilligen" Verzicht der Sozialdemokraten auf ihre Mandate im Stadt- und Kreisparlament. Am 11. März wurde der sozialdemokratische Bürgermeister von seinem Amt entbunden und am 13. März die Ortsgruppe des Reichsbanners aufgelöst. In den darauf folgenden Wochen waren die namhaften Sozialdemokraten Hausdurchsuchungen und der Verfolgung ausgesetzt. Am 23. Juni wurde die SPD in Deutschland verboten. Wie in anderen Orten wurde das Eigentum der Strausberger SPD und des Reichsbanners beschlagnahmt. Zehn sozialdemokratische Funktionäre wurden verhaftet und im Konzentrationslager Oranienburg bzw. Sonnenburg eingesperrt. Zu den im März erstverhafteten Sozialdemokraten gehörte der namhafte Parteiredakteur und stellvertretende Bürgermeister Richard Hauschildt, dessen Leidensweg in den Tod führte. Einige Sozialdemokraten wurden nach ihrer Entlassung aus dem Konzentrationslager gezwungen, mit ihren Familien den Wohnort zu wechseln. Im "Gedenkbuch der deutschen Sozialdemokratie im 20. Jahrhundert" wird an das aufrichtige Leben und Wirken von Hermann Arndt, Richard Hauschildt, Georg Kurtze und Arthur Wellnitz erinnert.

9. Am 21. April 1945 erfolgte die Befreiung Strausbergs durch die Rote Armee. Die Wiederzulassung der KPD und SPD stand unter dem Einfluß und der Kontrolle der sowjetischen Militärkommandantur. Die Strausberger KPD-Funktionäre vertraten die Auffassung, sofort die Diktatur des Proletariats zu errichten und nur noch eine Arbeiterpartei, die KPD, zuzulassen. Da dies den taktischen Vorgaben der SMAD widersprach, mußten sie sich vorerst einer Zusammenarbeit mit der SPD beugen. Am 21. Juni begannen 14 alte Sozialdemokraten mit dem Wiederaufbau ihres Ortsvereins. Am 18. Juli fand die erste Ortsvereinsversammlung statt, die erneut Karl Werner zum 1. Vorsitzenden wählte. Dr. Alfred Schneider wurde 2. Vorsitzender, Arthur Wellnitz Schriftführer, Hermann Arndt Kassierer, Richard Gottschling 1. und Max Weiß 2. Beisitzer. Elsa Edenfeld-Vermum bekam die Frauenarbeit übertragen und Else Kluge übernahm die Funktion der Sekretärin.

Die Sozialdemokraten, die überwiegend eine gute Allgemeinbildung sowie Erfahrungen in der Kommunalpolitik und Verwaltungsarbeit besaßen, engagierten sich politisch-kooperativ für den Aufbau einer demokratischen Verwaltungsstruktur. Im Mittelpunkt standen Aufgaben der Wiederherstellung der für das Leben der Stadtbevölkerung notwendigen sozialen Voraussetzungen, der Ordnung, Sicherheit und Versorgung. Der SPD-Ortsverein kam im September 1945 bereits wieder auf 81 Mitglieder. Zum strittigen Problem der Vereinigung von SPD und KPD gab es sowohl Zustimmung wie auch starke Vorbehalte. Es waren vor allem ältere Sozialdemokraten, die sich der in der SPD bis 1933 besprochenen Einschätzungen der russischen Verhältnisse erinnerten und starke Bedenken gegen die Einheitspartei vorbrachten. Wie kompetente Zeitzeugen berichten, sollen die Einwände zur "Vereinigung" in keinem Ort des Kreises Oberbarnim so bewußt eingebracht worden

sein wie in Strausberg. Unter dem Druck der KPD und der sowjetischen Militärkommandantur beschlossen am 8. Februar 1946 Funktionäre beider Ortsvereine und im März eine gemeinsame Mitgliederversammlung die Vereinigung zur SED. Bis April 1946 erklärten noch zahlreiche Strausberger demonstrativ ihren Eintritt in die SPD. Der SPD-Ortsverein kam wieder auf seine traditionelle Stärke von ca. 300 Mitgliedern, die KPD-Ortsgruppe vereinte ca. 80 Mitglieder.

10. Unmittelbar nach der unter Druck erfolgten SED-Gründung wurde für Sozialdemokraten spürbar, daß die Vereinigung mit der stalinistisch eingebundenen KPD einer Zwangsoption entsprach, die unter der Flagge der "Einheit der Arbeiterbewegung" auf die Vernichtung der Sozialdemokratie hinauslief. Stalinismus und demokratische Arbeiterbewegung erwiesen sich als antagonistische Gegensätze. Das zutiefst antikommunistische und konterrevolutionäre Wesen des Stalinismus blieb damals vielen Mitgliedern der SED und auch früheren Sozialdemokraten verborgen. Jene Mitglieder, die die wahren Zusammenhänge der Verteufelung des Sozialdemokratismus erkannten, wurden aus der SED ausgeschlossen, oder sie zogen sich aus dem politischen Leben zurück. Viele frühere SPD-Mitglieder waren der Verfolgung ausgesetzt, wie Arthur Wellnitz, der im Januar 1947 vom KGB mit dem Vorwurf des Antisowjetismus verhaftet wurde und 1948 im NKWD-Lager Sachsenhausen verstarb. Permanent aufflammende Unzufriedenheit mit dem bürokratischen Zentralismus und Dogmatismus und die damit einhergehenden Bestrebungen, eine demokratisch-sozialistische Kultur neu zu beleben, wurden mit dem Vorwurf des Sozialdemokratismus und Opportunismus unterdrückt, politisch und juristisch verfolgt. Diesem Ziel diente auch die von der SED-Führung in den Jahren 1950/51 veranlaßte Parteiüberprüfung. Der militante Kampf gegen den so genannten Sozialdemokratismus offenbarte die weitgehende Abkehr der SED von den sozialistischen Idealen der deutschen Arbeiterbewegung. Dessen ungeachtet keimten sozialdemokratische bzw. am Marxschen Werk orientierte, demokratische Sozialismusauffassungen in der SED immer wieder auf, sie blieben bis zum Zusammenbruch der SED erhalten. Die in allen Lebensbereichen der DDR-Gesellschaft immer offener erkennbaren dekadenten Erscheinungen und die unter dem Druck der Friedenssicherung erzwungene außenpolitische Öffnung der DDR, insbesondere der politische Dialog zwischen SPD und SED (SPD/SED-Papier: Der Streit der Ideologien und die gemeinsame Sicherheit 1987) stimulierten das demokratische bzw. alternative Denken in der SED. Nicht zuletzt erklärt dies die sofortige Präsenz einer sozialdemokratischen Plattform in der SED nach dem Sturz Erich Honeckers, die allerdings in Strausberg keine organisatorische Basis fand und bald zerfiel.

11. Mit der historischen Wende in der DDR 1989/1990 und dem Zusammenbruch ihres politischen Systems schlossen sich auch in Strausberg oppositionelle Kräfte im "Neuen Forum" zusammen. Im Januar 1990 bildete sich ein Gründungskomitee für den Wiederaufbau des SPD-Ortsvereins. Die erste öffentliche SPD-Versammlung, an der ca. 200 Bürger teilnahmen, fand am 5. Februar 1990 statt. In einer lebhaften

und sachlichen Diskussion wurden erste konzeptionelle Vorstellungen für ein sozialdemokratisches Politikangebot vorgetragen. Zu den formulierten Aufgaben gehörten die Herausbildung einer Solidargemeinschaft, das Eintreten für eine ökologische Politik zum Schutze der Gesundheit, die Humanisierung der Arbeit und die Bekämpfung der drohenden Arbeitslosigkeit. Die ersten Versammlungen und Veranstaltungen des SPD-Ortsvereins, der zunächst 15 Mitglieder vereinte, fanden bei vielen Sympathisanten Zuspruch. Zahlreiche frühere Mitglieder der SED wollten sich der SPD anschließen, sie fanden jedoch keine mehrheitliche Zustimmung im Ortsverein. Einige der abgewiesenen Interessenten für die SPD bildeten dann die "Unabhängige freie Wählergemeinschaft".

Im Unterschied zu anderen im Werden und in der Umstrukturierung begriffenen Parteien konnte die politisch wenig erfahrene und zahlenmäßig kleine sozialdemokratische Gruppe nicht auf das in zurückliegenden Jahrzehnten vergrabene Erbe und traditionelle Kulturgut der Partei zurückgreifen. Die Lebenswurzeln der hiesigen Sozialdemokratie waren gekappt, deren einstiges Schriftgut vernichtet bzw. nach 1946 "gesäubert", ihre Geschichte vergessen. In der SED-Geschichtsschreibung galten auch Strausberger Sozialdemokraten als Opportunisten bzw. Verräter. Dogmen verdrängten das humanistische Menschenbild sozialdemokratischen Denkens und Handelns. Einzelne Namen von SPD-Mitgliedern wurden lediglich beansprucht, um das dogmatische und vom kommunistischen Pragmatismus gezeichnete Geschichtsbild zu unterlegen. Aus diesen und weiteren Gründen waren die politischen Startbedingungen des Ortsvereins 1990 sehr kompliziert. Und doch gelang es den Aktivisten des Wiederaufbaus des Ortsvereins, programmatische Ziele der Partei öffentlich zu machen, die damals politisch verunsicherten Bürger anzusprechen und viele von ihnen für den politischen, wirtschaftlichen und geistig-kulturellen Prozess einer demokratischen Umgestaltung zu gewinnen. Im Ergebnis der demokratischen Wahlen 1990 konnte die SPD im Stadtparlament 9 von 35 Mandaten und das Amt des Bürgermeisters bereits für zwei Legislaturperioden besetzen und ab 1996 den 2. Beigeordneten stellen.

12. Neben der eigenen Identitätsfindung galt es, das Verhältnis zu den anderen sich neu etablierenden Parteien und Organisationen zu bestimmen. Als besonders schwierig erwies sich die Klarstellung des Verhältnisses zu dem zahlenmäßig starken und politisch erfahrenen sowie organisatorisch sicher geführten PDS-Stadtverband. Mit noch unsicherem politischen Selbstbewußtsein neigten einzelne Mitglieder des Ortsvereins dazu, sich vornehmlich auf den vermeintlichen politischen Gegner fixieren und die Profilierung der eigenen Identität und Ziele vernachlässigen zu müssen. Dies bewirkte eine Art Selbstabschottung statt politisch vertrauensvoller Öffnung. Ebenso schwierig war die Meinungsbildung zu kommunalpolitischen Fragen, die nicht immer von Solidarität und Toleranz geleitet war. Ein produktives Miteinander von Fraktion und Ortsverein galt es zu erlernen und zu gestalten. Neben Fortschritten gab es zuweilen ein stagnierendes Dasein. Dies hatte einen sehr verhaltenen Mitgliederzuwachs zur Folge.

Sehr hilfreich war das Auftreten namhafter Landes- und Bundespolitiker der SPD in öffentlichen Parteiveranstaltungen und aus Anlaß der Förderung wirtschaftlicher und sozialer Projekte. Leuchtzeichen sozialdemokratischer Kommunal- und Koalitionspolitik sind das in den 90er Jahren erbaute neue Städtische Krankenhaus, das Oberstufenzentrum, das neue Feuerwehrhaus sowie die bisher vollzogene Rekonstruktion bzw. Instandsetzung der Plattenbauten und die architektonische Neugestaltung des gesamten Stadtbildes.

13. Die innerparteiliche demokratische Entwicklung und öffentliche Ausstrahlung des Ortsvereins bekam Mitte der 90er Jahre einen auch von der Bürgerschaft reflektierten Aufwind, der zu einem spürbaren Anwachsen der Wählerschaft führte. Mit Interesse verfolgten große Teile der Bürgerschaft, insbesondere die demokratischen Parteien und Vereine, die langfristige Vorbereitung und die Ausgestaltung des 110-jährigen Gründungsjubiläums des Ortsvereins im Oktober 1997. Die aus diesem Anlaß bis März 1998 im Heimatmuseum gezeigte Sonderausstellung fand eine gute Resonanz und veranschaulichte den Besuchern die wiedergewonnene Identität der Strausberger Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten. Die im genannten Zeitraum erreichte Festigkeit und das solidarische Miteinander im Ortsverein führten zu dem bisher größten Wählerzuwachs bei den Kommunal- und Bundestagswahlen im Herbst 1998. Andererseits schlummerten im Ortsverein nach wie vor politische und menschliche Entwicklungsprobleme, die mit der Neuwahl des Vorstands im Januar 1999 erneut aufbrachen und den Ortsverein destabilisierten. Am deutlichsten offenbarte sich dies im Ausgang der Landtagswahlen 1999. Die Unterschätzung einer inhaltlichen Orientierung hatte bei den Bürgermeisterwahlen im Februar 2002, bei denen der SPD-Kandidat lediglich 10 Prozent der abgegebenen Wählerstimmen bekam, einen in der hiesigen Parteigeschichte nicht gekannten Vertrauensverlust zur Folge.

14. Vor allem im Zusammenhang mit dem NATO-Krieg gegen Jugoslawien kam es im März 1999 zu öffentlich erkennbaren gegensätzlichen Positionen. Während sich ein beachtlicher Teil des Ortsvereins klar gegen die Kriegspolitik aussprach und zu der vom Bürgermeister öffentlich erklärten und von einer demokratischen Mehrheit der Stadtverordnetenversammlung mitgetragenen Antikriegshaltung bekannte, entschieden sich Ortsvereinsvorsitzender und Fraktionsvorsitzende sowie weitere fünf Fraktionsmitglieder für den Bombenkrieg gegen Jugoslawien. Die Antikriegsfraktion des Ortsvereins fand Unterstützung durch den Geschichtsverein, insbesondere durch die von ihm öffentlich gemachten Antikriegsthesen sowie dem später veranstalteten wissenschaftlichen Kolloquium "Zur Kriegsfrage in der Geschichte der sozialistischen Bewegung. Der Krieg auf dem Balkan und die alternative Sicht". Die klare Antikriegshaltung namhafter Mitglieder des Ortsvereins fand zwar in der Öffentlichkeit großen Zuspruch; sie konnte jedoch den im Ortsverein eingetretenen Identitätsverlust nicht grundsätzlich verhindern oder ausgleichen. Die weit reichende Bedeutung der Kriegsfrage in der Sozialdemokratie zeigte sich auch nach dem Terroranschlag

---

vom 11. September 2001 klar als eine Frage der Haltung zu Humanität und Gewalt. Unstrittig waren die Verurteilung und der Kampf gegen den internationalen Terrorismus sowie die notwendige Aufhellung und Überwindung seiner sozialen Ursachen. Damit verband sich für viele Sozialdemokraten die Stimme der Vernunft, den Terrorismus nicht mit dessen eigener Logik, nicht mit Rache oder Strafaktionen, nicht mit Bombenkrieg gegen ein Volk, sondern mit zivilisierten Mitteln zu bekämpfen. Indessen begründet sich die Antikriegshaltung einerseits und die Akzeptanz von militärischer Gewalt als *ultima ratio* andererseits aus dem traditionellen sozialdemokratischen Werteverständnis.

Die 115-jährige Geschichte der Strausberger Sozialdemokratie vermittelt einen Einblick in die sozialen Kämpfe, das soziale Milieu, die Vielfalt des sozialdemokratischen Vereinslebens und die Verbindungen der SPD zur Bürgerschaft in Strausberg.

„Laßt nicht locker“

## Antifaschistischer Widerstand im Thüringer Wald

Gerhard Kaiser

### *Die Anfänge*

Antifaschistischer Widerstand begann im Thüringer Wald lange vor 1933. Er formierte sich bereits gegen die ersten Anzeichen faschistischer Bedrohung. Dieser Widerstand erwuchs ab 1923 nicht aus taktischen Erwägungen, sondern aus der grundsätzlichen Ablehnung bereits der Frühformen nationalistischer, völkischer, faschistoider und faschistischer Bewegungen und Aktionen, erst recht des Faschismus par excellence, als der er sich ab 1931/32 in Thüringen und ab 1933 im Deutschen Reich staatlich etablierte. Wie überall in Deutschland blieben auch im Thüringer Wald Männer und Frauen im antifaschistischen Widerstand eine Minderheit im Vergleich zur Gesamtbevölkerung. Seit 1922 wirkte die NSDAP in Thüringen meist eng verbunden mit der Vereinigten Völkischen Liste (VVL) und dem Wahlbündnis der bürgerlichen Parteien, dem Thüringer Ordnungsbund (TOB). Die nationalistisch-rassistische Bewegung der Deutschen Christen (DC) begann Ende der 20er Jahre ihren Aufstieg zur beherrschenden evangelischen Kirchenbewegung Deutschlands von Nordostthüringen aus.

Für die Integration klein- bis großbürgerlicher, großagrarischer bis bäuerlicher und lumpenproletarischer Schichten in den deutschen Faschismus, der auch Teile der Arbeiterschaft zu begeistern verstand, steht im Thüringer Wald u.a. der vom Suhler Julius Kober (1894-1970) gesteuerte Rennsteigverein bzw. der 1921 gegründete (1945 aufgelöste und 2001 wiederbegründete) Bund der Thüringer Berg-, Burg- und Waldgemeinden. Im Nationalsozialismus sah und verherrlichte Kober die „Befolgung der Lehre von Blut und Rasse“. Bereits 1935 hatte er im angestrebten „Endkampf“ um die „Neuordnung“ der Welt, die „neue Saat“ aus „Blut und Boden“ wachsen gesehen. Zu den Perlen seiner politischen Konfession deutscher Weltherrschaft gehört der Schlachtgesang Kobers, der inzwischen zum Hauptmann der Wehrmacht avancierte: „Am Nordkap und in Afrika, wo wir den Feind auch sichten, vor Leningrad und am Kanal, wir müssen ihn vernichten. Die Neuordnung erheischt von uns viel Opfer, große Taten. Drum ist jetzt unser Feind die Welt, Soldaten, Kameraden.“<sup>1</sup>

Antifaschistischer Widerstand wurde in Thüringen zwischen 1923 und 1933 nahezu ausschließlich von der politischen Linken geleistet. Sie trug auch die Hauptlast des Widerstands zwischen 1933 und 1945. Ihr Blutzoll war hoch. 1930 hatte ein Sprecher der NSDAP in Gotha unverblümt angekündigt: „Die Reihen fest

---

1 Rüdiger Haufe u.a.: Das Vermächtnis eines „verehrten Altvorderen“, in: Freies Wort (Suhl), 6.7.2002, S.7; Siehe auch Gerhard Kaiser: Die Enkel fechten's besser aus, Dietzhausen 1997, S.175.

geschlossen; Reichsbanner und Rotfront zusammengeschossen.<sup>2</sup> Allein aus der Industriestadt Suhl und den zu unterschiedlichen Zeiten eingemeindeten Ortschaften Heinrichs, Goldlauter-Heidersbach, Albrechts, Dietzhausen wurden 29 Antifaschisten ermordet bzw. zu Tode gequält, zwei starben kurz nach Kriegsende an den Haftfolgen. Annähernd 250 Antifaschisten waren z.T. jahrelang in Konzentrationslagern und Haftanstalten unmenschlichen Lebensbedingungen ausgesetzt. Neben den Konzentrationslagern von Bad Sulza, Börgermoor, Buchenwald, Maidanek und Auschwitz waren es vor allem die Haftanstalten Ichttershausen, Untermaßfeld, Römhild, Rudolstadt, Gotha, Erfurt, Meiningen und Weimar/Marstall, in denen Frauen und Männer aus Thüringen inhaftiert waren. Als besonders brutal oder grausam sind in ihren Erinnerungen die SA-Männer Rudi Müller (in Rohr), Heberstreit (in Meiningen) und Oskar Bohlig (in Exdorf) sowie SS-Männer wie Anacker (in Heinrichs), Sommer und Roscher (im KZ Buchenwald) genannt.

Ungeachtet der latenten tödlichen Bedrohung übertraf die Widerstandsbewegung der Thüringer Linken, einschließlich ihrer Kampfgefährten aus anderen Lagern, in ihrer Tiefen- und in ihrer Breitenwirkung den militärischen Widerstand. Hinsichtlich ihrer politischen Reife war die Linke auf der Höhe der Zeitanforderungen, sowohl durch die Ablehnung aller antidemokratischen, antiparlamentarischen, rassistischen und militanten innen- und außenpolitischen Zielstellungen der herrschenden Eliten als auch durch ihre Vorstellungen von einem demokratischen Deutschland nach dem Sieg über den deutschen Faschismus. Gleichwohl ist er kaum erforscht.

Allein zwischen Juni 1943 und September 1944 wurden im Zuge der Vorbereitung der „Suhler Hochverratsprozesse“ mehr als 200 Frauen und Männer des Widerstands im Thüringer Wald verhaftet. Viele von ihnen wurden bis Mai 1945 bereits in der Gestapohaft in Ichttershausen erschlagen oder verhungerten dort, andere wurden auf dem Richtbock in Weimar gemordet, im KZ Buchenwald „isoliert“, während der Todesmärsche im April 1945 hinterrücks erschossen oder verstarben entkräftet, noch bevor die Kolonne das KZ Flossenbürg erreichte.

Der Widerstand im Thüringer Wald wurde von gewerkschaftlich, kommunistisch und sozialdemokratisch organisierten und geprägten Teilen der Industriearbeiterschaft, vor allem der Metall- und Glasindustrie, des Bauwesens und der Waldwirtschaft, getragen sowie von Handwerkern bodenständiger Berufszweige unterstützt, wie beispielsweise vom Schreiner Hermann Kißner (Meiningen, KPD), dem Uhrmacher Otto Mäder (Schmalkalden, KPD), dem Nagelschmied Friedrich Mangold (Altersbach, SPD), den Maßschneidern Oskar Schneider (Albrechts, SPD) und Otto Storandt (parteilos, engagiert in einer kommunistischen Gruppe), dem Thermometermacher Wilhelm Diemar (Geraberg, KPD), von Angehörigen mittelständischer Schichten wie den Betriebseignern der Metallfirmen Reitz & Recknagel (Albrechts) und Friedrich Wilhelm Heym (Suhl), vereinzelt

---

2 Siehe Große Anfrage der KPD-Landtagsfraktion zu den Übergriffen nationalsozialistischer Stoßtrupps gegen Arbeiter in Jena und Remstädt, 27.3.1930, in: Jürgen John (Hrsg): Quellen zur Geschichte Thüringens 1918-1945, Erfurt 1996, S.138.

Ingenieuren wie dem Suhler Richard Klett, Betriebsleiter bis 1933 bei Simson, sowie von radikaldemokratischen Intellektuellen, reformpädagogisch orientierten Lehrern wie z.B. Nikolaus Pfaff (Zella-Mehlis, KPD), Gerhard Kerber (Langewiesen, SPD) und Kurt Boehme (Gehren, KPD).

Auch Amtsinhaber setzten sich ein, wie die Bürgermeister Otto Keiner (Benshausen, KPD) und Paul Fleisch (Schmiedefeld a. R., SPD), Polizisten, Angestellten in Kommunalbehörden, Genossenschaften, Ortskrankenkassen sowie Funktionäre aller Ebenen der linken Parteien. Im Widerstand wirkten die Funktionäre der KPD Hermann Danz aus Schmalkalden (1906-1945, Industrieschmied); der Bauernführer, Vorsitzende des Bundes schaffender Landwirte, ab 1927 des Reichsbauernbundes, der Reichstagsabgeordnete Ernst Putz (1896-1933, er bewirtschaftete den vom Vater übernommenen Hof in Sinntalshof, wurde am 19. Juli 1933 verhaftet und am 15. September 1933 in Gestapohaft in Berlin-Moabit ermordet); Theo Neubauer (1890-1945, Lehrer, Reichstagsabgeordneter, nach Jahren der Haft - zuletzt bis 1939 im KZ Buchenwald); Magnus Poser (1907-1944, Jena). Von Seiten der SPD waren es u.a. Paul Voigt (Meiningen), Max Urich (Berlin/Suhl) sowie Ludwig Pappenheim (1887-1934, Kleinschmalkalden, er wurde 1933 in das KZ Börgermoor verschleppt und dort „auf der Flucht erschossen“).

Ab 1933 verbreiterte sich die soziale und politische Basis des Widerstands. Vereinzelt oder in Gruppen wirkten nun auch konservative Kräfte, beispielsweise Mitglieder des Jungdeutschen Ordens (Jungdo) und des Stahlhelms.<sup>3</sup> So wurde in Benshausen nicht nur der vormalige Bürgermeister Otto Keiner (1879-1944, KPD) in Buchenwald ermordet. Ermordet wurde - einen Tag später - auch sein Namensvetter, der Gastwirt und Stahlhelmer Fritz Keiner (1895-1944), der sich bereits in den ersten Jahren des Naziregimes gegen dessen Politik und politische Führer geäußert hatte. Am Tag der Landung der Westalliierten in der Normandie forderte er, dienstverpflichtet zur Luftschutzpolizei, in der Suhler Gaststätte „Centralhalle“ öffentlich diejenigen, die den Krieg begonnen hatten, auf, selbst an die Front zu gehen. Denunziert, vor das Kasseler SS- und Polizeigericht gestellt und zum Tode verurteilt, wurde Fritz Keiner im Steinbruch in der Struth bei Suhl standrechtlich erschossen. SS-Obergruppenführer Erbprinz Josias von Waldeck hatte als Gerichtsherr verfügt, das Urteil unverzüglich zu vollstrecken.<sup>4</sup> In Köppelsdorf hatte sich 1933 um den Fabrikbesitzer Horst Schoenau eine Widerstandsgruppe aus 26 Jungdo-Anhängern formiert. Sie wirkte in Südthüringen, Ober- und Unterfranken.<sup>5</sup> Ab 1933 widersetzten sich auch religiös gebundene Frauen und Männer, vor allem der Ernstesten Bibelforscher, sowie vereinzelt Angehörige der Bekennenden Kirche auf ihre Weise nazistischer Herrschaft. Alwin Henkel (Viernau) schrieb später: „Unser

---

3 Die konservativen und religiös motivierten Strömungen des Widerstands waren im Thüringer Wald nur schwach ausgeprägt. Sie werden hier nicht dargestellt, sondern lediglich mit Einzelbeispielen genannt.

4 Siehe Gerhard Kummer: Die Bluttat im Steinbruch „Zur Struth“, in: Suhler andere Zeitung, 2002, Nr.7, S.6f.

5 Siehe Akte Horst Schoenau, Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO), DY 55, V 278, 4, 138.

Widerstand gegen den Faschismus begann schon bei den Wahlen (März 1933 -G. K.)[...] Gleich nach dem Verbot der Bibelforscher versammelten wir uns heimlich [...] (beteiligt waren nach dem Zeugnis des Brunnenbohrers Gustav Teuchert mehr oder weniger regelmäßig allein in Viernau 30 Personen -G. K.) mit den Gruppen aus Schwarz und Steinbach-Hallenberg [...] Ferner haben wir uns gegen alles aufgelehnt, was der Nazismus an Neuem in Erscheinung brachte.“ Pfarrer der Bekennenden Kirche wie Wilhelm Müller (Kaltenwestheim) und Nazigegner wie Kurt Creutzburg (Jg. 1877, Queienfeld) wurden ins KZ geworfen, andere von den Kirchenoberen aus ihrem seelsorgerischen Amt gedrängt. Der Kaufmann Willy Rettiger (Jg. 1907, Hinternah), seit 1940 Anhänger der Bekennenden Kirche, wurde von einem Sondergericht in Suhl zu einer mehrjährigen Freiheitsstrafe verurteilt und in das Zuchthaus Untermaßfeld eingewiesen.<sup>6</sup>

### *1923 – ein roter Sperriegel*

Ein früher Höhepunkt des antifaschistischen Widerstands im Thüringer Wald war der rote Sperriegel, der im Spätherbst 1923 gegen den ersten Griff der NSDAP nach der Macht errichtet wurde. Er machte deren Absicht zunichte, von München aus den Putsch, den auch Reichswehreinheiten im thüringischen Meiningen unterstützten, nach Mitteldeutschland auszuweiten. Die antifaschistischen Kräfte - unter ihnen mehrere Hundertschaften militärisch erfahrener, sachkundig geführter, mit leichten Waffen ausgerüsteter Arbeiter - handelten ebenso wie Teile der Landespolizei in Übereinstimmung mit dem Programm für die Tätigkeit der sozialdemokratisch-kommunistischen Regierung im Land Thüringen vom 13. Oktober 1923 zum „Schutz der Verfassung“, zur Abwehr der „reaktionären Diktatur“ in Bayern, „der Reaktion und der Militärdiktatur“.<sup>7</sup> An der Spitze des Arbeiterwiderstandes im Raum Sonneberg-Meiningen-Eisenach gegen den Naziputsch im Spätherbst 1923 (z.B. bei Kämpfen an der „Verbrannten Brücke“ zu Hönbach vor Sonneberg) standen die (preußischen) Landtags- und ab 1924 auch Reichstagsabgeordneten der KPD Hermann Schubert und Guido Heym, von dessen politisch vielschichtiger Biographie noch die Rede sein wird. Hermann Schubert (Jg. 1886) arbeitete 1923/24 als Funktionär des Deutschen Metallarbeiterverbandes (DMV) in Suhl<sup>8</sup> und wurde wegen seiner Teilnahme am frühen antifaschistischen Widerstand kurzzeitig in Sonneberg inhaftiert. In der KPD gehörte er zeitweise deren Politbüro und der Vertretung der KPD im Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale (EKKI) an. Für den frühen Widerstand gegen die Ausbreitung des Faschismus stehen beispielhaft die Biographien von Hermann Worch und seiner Familie (Langewiesen), Wilhelm Hollandmoritz (Albrechts) und Ludwig Pertsch (Sonneberg). Der

6 Siehe die Akten Wilhelm Henkel, Gustav Teuchert, Kurt Creutzburg und Willy Rettiger, SAPMO, DY 55, V 278, 4, 119 bzw. -137, -125, -131.

7 Siehe Programm für die Tätigkeit der sozialdemokratisch-kommunistischen Regierung, Verhandlungskommission der VSPD und KPD, 13.10.1923, in: Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Berlin 1966, Bd. VII, 2. Halbband, S.457-459.

8 Siehe Akte Willy Geyer, SAPMO, DY 55, V 278, 4, 118.

Sozialdemokrat Worch organisierte 1923 als Polizeioffizier den Widerstand gegen den Naziputsch, wurde seiner entschiedenen antifaschistischen Haltung wegen aus dem Polizeidienst gedrängt und war ab 1925 Bürgermeister der Industriegemeinde Langwiesen. Bereits 1932 von seinem Amt suspendiert und am 1. Juli 1933 abgesetzt, mußte er emigrieren. Seine Frau Frieda und die Tochter Gisela kamen noch im gleichen Jahr in „Sippenhaft“ und schließlich in das anfangs noch provisorische KZ in Bad Sulza. Weiteren Verfolgungen ausgesetzt, wählte Frieda Worch den Freitod, ihr Lebensgefährte verstarb 45jährig in der Emigration in Dänemark.<sup>9</sup> Wilhelm Hollandmoritz (1891-1943), Mechaniker im Rüstungsbetrieb Simson Suhl-Heinrichs, Mitglied im DMV, der SPD, des Spartakusbundes und der KPD seit ihrer Gründung, führte 1920 eine Einheit der Arbeiterwehr gegen den Kapp- und 1923 gegen den Hitler-Putsch. Nach 1933 stand er im illegalen Widerstand in seinem Wohnort Albrechts und in seinem Betrieb. Im September 1943 verhaftet, kam er nach Ichtershausen in Untersuchungshaft, wo er unter bislang nicht geklärten Umständen am 3. Dezember 1943 den Tod fand.<sup>10</sup> Unter den Gegnern des Hitlerputsches waren auch Ludwig Pertsch (Jg. 1884), Maurer und Hilfspolier, Vorstandsmitglied einer Sonneberger Bauarbeiter-Genossenschaft, und Paul Iglar, seit 1902 im Bauarbeiterverband, seit 1907 in der SPD. Im November 1923 wurde Iglar anlässlich einer Arbeiteraktion in Sonneberg verhaftet und blutüberströmt ins Polizeigewahrsam verbracht. Daraufhin schloß er sich 1924 der KPD an. Den unveröffentlichten Erinnerungen Pertschs zufolge war dieser seit 1902 gewerkschaftlich organisiert, 1906 bis 1918 Mitglied der SPD und seit 1918 der KPD. Er führte als Bauarbeiter-Ortsvorstand und Zweiter Kartellvorsitzender am 1. Mai 1933 im Volkshaus die Maifeier durch. Am 2. Mai besetzten die faschistischen Horden das Volkshaus. Pertsch und der Ortsvorstand der Zimmerer wurden von der SS verhaftet, mißhandelt und eingesperrt. Seine Wohnung wurde auf den Kopf gestellt, Frau und Kinder wurden bedroht, um Geständnisse zu erpressen.<sup>11</sup>

### *Das Regime etabliert sich*

Die NSDAP erhielt bei der Reichstagswahl am 5. März 1933 unter den Bedingungen des Terrors in Thüringen wie in Deutschland die meisten Stimmen und 288 Reichstagsmandate. Eine Addition der Stimmen, die im März 1933 für die Linke abgegeben wurden, ergab im Thüringer Wald durchweg eine rechnerische Mehrheit für KPD und SPD. Diese Wahlarithmetik erwies sich als politisch folgenlos. In Suhl fielen z. B. bei den Reichstagswahlen im November 1932 auf die KPD 28 und die SPD 19 Prozent der Stimmen, d. h. 47 Prozent auf die beiden Arbeiterparteien. 43 Prozent fielen auf die NSDAP (alle Zahlen gerundet). Noch am 5. März 1933 stimmten 25 Prozent der Wähler für die KPD, doppelt so viele wie im

---

9 Siehe Udo Wohlfeld, Peter Franz: gefangen im netz. gesucht 3. Die Konzentrationslager in Thüringen 1933-1937, Weimar 2000, S.7-66.

10 Siehe Werner-Georg Schneider: Einige unter vielen, o.O. 1948, S.23f.; Deutsche Widerstandskämpfer 1933-1945. Biographien und Briefe, Bd.2., S.494f.

11 Siehe Akten Ludwig Pertsch und Paul Iglar, SAPMO, DY 55, V 278, 4, 130 bzw.122

Reichsmittel. Aus vielen Gründen und im Unterschied Aktionen der zwanziger Jahre kam es - abgesehen von örtlich begrenztem Handeln in Gemeinderäten (z. B. in Langwiesien) oder bei Auseinandersetzungen mit lokalen NSDAP-Größen (z. B. in Sonneberg) - nicht zu einer gemeinsamen Abwehr des sich etablierenden faschistischen Regimes.

Dieses ging sofort mit Brachialgewalt vor. SA und SS wurden gemeinsam mit der Polizei, Stahlhelmformationen und mancherorts (z. B. in Rudolstadt) mit Reichswehreinheiten gegen die Linke eingesetzt. In Zella-Mehlis beispielsweise wurden zu Hilfspolizisten ernannte SA- und SS-Leute mit Karabinern ausgerüstet und gegen Demonstranten eingesetzt. In Suhl gingen Stahlhelm und SA aus der Stadt und der Umgebung gemeinsam mit der Polizei vor. Hier hatten 2000 Arbeiter und Arbeiterinnen, Kommunisten, Sozialdemokraten, Angehörige des Reichsbanners, an einer Demonstration auf dem Marktplatz teilgenommen. In Albrechts wurden zahlreiche Haussuchungen und Verhaftungen vorgenommen und 18 Kommunisten verhaftet. Teilstreiks gab es bei den Firmen Sauer & Sohn sowie C. G. Haenel, Aufrufe zu einem Generalstreik wurden aber nicht befolgt.<sup>12</sup>

### *Widerstand von unten*

Die Frauen und Männer im Widerstand schlossen sich, ungeachtet der Tatsache, daß jedwede widerständische politische Tätigkeit unter Strafe gestellt war, an ihren Wohnorten und Arbeitsstätten zu mehr oder weniger losen, nach kurzer Zeit untereinander vernetzten Widerstandsgruppen zusammen. Für die Jahre ab 1933 lassen sich in sehr vielen Städten und Dörfern des Thüringer Waldes Widerstandsgruppen nachweisen. Die ersten Gruppen bestanden in ihren Kernen entweder aus Kommunisten oder aus Sozialdemokraten jeweils eines Dorfes, einer Stadt oder eines Betriebes. Schon bald reichten ihre Wirkungsfelder über das ursprüngliche Gebiet und die anfangs parteipolitisch „reine“ Kerngruppen hinaus. Kommunisten wie Sozialdemokraten mußten, meist auf sich allein gestellt, grundlegend neue Formen der politischen Auseinandersetzung anwenden. Sie mußten erleben, daß Genossen sich nicht am antifaschistischen Kampf beteiligen wollten, aus Angst vor der tödlichen Bedrohung, aus familiären oder beruflichen Gründen. Einige zogen sich zurück, andere machten sogar ihren Frieden mit dem Naziregime. Die Illegalität brachte auch die Erfahrung mit Verrat mit sich. Schwere Verrat begingen - neben anderen - Erich Thieme und Fritz Klett, die Hunderte Namen preisgaben, außerdem Werner Eck (Meiningen), Otto Gering (Schmiedefeld), August Häfner (Fischbach). So meldete das Thüringische Ministerium des Inneren am 18. 1. 1934 an das Reichsministerium des Inneren, durch die erfolgte Festnahme des kommunistischen Kuriers Erich Thieme sei es gelungen, „die illegale Organisation der KPD in Mitteldeutschland aufzudecken. Thieme ist für die illegale KPD in Thüringen und den (preußischen - G. K.) Regierungsbezirk Erfurt tätig gewesen.“ Nunmehr sei „die gesamte illegale Organisation

---

12 Siehe Akte Robert Arnold, SAPMO, DY 55, V 278, 4, 110; Thüringer Staatsarchiv Meiningen (ThSM), V/1/39, Akte Kesselhaus; Erinnerungen von Robert Arnold, Thüringer Volksblatt, 31.1.1933.

der KPD in Thüringen [...] zerstört".<sup>13</sup>

Allerorten waren Widerstandskämpfer mit Denunziationen aus ihrem Wohn- oder Arbeitsumfeld konfrontiert. Fanny Becher (Jg. 1893, Suhl, KPD) wurde im März 1933 als Stadtverordnete gewählt. Sie wurde Häftling im KZ Ravensbrück, Häftlingsnummer 62639. Über die Zeit vor der Verhaftung schrieb sie: „Wir wurden täglich bespitzelt [...] Wir wohnten in einer Fabrik, hier hab' ich mit meinem Mann in aller Öffentlichkeit meinen Standpunkt vertreten, und (wir) haben diskutiert, bis mein Mann und ich eingesperrt wurden. Als ich wieder nach Hause kam und weiter diskutieren wollte, ließ sich kein Arbeiter mehr im Hof erblicken. Ein Arbeiter, der auch unseren Standpunkt vertrat, sagte mir eines Tages, ich solle nicht mehr ‚rauskommen‘, [...] wir würden bespitzelt.“ Ähnliche Erfahrungen machte Theo Gundermann (Jg. 1904, Sonneberg, SPD). Er schrieb in seinen unveröffentlichten Aufzeichnungen: „Wir mußten auch manche Enttäuschungen einstecken. Genossen, die 20 bis 25 Jahre lang in der Arbeiterbewegung tätig [...] und die materiell als gut gestellt zu bezeichnen waren, lehnten es ab, solches Material (illegale Schriften - G. K.) anzunehmen, zu lesen und finanziell Unterstützung zu gewähren.“ Andererseits erlebte er, daß Menschen, „die wir nicht in Berechnung gezogen hatten, [...] unsere Tätigkeit materiell und ideell unterstützten.“<sup>14</sup>

Die ersten Widerstandsorganisationen entstanden aus Verbindungen standhafter Mitstreiter auf Initiative örtlicher oder betrieblicher Funktionäre der jeweiligen Partei. Die Widerstandsorganisationen der Jahre 1933 bis Frühjahr 1945 erwießen Verfolgten sowie deren Familien solidarische Hilfe, gewährten Unterkunft, unterstützten Flüchtlinge, leisteten (im Krieg) Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern Hilfe, stellten illegale Flug- und Druckschriften her und verteilten sie. Sie entwickelten und diskutierten Vorstellungen zur Überwindung des faschistischen Regimes und für ein Deutschland danach. Solche Gruppen bestanden in nahezu allen Städten und Dörfern im Thüringer Wald. Häufig schlossen sie sich zu lose verknüpften Organisationen eines Landstrichs zusammen. Den von Georg Link und Karl Zink geleiteten antifaschistischen Zusammenschlüssen im Raum Ilmenau - Stützerbach sowie Ilmenau - Großbreitenbach - Arnstadt gehörte ein Kern von annähernd 200 Mitstreitern an. Georg Link (Jg. 1886, Manebach), der im Herbst 1923 die Ausbreitung des Hitlerputsches verhindern geholfen hatte, berichtete: „Am 4. 3. 33 kam ich in Schutzhaft nach Ichtershausen. Ende April entlassen, [...] bildete ich mit [...] (Karl) Zink, Recknagel, (Otto) Oehmus eine neue Gruppe in unserem Waldgebiet, die wir nach und nach immer mehr ausdehnten.“ Georg Link berichtet von Widerstandsgruppen u.a. in Großbreitenbach und Langewiesen, Geraberg und Manebach, von Kontakten nach Jena, Gotha, Erfurt und Halle, ins Schwaratal, nach Suhl und Zella-Mehlis. Karl Zink stammte aus dieser Stadt und leistete dort seinen Arbeitsdienst ab, wo er antimilitaristische Agitation betrieb. Die antifaschistische Arbeit in diesem ausgedehnten Gebiet wurde durch Verrat 1939

---

13 Illegale Tätigkeit der KPD, 18.1.1934, ThSM, V/1/23, Bl.40f.

14 Akten Fanny Becher und Theo Gundermann, SAPMO, DY 55, V 278, 4, 111 bzw. -117.

unterbrochen, Karl Zink zum Tode verurteilt. Georg Link erhielt eine lebenslängliche Zuchthausstrafe, als Häftling des KZ Buchenwald erkämpfte er sich mit anderen Häftlingen im April 1945 die Freiheit wieder.<sup>15</sup>

Eine deutlich kleinere, sozialdemokratische Gruppe von ca. 20 - 25 Mann wirkte im Raum Steinbach-Hallenberg. Richard Menz (Jg. 1879, Schlosser, SPD) hielt fest: „Wir bildeten keine benannte Gruppe. Die Genossen des Steinbacher Grundes standen zusammen in Verbindung, darunter waren auch welche, die der SA angehörten, die in derselben zersetzend wirken mußten. Unsere Verbindung zog sich über den Kreis Schmalkalden [...], wirkte unter der Bevölkerung und unter den Urlaubern.“<sup>16</sup>

Auf die Illegalität waren die Frauen und Männer des Widerstands anfangs nicht oder nur unvollkommen vorbereitet, doch viele der zwischen 1933 und 1939 Verhafteten, reiheten sich, wenn sie wieder freikamen, erneut in den Widerstand ein, obgleich ihnen unter Kriegsbedingungen deutlich schärfere Strafen drohten. Frühere Mitglieder anderer Parteien, der SAP und der KPD(O), der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ), des Kommunistischen Jugendverbands (KJVD), der sozialdemokratischen „Falken“, auch der Gewerkschaften, der Arbeitersportvereine und bislang parteipolitisch ungebundene Frauen und Männer fanden zu den Gruppen. Der Widerstand im Thüringer Wald formierte sich ab 1933 auf einem nach Zahl und Engagement der Mitstreiter relativ hohen Niveau. Bis Ende der 30er Jahre nahm das im Ergebnis von Terror und sozialer Demagogie (auch der „Blumenkriege“ 1938/39) wieder ab. In den ersten acht Prozessen vor dem Oberlandesgericht (OLG) Jena in den Jahren 1933/34 wurden allein aus dem Raum Suhl 31 Antifaschisten zu insgesamt 49 Jahren Freiheitsstrafe - ohne Anrechnung der sogenannten Schutzhaft verurteilt. Bis 1934 waren 87 illegal wirkende Funktionäre der ursprünglichen Unterbezirke der KPD verhaftet. Am 29. Juni 1935 berichtete der Generalstaatsanwalt Thüringens dem Reichsminister der Justiz, daß es in den ihm unterstellten Thüringer Vollzugsanstalten 785 politische Häftlinge gab.<sup>17</sup>

In Schleusingen wirkte von Januar bis Juli 1933 eine Gruppe um den Glasmacher und kommunistischen Stadtverordneten Paul Hoyer, bis sie von Polizei und SS-Standarte zerschlagen wurde. Ihr gehörten auch der Systemmacher August Weiß aus Suhl und der Glasmacher Erwin Leipold aus Schönau an. Gegen 18 Mitstreiter erhob der Generalstaatsanwalt beim OLG Jena bereits am 16. Dezember 1933 Anklage. Die Angeklagten „standen durch Kuriere mit der oberen Leitung der in Verbindung“, so mit dem Instrukteur der Landesleitung Thüringen, Ferdinand Jung (1905-1973). Sie verteilten Flugblätter und Zeitungen, in denen zum Widerstand aufgerufen wurde. Alle Angeklagten wurden zu Freiheitsstrafen verurteilt, der Glasmacher Gottlieb Lösch kam 1938 in das KZ Sachsenhausen. Einige Sozialdemokraten aus Schleusingen wurden im Oktober 1933 ebenfalls von SS und

15 Siehe Akte Georg Link, Widerstandsgruppe Zink Link, SAPMO, DY 55, V 278, 4, 127.

16 Akte Richard Menz, SAPMO, DY 55, V 278, 4, 128.

17 Nach Angaben des Thüringer Verbandes der Verfolgten des Naziregimes/Bund der Antifaschisten e.V. vom 27.1.2003. Illegalität der KPD, 18.1.1934, ThSM, V/1/23, Bl.42.

Polizei inhaftiert, Emil Hartleb dabei schwer mißhandelt.<sup>18</sup> In Großbreitenbach führte Rudolf Hermann (Jg. 1899) eine kommunistische Widerstandsgruppe aus zumeist Glasmachern. Ihre Verbindungen reichten über den Ort hinaus. 36 von ihnen wurde Ende Februar/Anfang März 1934 der Prozeß gemacht, alle erhielten mehrjährige Freiheitsstrafen. In der Voruntersuchung waren sie schwer mißhandelt worden, Friedrich Gärtner wurde später ermordet.<sup>19</sup> Im Raum Niederschmalkalden verteilte eine von Karl Erb geleitete Gruppe, der die Kommunisten Ferdinand Bauer, Willi Reißig, Theodor und Hermann Zapf sowie Edmund Kessel angehörten, Flugblätter und übte solidarische Hilfe. Denunziert durch ein NSDAP-Mitglied wurden Bauer und Reißig im September 1933 vor das OLG Jena gestellt.<sup>20</sup>

Der Zimmermann Walter Brandt (Jg. 1902) berichtete über die Widerstandsgruppe Viernau, der ursprünglich 13 Antifaschisten angehörten, in seinen Erinnerungen: „Tätigkeit der Gruppe: Solidaritätsmaßnahmen für die illegal Lebenden, Geldsammlungen, illegales Material, u.a. das Braunbuch, verteilt[...], Ankleben von Plakaten und sonstigen Flugschriften. In der Nacht zum 1. Mai 1933 wurde eine rote Fahne mit Hammer und Sichel so gehißt, daß diese über ganz Viernau leuchtete.“<sup>21</sup>

Eine zentrale Steuerung des Widerstands ist nur in seltenen Ausnahmefällen und punktuell, für extrem kurze Zeiten nachweisbar. Auslandsleitungen konnten nur unterstützend wirken, so durch die Bereitstellung von Druckschriften oder Rundfunksendungen. Die Hauptverantwortung für Inhalte, Formen und Methoden des Widerstands lag bei denen, die im Lande wirkten, von Seiten der SPD neben anderen Paul Hildebrandt (Meiningen), Guido Heym und Richard Lohfink (beide Suhl), Theo Gundermann (Sonneberg), Wilhelm Hemming (Walldorf). Für den kommunistischen Widerstand waren es neben anderen Adolf Anschütz und Fritz Köhler (beide Suhl), Else und Hans Raßmann sowie Fritz Wolf (Zella-Mehlis), Herbert Ritzmann (Meiningen), Karl Zink und Georg Link (Ilmenau), Heinrich Bauersachs (Neuhaus-Schierschnitz), Fritz Sattler (Suhl) und Lydia Orban (Goldlauter-Heidersbach) sowie Walter Molle (Suhl).

KPD-Funktionäre versuchten, die Widerstandsgruppen politisch zu lenken. Walter Molle (Jg. 1909, er war ab 1934 in Buchenwald, Maidanek, Auschwitz und Flossenbürg gefangen, bis er sich 1945 auf einem Transport nach Dachau befreien konnte) wurde ab Herbst 1933 als Instrukteur der Bezirksleitung eingesetzt. (Deren Führung lag zu diesem Zeitpunkt in den Händen von Hermann Danz). Außer ihm wirkten als Instrukteure Ernst Frommhold, Martha Gäbler, Ferdinand Jung, Lydia Orban, Otto Trillitsch sowie der später zum Denunzianten und Gestapohelfer mutierte Erich Thieme. Als Instrukteur legte Molle „viele Strecken zu Fuß zurück, besonders in den Thüringer Waldgebieten. Für die Städte Suhl und Zella-Mehlis

---

18 Siehe Hell aus dem dunklen Vergangenen leuchtet die Zukunft hervor. Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung der Stadt Schleusingen, Schleusingen 1969, S.82ff.

19 Siehe Akte Hugo Acker, SAPMO, DY 55, V 278, 4, 110.

20 Siehe Akte Ferdinand Bauer, SAPMO, DY 55, V 278, 4, 111.

21 Akte Walter Brandt, SAPMO, DY 55, V 278, 4, 124.

bekam ich Anfang 1934 den besonderen Auftrag, in den Großbetrieben Mercedes (Feinmechanik -G. K.), Carl Walther und Simson (beide Rüstungsunternehmen - G. K.) Betriebszellen der Partei aufzubauen [...] Ich hatte hauptsächlich Erfolg in den Simson-Werken.<sup>22</sup> Robert Arnold (Jg. 1897, KPD), Heizer im Kesselhaus des Simsonwerks (hier waren alle Arbeiter gewerkschaftlich organisiert und bis auf zwei, die der SPD angehörten, Mitglieder der KPD), notierte: „Willi Zimmermann hielt als Kurier unserer Widerstandsgruppe ‚Kesselhaus‘ [...] Verbindungen nach Zella-Mehlis, Erfurt und Jena, wo er Weisungen, Parteimaterialien und Flugblätter mit nach Suhl brachte, welche dann im Betrieb und in den Gemeinden Goldlauter-Heidersbach, Suhl II, Albrechts und Dietzhausen illegal verteilt bzw. vertrieben wurden. [...] Er brachte] illegale Parteiliteratur, Bücher, Broschüren, Flugblätter usw. [...] in den Betrieb.“<sup>23</sup> Hans Raßmann (Jg. 1906) war Schlosser und Büchsenmacher von Beruf, wie seine Frau Else Mitglied der KPD. Beide waren aktive Arbeitersportler. Sie gehörten zu den ersten Häftlingen des KZ Bad Sulza. Hier erfuhr Hans Raßmann, schwer mißhandelt, Hilfe seiner Mitgefangenen. Anschließend waren die Eheleute getrennt in den Haftanstalten Ichtershausen bzw. Gräfontonna, Hans Raßmann letztendlich im KZ Buchenwald. Zu der Widerstandsgruppe um Raßmann, die Kontakt zu Magnus Poser und dessen Lebensgefährtin Lydia Orban hielt, gehörten annähernd 25 Mitstreiter, darunter Fritz Wolf, Peter Kappi, Richard Anacker, Johannes Lotz.<sup>24</sup>

Bereits sehr früh bildete die Gruppe „Junge Marxisten“, die 1933 - 1935 operierte, ihr besonderes Profil aus. Ihr gehörten ca. 80 Mitstreiter an. Theo Gundermann (Jg. 1904, Lagerist, SPD), der die Gruppe bis 1935 leitete und im Mai 1935 gemeinsam mit sechs Mitangeklagten, darunter Berta Götz und Minna Ross, vom OLG Jena verurteilt wurde, (ihm folgten als Leiter Hermann Tenner, Oberlind, und später Rudi Suffa, Heinersdorf) schrieb: „Wir bezeichneten uns als junge Marxisten. Die illegale Organisation war [...] fast im ganzen Kreisgebiet (Sonneberg - G.K.) durchgebildet, wirkte nach Bayern und nach Ostthüringen, hatte Verbindung nach Weimar, Gera, dem benachbarten Coburg und nach Prag, wo sie Kontakte zu Auslandsleitungen und Vertriebsstellen von KPD, SPD und SAP knüpfte.“ Die „Jungen Marxisten“ verteilten und diskutierten regelmäßig illegale Schriften und brachten Losungen gegen den Faschismus an. In Sonneberg hißten auch sie im Zeichen demonstrativen Widerstands im März und im April 1933 weithin sichtbare rote Fahnen. Die Zusammensetzung dieser Gruppe und ihre Verbindungen unterschieden sich von anderen deutlich. Ihr gehörten ehemalige Mitglieder der SAJ, junge Funktionäre der KPD und der KPO, der SPD, des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (ISK), der Gewerkschaften und der Freidenker an. Verbindungen bestanden u.a. zur Gruppe „Neu Beginnen“ (Jakob Greidinger, Gera) und zu Max Seydewitz (SAP, Emigrationsleitung in Prag). Ein wesentlicher Schwerpunkt ihrer illegalen Arbeit war die marxistische Weiterbildung und

22 Akte Walter Moller: „Meine Erlebnisse...“, SAPMO, DY 55, V 278,4, 128a.

23 Robert Arnold, Akte Kesselhaus, ThSM, V/1/39.

24 Siehe Akte Else und Hans Raßmann, SAPMO, DY 55, V 278, 4, 231; Friedrich Rauer: Zweierlei Widerstand, in: Freies Wort, 8.5.1995, S.12f.

Bewertung politischer Ereignisse. Ab 1937 „machte Genosse Tenner, der von Prag herüberkam, die verantwortlichen Genossen mit der Taktik des Trojanischen Pferdes vertraut. Mit dieser Taktik gelang es jetzt, auch in die Betriebe vorzustoßen. Die Genossen tarnten sich als Mitglieder der NS-Organisationen und entfalteten dort eine rege Tätigkeit. Sie zeigten durch praktische Beispiele die sozialen Widersprüche des Faschismus auf. [...] Besonders gut bewährte sich diese Methode in der Glasfabrik Tettau, in der der Genosse Gustav Barnikol-Schlamm die Verbindung aufrecht erhielt.“ Die „Jungen Marxisten“ ließen sich von Verhaftungen „nicht irre machen“ und wirkten, nachdem die letzten von ihnen 1943 eingezogen worden waren, auch in ihren Militäreinheiten als Antifaschisten.<sup>25</sup>

*„Sie starben für uns und Deutschlands Zukunft“*

Mit Kriegsbeginn wuchs die Widerstandsbewegung langsam aber stetig an. Unter den deutlich schwierigeren Bedingungen des Krieges mußten neue Wirkungsfelder und neue Kampfmethoden gefunden werden. Mehr denn je war höchste Vorsicht geboten. Versuchen der Auslandsleitung der KPD, direkten Kontakt zum Thüringer Widerstand herzustellen, z.B. durch die Entsendung des speziell vorbereiteten Erwin Panndorf (1904-1942, KPD) aus sowjetischer Emigration, war kein Erfolg beschieden. Nach seinem Fallschirmabsprung wurde Panndorf aufgegriffen und im KZ Sachsenhausen ermordet. Wie wenig die Komintern und die Auslandsleitung der KPD über die tatsächliche Situation im Land wußten, wird aus den Mutmaßungen über den vormaligen Komintern-Mitarbeiter Nikolaus Pfaff deutlich, der dem Widerstand in seiner Heimatstadt Zella-Mehlis angehörte. In einer mit „Below“ und „Försterling“ gezeichneten geheimen Aktennotiz vom 7. September 1940 heißt es über Pfaff: „Er lebt aller Wahrscheinlichkeit nach in Deutschland und hat seit vielen Jahren nichts mehr mit der KPD gemein.“<sup>26</sup>

Dagegen bestand auch unter den Bedingungen der Illegalität eine stabile Verbindungen zwischen Sally Lehmann (Sonneberg, der - doppelt bedroht als Kommunist und Jude - 1938 nach Belgien emigrierte) und seinen Sonneberger Genossen.<sup>27</sup> Die Auslandsleitung der SPD versuchte erst gar nicht, Kontakte aus der Emigration nach Thüringen herzustellen, was bei den im Land wirkenden SPD-Funktionären auf Unverständnis und scharfe Kritik stieß. Es führte später auch dazu daß Planungen für ein Nachkriegsdeutschland allein mit Kräften, die sich im Widerstand im Land bewährt hatten, angestellt wurden.

1941/42 gab es im Thüringer Wald keine Stadt und nur wenige Dörfer, in denen sich nicht Widerstandskämpfer zusammengefunden hätten oder wenigstens Verbindung zu aktiven Gruppen hielten, wie z. B. Hugo Endter im abgelegenen Grub oder der Maurerpolier Albert König (Jg. 1885) in Rohr, beide mit stabilen Kontakten zu Guido Heym. Stärker als zuvor spielte nun gegenseitiges Vertrauen

---

25 Siehe Akte Theo Gundermann „Illegale Tätigkeit“, SAPMO, DY 55, V 278, 4, 117.

26 Akte Nikolaus Pfaff, Staatsarchiv Rußlands für soziale und politische Geschichte (RGASPI) Moskau, fond 495, opis 205, delo 9199, list1.

27 Siehe Akte Sally Lehmann, SAPMO, DY 55, V 278, 4, 127.

über die ursprünglichen Parteigrenzen hinaus eine Rolle im Widerstand, wenngleich in der Regel gegenseitige Vorbehalte und Eigenpositionen fortwirkten.

Eines der Industriearbeiterdörfer war Dietzhausen. Im November 1937 war der Tischler Bernhard Kleffel (Jg. 1878, SPD) wegen seiner antifaschistischen Überzeugungsarbeit im Rüstungsbetrieb Simson<sup>28</sup> denunziert und abgeurteilt worden. Die Nazigegner ließen sich jedoch nicht entmutigen. Im Spätherbst 1941 verhaftete man erneut eine Gruppe von Frauen und Männern im Dorf. In heimlichen Zusammenkünften hatte sie sich über die Lage an den Fronten und im Land ausgetauscht, über die politischen und militärischen Nachrichten in den Schichtarbeiterzügen oder am Arbeitsplatz in den Frühstückspausen mit den Kollegen gesprochen. Neun von ihnen verurteilte das Sondergericht beim OLG Jena im April 1942. Der Zimmermann August Löhnert (KPD) war bereits in der Nacht des 8. Dezember 1941 in der Haftanstalt auf der Senfte in Suhl in den Tod getrieben worden, der Handwerker Wilhelm Ritzmann vor Prozessöffnung verstorben. Bis auf einen Freispruch wurden alle neun Angeklagten zu – teils hohen – Freiheitsstrafen verurteilt. Die angeklagten Männer, alle Facharbeiter bei Simson mit ausgezeichnetem beruflichen Leumund, hatten vor dem Sondergericht die ihnen abgepreßten Aussagen zurückgezogen. Die Haftbedingungen waren schwer. Hermann Schmidt, bis 1933 Politischer Leiter der KPD-Ortsgruppe in Dietzhausen und seit 1928 Mitherausgeber der KPD-Zeitung „Arbeiterwille“ im Kreis Suhl, lag vor und nach der Verurteilung monatelang gefesselt. Zeitweise mußte er „wie ein Hund“ aus dem Blechnapf essen. Das Urteil begründete die schweren Freiheitsstrafen u.a. mit der Notwendigkeit „der Abschreckung anderer vor ähnlichen Straftaten“.

Wilhelm Hartung (Jg. 1902, Kopierer), einer der Verurteilten, hatte Sympathien sowohl für die KPD als auch für die SPD, war jedoch in keiner der beiden Parteien Mitglied gewesen. Oskar Kleffel (Jg. 1896, Zimmermann), Robert Weiß (Jg. 1901, Feiler), Hermann Schmidt (Jg. 1900, Schlosser) sowie August Löhnert waren Mitglieder der KPD. Minna Kemmeries (Jg. 1889) stand ihr nahe und war mit ihrem Mann und ihrem Bruder in der UdSSR gewesen, um dort am Aufbau der Industrie mitzuhelfen. Flora Beier (Jg. 1898) hatte in einer Großdruckerei gearbeitet, sie war ohne Parteibindung. Gemeinsam war ihnen allen eine antifaschistische Grundhaltung. Auch nach den Verurteilungen beteiligten sich Arbeiter aus Dietzhausen am politischen Widerstand im Dorf, bei der Freiwilligen Feuerwehr, in den Betrieben Simson und Haenel und beim Militär (z.B. im Afrika-Korps). Erneut kam es zu Verhaftungen und Zwangsrekrutierungen (selbst aus der Haftanstalt Ichttershausen und der Jugendstrafanstalt Eisfeld heraus) zur Wehrmacht.<sup>29</sup> „Angesichts der forcierten Aufrüstung durch die Nazis hielten wir es für unsere Pflicht“, erinnert sich Robert Arnold, „die Menschen auf die drohende Kriegsgefahr

---

28 Bei Simson Suhl arbeiteten annähernd 6500 Männer und Frauen, ab 1943/44 nahezu die Hälfte von ihnen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter; 1943 existierte ein Außenlager des KZ Buchenwald unmittelbar neben dem Werksgelände.

29 Siehe Mitteilung von Bernhard Kleffel vom 6. 3.1949 an den VVN Ermittlungsdienst Berlin, Urteil des Sondergerichts Weimar 42/42 sowie mündliche Mitteilungen von Wilhelm und Resi Hartung, Walter Kleffel, Hermann Schmidt und Richard Löhnert, Archiv des Verfassers; Kaiser, Enkel, S.176-183.

aufmerksam zu machen, zumal das Simson-Werk Tag und Nacht Waffen und Kriegsgerät aller Art produzierte. Durch Flugblätter, anschreiben von Losungen in den Fluren, Treppenaufgängen und Abortanlagen machten wir [...] auf die gefährliche Situation aufmerksam. [...] Faschistische Versammlungen, die vom Nazi-Gauleiter Sauckel einberufen wurden, [wurden] von einem großen Teil der Belegschaft boykottiert.“<sup>30</sup>

Die Widerstandsorganisationen nutzten vielerorts traditionelle Formen der Freizeitgestaltung der Arbeiterschaft im Thüringer Wald. Der Sozialdemokrat Wilhelm Hemming (1888-1968) notierte 1950 zurtückschauend, 30 bis 35 Personen, Antifaschisten von Walldorf und Meiningen, hätten als Wandergruppe getarnt ständig geheime Zusammenkünfte abgehalten und sich „zu alljährlichen Reisen, um sich im größeren Rahmen ungestört aussprechen zu können, zusammengefunden“.<sup>31</sup>

Die Dombergwanderer (benannt nach dem Suhler Hausberg) trafen sich regelmäßig zu Wanderungen und zum Dombergstammtisch. Während dieser Zusammenkünfte debattierten sie politische Tages- und Zukunftsfragen, besprachen Formen und Inhalte künftiger Aktionen. Führender Kopf der zumeist sozialdemokratischen Dombergwanderer war Guido Heym. In der Regenberggemeinde, benannt nach dem zwischen Zella-Mehlis und Albrechts gelegenen Wanderziel, trafen sich vor allem Kommunisten aus den beiden Ortschaften sowie aus Goldlauter, Heinrichs und Schwarza. Die erste illegale Maifeier für Heinrichs fand unweit des Ausflugsziels Steinsburg statt. Die kommunistische Widerstandsgruppe um Georg Schubart (Neuhaus-Schierschnitz) traf sich bis zur Verhaftung von elf ihrer Mitglieder, getarnt als Naturfreunde, in den heimatlichen Wäldern, um zu diskutieren und Geldsammlungen zur Unterstützung der Inhaftierten vorzubereiten und durchzuführen.<sup>32</sup> Weitere Begegnungsstätten waren beliebte Berghütten und Ausflugsziele, z.B. am Geisenhimmel und das Linsenhofer Wirtshaus, ausgewählte Gaststätten, wie das Gasthaus „Zur schönen Aussicht“ in Heinrichs, wo solange Skat gespielt wurde, bis nur noch Eingeweihte anwesend waren, die sodann debattieren konnten. Antifaschisten trafen sich in Gartenhäusern, z.B. dem der Familie Heym, und in Kleingartenanlagen wie der Vereinsgaststätte der Suhler Friedberg-Siedlung. Sie kamen an gemeinsam angeschafften und betriebenen Brutanlagen in der Siedlung zusammen oder sie nutzten den Erfahrungsaustausch als Imker bei Ehrhard Schübel in Heinrichs oder Karl Pfeffer in Dietzhausen. Sie trafen sich bei Sportveranstaltungen, zu Pfingstausaflügen, in den Feuerwehren usw.

Am unauffälligsten waren die täglichen Begegnungen an den Arbeitsstätten, da sie beruflich legitimiert waren. Gruppen bestanden in den Rüstungsbetrieben Simson, Haenel, Keilpart, Krieghoff, Rempt und Sauer (sämtlich in Suhl), bei Mercedes und Walther in Zella-Mehlis, Diehl in Ruhla, auf Schächten im Bad Salzunger Kalirevier, im RAW Meiningen und in einer Reihe kleiner und mittlerer Betriebe des

---

30 Robert Arnold, Akte Kesselhaus, ThSM, V/1/39.

31 Wilhelm Hemming: Ein Brief an Hitler, hrsg. von Elise-Marie Hemming, Dettelbach 2001; Akte Wilhelm Hemming, SAPMO; DY 55, V 278, 4, 119.

32 Siehe Akte Heinrich Bauersachs, SAPMO, DY 55, V 278, 4, 111.

Landstrichs. Sie konzentrierten ihr Wirken auf politische Aufklärung, solidarische Hilfe, z. T. auch auf Rüstungs sabotage, wie beispielsweise bei Haenel und Simson. Die Anklageschriften des Volksgerichtshofes in den ersten der langen Kette Suhler Hochverratsprozesse (so gegen den Werkzeugschlosser und Mechaniker Guido Heym und den Maurerpolier Robert Gladitz, gegen Emil und Minna Recknagel und Karl Stade, gegen Rudolf Gerngroß) hoben immer wieder gleichlautend hervor, die wirtschaftlichen Verhältnisse in Suhl hätten in der Zeit von 1918 bis 1933 „einen überaus günstigen Boden für [...] den Marxismus“ gebildet, so daß der Bezirk „eine Hochburg des Marxismus war. Viele ehemalige Sozialdemokraten und Kommunisten [...] hielten [...] an ihrer früheren Einstellung fest und betätigten sich weiterhin im Geheimen[...] Sie schlossen sich zu Gruppen zusammen, die in regelmäßigen Zusammenkünften die politischen Tagesereignisse und die Kriegslage in marxistisch-kommunistischem Sinne erörterten und [...] in staatsabträglichem Sinne besprachen.“<sup>33</sup> Im Todesurteil gegen Minna und Emil Recknagel sowie Karl Stade heißt es, daß sie „mit dem Sturz des Nationalsozialismus rechneten“ und „unter propagandamäßiger Ausnutzung der [...] Lohnkürzung [...] ihre politische Werbetätigkeit [...] verstärkten. Die Folge war, daß in vielen Betrieben sich Gruppen bildeten, in denen kommunistische Mundpropaganda betrieben wurde.“<sup>34</sup>

### *Massenverhaftungen*

Die erste der beiden großen Verhaftungsaktionen des Reichs-Sicherheits-Hauptamtes (RSHA) gegen die „Suhler Hochverräter“ begann am 3. September 1943 in Betrieben und Wohnungen. Beamte der Stapoleitstelle Weimar und ihrer Außenstellen verhafteten zur Abschreckung demonstrativ am Arbeitsplatz. Die Arbeiter wurden entweder in eine Meisterbude oder ein Direktionszimmer gerufen und dort mit vorgehaltener Pistole in Haft genommen. Auch der Abtransport aus den Betrieben erfolgte demonstrativ vom Fabrikhof aus, auf Lastwagen und unter SS-Bewachung. Ergriffen wurden insgesamt 47 Frauen und Männer. Durch weitere Verhaftungen an den Folgetagen fielen mehr als 50 Antifaschisten der Gestapo in die Hände. In den Betrieben wurden die Spinde der Verhafteten aufgebrochen, Haussuchungen vorgenommen. Marie Schübel, Ehefrau Ehrhard Schübels, brachte ihrem Mann, der 1932 bis 1935 an Tuberkulose erkrankt gewesen war, an jenem 3. September das Mittagessen in den Betrieb. Sie wurde „kurz vor dem Betrieb von einigen Männern in Zivil angehalten [...] und] ohne jede Erklärung in ein Auto gezerrt, welches vor unserer Wohnung hielt. Die ‚Geheimen‘ durchwühlten unsere Wohnung so, daß kein Stück mehr auf dem anderen lag oder stand. [...] Nach sechs Wochen erhielt ich einen Brief von meinem Mann. Darin stand ein Satz, den ich jederzeit im Schlafe sagen kann [...] Mein Mann schrieb: ‚Wir leben in einer sehr schweren Zeit, nur der kann auf die Dauer bestehen, [...] der seinen Geist darauf [...]

33 Siehe z.B. die Todesurteile des Volksgerichtshofes gegen Suhler Antifaschisten unter den Aktenzeichen 2 H/ 207/ 44; 2 H/ 203/44 und 2 H/ 208/44; Gerhard Kaiser: Die Heyms. Ernst, Guido und Karl. Drei Generationen einer Suhler Arbeiterfamilie, Berlin 2000; Suhler Zeitzeugnisse 1933 - 1945, Teil I und Teil II, Suhl 1997, (Als Ms. vervielfältigt), hier Teil I, S.65f.

34 Suhler Zeitzeugnisse, Teil I, S.65.

einstellt' »<sup>35</sup>

Das RSHA hob hervor, daß „eine verhältnismäßig hohe Zahl von Waffen“ beschlagnahmt worden sei, bei Emil Recknagel z. B. drei Maschinengewehre und Munition. Ehrhard Schübel und Ernst König hatten Waffen in einem Versteck gelagert, das die Gestapo selbst mit beträchtlichem Aufwand nicht ‚auszuheben‘ vermochte, auch Bernhard Kleffels 9-mm Pistole und 50 Schuß Munition blieben bis lange nach Kriegsende unentdeckt.

Im Laufe des 3. September wurden alle Verhafteten oberhalb Suhls in der zwischen Döllberg und Friedberg gelegenen Gendarmerieschule (verhaftete Frauen kamen zumeist nach Gotha oder Meiningen) konzentriert. Bereits auf dem Weg dorthin begannen die Mißhandlungen.<sup>36</sup> Die Isolierung wurde in Ichtershausen durch systematische Mißhandlungen und Hungerrationen verschärft. Emil Eckstein ist am 1. November 1944 verhungert, Albert Weiß, er wog im April 1945 noch 44 Kilogramm, war - wie andere auch - am Rande des Hungertodes. Bereits beim ersten Verhör wurden Paul und Robert Weiß, beide aus Goldlauter, die Zähne ausgeschlagen.<sup>37</sup> Den Verhafteten wurde mit genagelten Stiefeln auf die bloßen Füße getreten, sie mußten Kniebeugen bis zur völligen physischen Erschöpfung machen, dabei auch den sogenannten „Leninkoffer“ (einen Koffer mit marxistischer Literatur) stemmen, sie wurden mit durchgeladenen Pistolen bedroht, lagen wochenlang Tag und Nacht gefesselt. Unbekleidet, die Wäsche mußte auf einem Hocker vor der Zelle abgelegt werden, froren sie den langen Winter über. Dazu wurden sie verhöhnt. Als Guido Heym, besonders scharf gefesselt, leise klagte, brüllte ein Bewacher: „Du Suhler Sau, wenn du nicht aufhörst zu wimmern, hat deine letzte Stunde geschlagen.“<sup>38</sup> Der Umgang mit den Häftlingen war bis auf wenige Ausnahmen (z. B. Wachtmeister Krause im Gefängnis Rudolstadt, wo Ehrhard Schübel zeitweise lag) durchweg rüde und menschenverachtend.

Nicht ganz ein Jahr nach der ersten Verhaftungsaktion im September 1943 führte die Stapoleitstelle Weimar am 8. Juni 1944 und den folgenden Tagen einen zweiten Schlag gegen Antifaschisten im Raum Suhl. Diesmal wurden annähernd 150 Frauen und Männer verhaftet, allein im Arbeiterdorf Goldlauter-Heidersbach ergriff ein SS- und Gestapokommando 20 Antifaschisten, in Albrechts waren es 13 Antifaschisten. Wiederum reichte die Verhaftungswelle weit über Suhl hinaus, bis ins unterfränkische Mellrichstadt und nach Schweinfurt; nach Ilmenau und in das Ilmtal, nach Arnstadt, Gotha, Erfurt und Berlin. In Ichtershausen inhaftiert wurden auch die Antifaschisten Hans Sailer (Erfurt), Wilhelm Skubich (Berlin) und dessen Ehefrau Gertrud (Schmiedefeld/Frauenwald) sowie Gustav Brack (Gotha/Berlin). Hans Sailer wurde von Angehörigen des Sonderkommandos des RSHA, das eigens zur Vorbereitung der Hochverratsprozesse von Berlin nach Ichtershausen

---

35 Suhler Zeitzeugnisse, Teil 1, S.105f.

36 Siehe Schneider, Einige unter vielen, S.20.

37 Siehe Suhl. Stadt und Land im Thüringer Wald, Suhl 1954, S.280.

38 Zitiert bei Schneider, Einige unter vielen, S.21.

abkommandiert worden war, erschlagen.<sup>39</sup> Die Verhaftungsprozeduren und nachfolgenden Haftbedingungen glichen denen von September 1943.

1944 wurden deutlich mehr Antifaschisten in das KZ Buchenwald und weitere Konzentrationslager verbracht als nach der ersten Aktion im Vorjahr. Der Laufrichter Walter Hildebrandt (Jg. 1904, KPD), Kampfgefährte von Max Gerngroß im Widerstand bei Haenel, 1933 bereits politischer Häftling in Suhl und Ichttershausen, wurde im Zuge der zweiten großen Verhaftungsaktion vom Juni 1944 erneut verhaftet und bis zu seiner Befreiung Ende April 1945 im KZ Börgermoor eingekerkert. Jedoch auch dort betätigte er sich illegal.<sup>40</sup> In das KZ Buchenwald eingeliefert wurden u.a. Richard Anacker (Jg. 1883, Schlosser, Zella-Mehlis, KPD), der dort in einem Arbeitskommando für BMW Zwangsarbeit leisten mußte. Nach Buchenwald kamen im Zuge dieser Aktion Edmund Backert (Holzarbeiter), Edmund Forkel (Bleiarbeiter) und Willi Geyer, Darius Suffa-Petri (alle aus Sonneberg, von wo insgesamt 14 Antifaschisten ab Sommer 1944 nach Buchenwald eingeliefert wurden). In dieses KZ kamen aus dem Thüringer Wald auch Alfred Bochert (KPD, Schmiedefeld), Philipp Eichhorn (SPD, Holzarbeiter, Steinach), Arno Voigt (KPD, Langewiesen) und viele andere.<sup>41</sup>

Im KZ Buchenwald und in Gestapohaft in Ichttershausen organisierten sich Häftlinge ungeachtet schwierigster Bedingungen. Franz Günther (Jg. 1904, KPD, Werkzeugmacher) war wegen seiner Mitwirkung bei der Herstellung und Verteilung von Flugblättern sowohl im Simson-Werk als auch im Ort Heinrichs 1933 und nochmals 1934 verhaftet gewesen. Seine illegale Arbeit setzte er (obwohl man ihm bei der Einlieferung mit Stiefeln auf die Hände trampelte, so daß Fingernägel zerquetscht wurden) gemeinsam mit Nikolaus Pfaff, Richard Haumann, Albert Siebelist u.a. in der Haft fort. Die Häftlinge verschafften sich Nachrichten über die Kriegslage, unterstützten geschundene Kameraden durch Zuspruch und Zuwendungen.

Sowohl die erste als auch die zweite umfassende Verhaftungsaktion war, wie das Amt IV des RSHA am 23. Juni 1944 feststellte, „nach guter nachrichtendienstlicher Vorbereitung“ durchgeführt worden. Eine dritte, für Anfang 1945 vorgesehene Verhaftungsaktion konnte nicht mehr durchgeführt werden. Bereits vorbereitete Hochverratsprozesse verzögerten sich oder konnten nicht mehr stattfinden, weil durch Luftangriffe Unterlagen vernichtet worden waren. Letztendlich vernichtete die Gestapo in Ichttershausen in den Öfen der Anstaltsküche einen Großteil ihrer Unterlagen, bevor sie sich „absetzte“. Dennoch sind Spitzel bekannt. Fritz Klett (Suhl) - er hatte vor 1933 einen Ruf u.a. in der Erwerbslosenbewegung in Suhl - stand nicht nur als Spitzel sondern auch als agent provocateur in Gestapodiensten. Er animierte z.B. dazu, sich Waffen zu beschaffen, und verriet die Betreffenden umgehend. Für seine Dienste erhielt Klett einen monatlichen Gestaposold von 290

---

39 Siehe Akte Martha Sailer, SAPMO, DY 55, V 278, 5, 40, Bd. 2. S/4/ 133; Akten Martha Sailer und Gertrud Lohmeier, SAPMO, DY 55, V 278, 4, 1 33 bzw. -127.

40 Siehe Akte Walter Hildebrandt, SAPMO, DY 55, V 278, 4, 120.

41 Siehe Lagerkartei, SAPMO, DY 55, V 278, 5, 38, Bd. 1, VVN Thüringen; Akte Paul Iglar, SAPMO, DY 55, V 278, 4, 122.

Reichsmark. Zur Tarnung verhaftete man auch ihn im Juni 1944, für kurze Zeit auch Frau und Tochter (beide wußten nichts von seinem Verrat). Klett hatte seit 1933 an zahlreichen wichtigen Begegnungen von Antifaschisten des Suhler Raums teilgenommen. In Ichtershausen diente er als Belastungszeuge bei Gegenüberstellungen. Bei bestimmten Vernehmungen versteckte ihn der jeweils vernehmende Gestapo-Beamte entweder in einem Schrank oder im Nebenzimmer, damit Klett auf Widersprüche in Aussagen aufmerksam mache. In einigen der „Suhler Hochverratsprozesse“ des Volksgerichtshofs trat er als Belastungszeuge auf. Nachdem die Rolle Kletts von den in Ichtershausen Inhaftierten durchschaut worden war und diese ihn isoliert hatten, ermöglichte ihm die Gestapo eine fingierte Flucht. Seine Spitzeltätigkeit setzte er als „Illegaler“ in Thüringen fort. Er hat Hunderte Antifaschisten auf dem Gewissen. Bis Sommer 1945 hielt er sich in den Wäldern in der Umgebung Suhls versteckt. Schließlich gestellt, sagte er aus.<sup>42</sup> Durch solche Spitzeldienste in Verbindung mit den schweren Haftbedingungen, andauernden psychischen und physischen Zwang, gelang es der Gestapo eine Reihe von Antifaschisten auf das Schafott zu bringen, sie zu ermorden oder in den Tod zu treiben. Brechen konnte sie den Widerstandswillen nicht. Emil Eckstein mahnte, bevor er in Ichtershausen Hungers starb: „Laßt nicht locker! Sie sind schon über den Rhein.“

### *Ende der Naziherrschaft und Neubeginn*

Bis zu seiner totalen politischen und militärischen Niederlage gelang es dem faschistischen Staat nicht, die antifaschistische Widerstandsbewegung der Linken zu zerschlagen. Die Illegalen bekämpften den Faschismus von der ersten Stunde an und bis zum Sieg der Antihitlerkoalition. Paul Iglar (seit 1902 Gewerkschafter, seit 1907 SPD, seit 1924 KPD) berichtete: „Der Terror der Nazis wurde um so schärfer, [...] als es dem Ende zuing. Wir teilten unsere Arbeit in einzelne, kleine Gruppen auf.“ Besondere Aufmerksamkeit galt nun der Situation in den Betrieben und Gemeindeverwaltungen. „Als das Naziregime sich seinem Ende zuneigte, organisierten wir im März 1945 die Auflösung des Volkssturms sowie die Beseitigung der Panzersperren und Hissen von weißen Fahnen [...] Das Antifa-Komitee, dessen Vorsitzender ich war, organisierte den kommunalpolitischen Beirat“. Dann „säuberten wir die Gemeindeverwaltung und Betriebe von nazistischen Elementen, [...] organisierten die Ingangsetzung der Betriebe“.<sup>43</sup> In Hildburghausen besprachen die Antifaschisten der Gruppe um Max Leipold im Januar 1945 ebenfalls „Sofortmaßnahmen bei Übernahme der Verwaltung“ und bestimmten, neben der Verpflichtung eines jeden Antifaschisten, den Dienst im Volkssturm abzulehnen oder zu umgehen, Verantwortlichkeiten für die Kontakte mit örtlichen Wehrmachtsdienststellen, Entnazifizierung (z. B. von Polizei und Justiz), die Zusammenarbeit mit bisherigen Zwangsarbeitern und Vorbereitung einer

---

42 Siehe Akte Paul Meyer, SAPMO; DY 55, V 278, 4, 128a.

43 Akte Paul Iglar, SAPMO, DY 55, V 278, 4, 122.

speziellen Ausländer-Kommission sowie die Ernährung und den Aufbau antifaschistischer Verwaltungsorgane.<sup>44</sup> Diese Maßnahmen standen ähnlich in allen illegalen antifaschistischen Gruppierungen auf der Tagesordnung.

Die Absichten der inhaftierten Antifaschisten waren natürlich in erster Linie darauf gerichtet, die Freiheit zu gewinnen. Wilhelm Hemming war am 8. Juni 1944 auf seiner Arbeitsstelle in Wasungen inhaftiert worden; Karl Heym in der Gewehrfabrik Rempt im Suhler Rimbach. Beide gingen mit vielen anderen den schweren Weg nach und durch Ichtershausen. Vorbereitet wurde ein weiterer der zahlreichen Suhler Hochverratsprozesse gegen Heym (Karl) und Genossen.<sup>45</sup>

Am 9. April 1945 trieben Gestapo-Leute und Beamte Ichtershausens Häftlinge auf den Hof. Waffen-SS und Volkssturm stellten einen LKW-Transport zusammen. Ziel sollte zunächst Rudolstadt, später das KZ Flossenbürg im Bayrischen Wald sein. Die Rede war auch von Schanzarbeiten. Namenlos gebliebene Volkssturmlaute rieten Wilhelm Hemming und Karl Heym, sich dem Todesgriff zu entziehen. In der Nähe von Großbreitenbach kamen sie zu amerikanischen Truppen und via Ilmenau am 13. April 1945 nach Suhl. Wilhelm Hemming ging von dort aus ins heimatliche Walldorf. Karl Heym, er wog noch 44 Kilogramm, war wie auch andere „Ichtershäuser“ dem Hungertod nahe.

Am nächsten Tag trafen sich 11 Suhler Sozialdemokraten und Kommunisten im „Waldschlößchen“, einer der Ausflugs- und Begegnungsstätten von „früher“. Am 15. April 1945 wurde Karl Heym, getragen vom Vertrauen seiner Kameraden aus der Zeit des Widerstands, als Landrat des Kreises Schleusingen/Suhl und zugleich als Polizeidirektor eingesetzt. Bereits am 20. Mai waren alle nationalsozialistischen Bürgermeister aus ihren Ämtern entfernt. Karl Heym sorgte für die geordnete Heimführung von annähernd 12.000 Zwangsarbeitern aus West- und Osteuropa. Er engagierte sich für die Umstellung von der Rüstungsindustrie auf Friedensproduktion. Heym ließ im Gutshaus Keulrod ein Kinderheim einrichten, im Gutshaus des säkularisierten Klosters Rohr eine Landfrauenschule und in der Villa des Rüstungsindustriellen Sauer eine Erwachsenenbildungsstätte. Mehr als zwei Drittel der Wähler (68,4Prozent) gaben 1946 Karl Heyms antifaschistischen Schritten recht.

Im Kreis Meiningen arbeitete nun Paul Hildebrandt als Landrat, im Kreis Sonneberg Walter Hildebrandt. Wilhelm Hemming war nur einer von vielen Widerstandskämpfern, die sich die schwere Bürde eines Bürgermeisteramtes aufluden. Das Wirken der Frauen und Männer aus dem Widerstand in den schweren Jahren nach der Befreiung war verwirklichter und fortwirkender Antifaschismus.

---

44 Siehe Akte Max Leipold, SAPMO, DY 55, V 278, 4, 127.

45 Detailliert siehe Kaiser, Die Heyms, S.37ff.; Hemming: Ein Brief, S.57ff.

# Mestlin – „Stalinallee der Dörfer“

Uwe Schultze (Bürgermeister)

Mestlin ist eine Gemeinde im Landkreis Parchim in Mecklenburg. Es hat vier Ortsteile mit insgesamt rund 1000 Einwohnern. Sie finden es im Zentrum des Landkreises an der Kreuzung der Autostraßen Parchim - Sternberg und Schwerin - Neubrandenburg. Mestlin ist unscheinbar, aber vielen Ostdeutschen bekannt. DDR-Schulkinder lernten es in Klasse 5 im Geographieunterricht kennen: Mestlin, das erste sozialistische Dorf in der DDR. Um Mißverständnissen vorzubeugen: Mestlin hatte nicht etwa die erste LPG der DDR. Es war „erstes sozialistisches Dorf“, so wie Eisenhüttenstadt „erste sozialistische Stadt“ war - gebaut nach einem Bau- und Siedlungskonzept, das als fortschrittlich und menschenfreundlich galt. Dabei entstanden die ersten Baupläne, als von sozialistischen Dörfern in der DDR noch gar nicht die Rede war.

1950 griffen die SED-Führung und die staatlichen Behörden für Bauwesen und Landesplanung der DDR eine schon alte Idee von beispielhaft zu errichtenden Siedlungspunkten auf. Auf dem Lande, wo das „Neubauernbauprogramm“ seit 1947 schon vereinzelt staatliche Hilfe für privaten Wohnungs- und Wirtschaftsgebäudebau und damit speziell für die ärmsten der kleineren Bauernwirtschaften eine gewisse Verbesserung der Wohnsituation gebracht hatte, sollten nun ganze Vorzeigedörfer gebaut werden. Sie sollen die Möglichkeiten für die Optimierung der Dorfstruktur, für deren Anpassung an moderne Produktionsformen und für die bauliche Gewährleistung eines schönen, mit Arbeit, Bildung und Erholung ausgefüllten Lebens auf dem Lande in natura vorführten. Die Gestaltungspläne entstanden 1951 im DDR-Ministerium für Aufbau. Die SED-Landesleitungen und die Landesregierungen waren in die Planung einbezogen. In Mecklenburg sollten laut Vorschlägen vom November 1951 drei Musterdörfer entstehen: in Düvier (Kreis Grimmen), in Drönnewitz (Kreis Hagenow) und in Mestlin (Kreis Parchim).<sup>1</sup>

Musterdörfer sollten das Neue auf dem Lande speziell für die Bauern ehemaliger Junkerdörfer sichtbar machen.<sup>2</sup> Man dachte zunächst an ein Kernprogramm für die künftige Dorfentwicklung. Das Ministerium für Aufbau in Berlin gab Richtlinien für Standortwahl, Einrichtung und Gestaltung von Beispieldörfern heraus.<sup>3</sup> Auf dem III.

---

1 Siehe Andreas Dix: „Freies Land“. Siedlungsplanung im ländlichen Raum der SBZ und frühen DDR 1945 bis 1955, Köln/Weimar/Wien 2002, S.366-368.

2 Siehe Karl Heinz Kowarsch: Der Revolutionäre Prozeß des Übergangs von der einzelbäuerlichen zur genossenschaftlichen sozialistischen Landwirtschaft in der DDR, dargestellt am Beispiel des Bezirkes Schwerin (1950 bis 1955). Diss. Universität Rostock 1964.

3 Richtlinien für die Standortwahl, Einrichtung und Gestaltung von Beispieldörfern, hrsg. vom Ministerium für Aufbau Berlin, HA II - Städtebau Gr./Fri. - Dorfplanung, 13. 11. 1951, Gemeindearchiv Mestlin,

Deutschen Bauerntag in Leipzig Anfang Dezember 1951 wurden die Pläne für das Musterdorf Mestlin zur Diskussion gestellt. Anfang Februar 1952 wurde im Dorf mit Vertretern der Bauakademie, des mecklenburgischen Ministeriums für Arbeit, von VdgB und FDGB sowie mit Traktoristen und werktätigen Einzelbauern die Perspektive des Dorfes Mestlin beraten.

Am 14. Februar 1952 faßte die Regierung Mecklenburgs den Beschluß, die Dörfer Mestlin (Kreis Parchim), Zehna (Kreis Güstrow) und Groß Molzahn (Kreis Grevesmühlen) als Beispieldörfer zu errichten.<sup>4</sup> Weshalb Mestlin? Mestlin war für anschauliche Verbesserungen besonders geeignet, weil es ein richtig unterentwickeltes Gutsdorf war, dessen Einwohner fast ausschließlich aus früheren Tagelöhnern bestanden. Es gab keinen elektrischen Strom und keine Kanalisation. Sieben Pumpen sorgten für Wasser. Sozialeinrichtungen fehlten. Bis 1945 war Mestlin eine Staatsdomäne. Gutspächter war Major a. D. Bernhard Berckemeyer. Die Domäne umfaßte 1939 rund 1200 ha landwirtschaftliche Nutzfläche und zählte nur 369 Einwohner. Durch die demokratische Bodenreform waren dann etwa 120 Neubauernwirtschaften mit durchschnittlich 7,5 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche entstanden. Die Landesregierung wählte also ehemalige Gutsdörfer aus, die den Typ des rückständigen mecklenburgischen Dorfes darstellten und deren Bevölkerung sich überwiegend aus Neubauern und Landarbeitern zusammensetzte. In Mestlin war außerdem eine MAS - eine Maschinen-Ausleih-Station - vorhanden, ein „Stützpunkt der Arbeiterklasse“, in den die SED in politischen Fragen Hoffnungen setzte. Aus Archiven erfährt man, daß für die Planung von Beispieldörfern 200.000 DM bereitgestellt wurden. Im April 1952 lag die Entscheidung für drei Beispieldörfer vor. Die Feinplanung für Zehna, Mestlin und Groß Molzahn wurde zum 15. April 1952 abgeschlossen.<sup>5</sup>

Die Richtlinien legten fest, daß Beispieldörfer als politische, soziale und kulturelle Schwerpunkte zu gestalten waren.<sup>6</sup> Sie mußten in ihrem näheren Umfeld andere, noch nicht erschlossene Dörfer haben, so daß von den kulturellen und sozialen Einrichtungen eine Gesamtzahl von mindestens 1.500 Einwohnern profitieren konnte. So sollte sich der Einzugsbereich der Zentralschule mit dem des Beispieldorfes decken. Die Entfernung der anderen Gemeinden vom Beispieldorf sollte vier Kilometer möglichst nicht überschreiten. Beispieldörfer sollten mindestens zehn Kilometer von der nächsten Stadt oder Kleinstadt entfernt sein. Das traf auf Mestlin genau zu - Goldberg ist zehn Kilometer, Crivitz 20 Kilometer, Sternberg 15 Kilometer, Parchim 20 Kilometer entfernt.

---

Ortschronik.

<sup>4</sup> Siehe Landesregierung Mecklenburg, Ministerium für Wirtschaft und Arbeit, Hauptabteilung Aufbau. Zwischenbericht an den Ministerpräsidenten des Landes Mecklenburg über die Planung von Beispieldörfern laut Ministerratsbeschluß vom 14. 2. 1952, Vorlage Nr. 2, 9. 4. 1952, Gemeindearchiv Mestlin, Ortschronik.

<sup>5</sup> Siehe ebenda.

<sup>6</sup> Siehe Richtlinien für die Standortwahl.

Das Beispieldorf mußte verkehrsgünstig liegen, an einer Straße, besser an einem Straßenkreuz. Es mußte von den zugeordneten Ortschaften ohne große Umwege zu erreichen sein. Mestlin erfüllte diese geographischen Anforderungen. Wie die Richtlinien weiterhin vorsahen, sollte in den künftigen Beispieldörfern die Möglichkeit gegeben sein, die dort zu errichtenden Gebäude so zu ordnen, daß die gesamte Anlage zu einem neuen, repräsentativen und schönen Dorfmittelpunkt würde. Das erforderliche Gelände mußte eine großzügige Entwicklung gestatten und spätere Erweiterungen ermöglichen. In Mestlin war das besonders günstig, denn der vorher entstandene Siedlerhauskomplex in Richtung Schwerin konnte in das neue Konzept einbezogen werden. In den Richtlinien wurde auch der Anpflanzung von Obstbäumen hohe Bedeutung beigemessen.

Mustertypen für Beispieldörfer sollten durch die Deutsche Bauakademie entwickelt werden. Die Zielstellung lautete, daß die werktätige Bevölkerung des Dorfes durch die mit der Bodenreform begonnene Entwicklung im täglichen Leben immer mehr auf das soziale und kulturelle Niveau der Werktätigen in den Städten zu heben sei. Es sollte bewiesen werden, daß in der DDR der Mensch im Mittelpunkt allen Geschehens steht. Musterdörfer sollten zeigen, wie den Menschen auf dem Lande möglichst vielseitige politische, kulturelle und gesellschaftliche Betätigung geboten werden kann, wie sie ihr privates und gesellschaftliches Leben gestalten können.

Mestlin erlangte Bedeutung über die Grenzen des Kreises und des Landes hinaus, weil es das erste Musterdorf der DDR war. Es ist nach unserem Wissen auch das einzige geblieben, das so großzügig ausgestattet wurde.

Zur Grundsteinlegung für das Kulturhaus am 8. Mai 1952 erschienen Delegationen aus Herzberg, Parchim, Lübz und Goldberg. Zahlreiche Initiativen zur Leistung von Aufbaustunden gingen von allen Teilen des Kreises Parchim aus. Viele wollten bei der Gestaltung des Dorfes mithelfen. Das Gesamtprogramm für den Aufbau des Beispieldorfes sah vor: Ein Gemeindehaus mit Post und Wohnungen, eine achtklassige Zentralschule mit Turnhalle, ein Kulturhaus, Kindergarten und Kinderkrippe, Landambulatorium mit Entbindungsstation, eine landwirtschaftliche Berufsschule, ein Spritzenhaus, ein Altersheim, ein Ladenhaus für die HO, ein Ladenhaus mit Gastwirtschaft für die Konsum-Genossenschaft, Verwaltungs- und Wirtschaftsgebäude für BHG und VEAB, 50 Wohnungen für MAS-Arbeiter und Handwerker, 16 Wohnungen für Lehrer und Ärzte, Sportplatz mit Gerätehaus, Verwaltungsgebäude und einen Maschinenhof für die MAS. Es schloß die Elektrifizierung des gesamten Dorfes ein, den Straßenbau im Dorf und den Bau einer Umgehungsstraße sowie den Bau von Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen mit Pumpwerk.

Wie Hans Grünberg 1970 in seiner Studie „Die sozialistische Wandlung des Dorfes“<sup>67</sup> darlegte, war der Bebauungsplan des neuen Dorfteils zu weitläufig projektiert. Ungewöhnlich großzügig war der Dorfplatz angelegt, ihn beherrschte der mächtige

---

7 Siehe Hans Grünberg: Die sozialistische Wandlung des Dorfes, Berlin 1970.

Körper des Kulturhauses, weder Baum noch Strauch waren hier vorgesehen. Schließlich wurde die vorgesehene Dorfgestaltung nicht wie geplant umgesetzt. Dem bombastischen Gesamtkomplex stand entgegen, daß Ruest - heute ein Ortsteil der Gemeinde Mestlin - bereits ein entwickeltes Bauerndorf war.

Es entstanden Schule, Ambulanz, Kindergarten und Kinderkrippe, Kulturhaus, Konsum, HO, Post, Gaststätte, Verwaltungsgebäude sowie zwei- bis dreigeschossige Wohnblöcke in der Fritz-Reuter-Straße (24 WE), je vier zweigeschossige in der MTS-Straße und der Parchimer Straße (4 WE), zehn zweigeschossige in der Thälmann-Straße (4 WE), ein zweigeschossiger Block in der Lindenstraße (4 WE), drei zweigeschossige auf dem Marx-Engels-Platz (4 WE). Im Gegensatz zur Planung wurden das Lehrlingswohnheim, die Berufsschule, das Internat, die Anlage für Pionier- und FDJ-Arbeit nicht gebaut. Das Ensemble der errichteten Gebäude wurde anders geordnet, die Gärtnerei bekam einen anderen Platz zugewiesen.

Dem dörflichen Charakter des Ortes völlig widersprechend sah der ursprüngliche Plan zwischen den Gebäuden nur Rasenflächen und Blumenrabatten vor. Nebengebäude wie Schuppen und Ställe waren verboten. Diese Maßgabe wurde jedoch bald unterlaufen, und heute stehen zwischen den Wohngebäuden aller Straßen zahlreiche Nebengebäude, darunter auch unansehnliche Schuppen und Garagen. Auch die Anpflanzungen sind von unterschiedlicher Qualität.

Anspruch und Realität klappten schon Ende der 60er Jahre auseinander, wozu sicherlich die finanzielle Situation und die schwierige materielle Versorgung mit Baumaterial beigetragen hatten. Man bedenke, daß Mestlin über keinen unmittelbaren Bahnanschluß verfügt, demnach also alles, aber wirklich alles, mit Kraftfahrzeugen herangefahren werden mußte.

Allein das Kulturhaus mit seiner stählernen Dachkonstruktion kostete mehrere Millionen DM. Es lockte Besucher zu Veranstaltungen aus Orten weit über 40 Kilometer entfernt an, vor allem aus dem ländlichen Raum. (Ein ähnliches Gebäude findet sich in Murchin bei Anklam.) Heute wirkt es überdimensioniert. Natürlich funktioniert so ein Kulturbau nur durch erhebliche finanzielle Zuschüsse. Allein der große Saal bietet Platz für über 600 Gäste. Nach den Mestliner Erfahrungen wurde in anderen Orten, wie beispielsweise in Brüsewitz, auf bombastische Gebäude dieser Art verzichtet.

Spätestens mit Beginn der 60er Jahre verlor Mestlin an Bedeutung. Es zogen Arbeitskräfte weg, bedingt durch die Gründung großer industrieller Agrarbetriebe. Die Leitung der Kooperativen Abteilung Pflanzenproduktion lag in Zölkow, sieben Kilometer von Mestlin entfernt. Außerdem wollten die anderen Dörfer eigene Sozial- und Kulturbauten errichten. In Herzberg - fünf Kilometer entfernt - errichtete man eine große Sporthalle, die auch als Kultursaal zu nutzen war. Dort entstand eine Betriebsberufsschule der VVEG mit Lehrlingswohnheim. Dort wohnte auch Frau Dr. Neitzke, Kandidatin des ZK der SED, die als Leiterin des VEG Woeten ihren eigenen Heimatort voranbringen wollte. Der existierende Gemeindeverband aus fünf

Gemeinden des Umlandes verhinderte nicht, daß man in den Nachbarorten nicht mehr einsah, daß - wie in den 50er/60er Jahren - alles Geld nach Mestlin floß. Es entwickelte sich eine Art Konkurrenzdenken in den Gemeinden. Einzig die Schule verband die Gemeinden noch miteinander. 1980 wurden die Schulen Grebbin und Zölkow Mestlin angegliedert, die Schule in Herzberg schon früher.

Zugleich war für den Erhalt der gesamten Bausubstanz immer weniger Geld da. Sanierungen von Wohngebäuden und Schule bzw. Kita waren nicht möglich. Bald nahmen private Bauherren auch keine Rücksicht mehr auf ein geschlossenes Ensemble und auf den Denkmalschutz. Dachgeschloßausbauten entstanden, die den Anblick verschandelten.

Im Jahre 1990 wurde ein Dortmunder Planungsbüro beauftragt, für das Dorf Mestlin einen städtebaulichen Rahmenplan zu erstellen, um „eine geordnete städtebauliche Entwicklung des Dorfes einzuleiten“. Vor Ort und bei den Behörden sollte das notwendige Verständnis für den Umgang mit dem historischen Erbe Mestlins entwickelt werden. Aber außer hochtrabenden Plänen und einem nie realisierten aber kostspieligen Modell ergab sich nichts. Die finanziellen Mittel fehlten. Das Kulturhaus wurde schließlich zur Diskothek. Es war zuerst begehrt als historischer Bau im Osten. Bis nach Hamburg reichte sein Ruhm. Dann mußte der Betreiber wegen Niveaulosigkeit herausgeklagt werden. Das Gebäude verfiel, es war kein Geld für eine Sanierung vorhanden, da aus der Verpachtung des Kulturhauses keine nennenswerten Mittel an die Gemeinde flossen.

Die Bauten als Baudenkmäler zu erhalten, ist heute eine große Aufgabe. Sie geht aber über die finanziellen Möglichkeiten der Gemeinde hinaus. Die Sanierung der Schule für fast eine Million Euro steht im Vordergrund (nach dem Schulentwicklungsplan des Kreises bleibt uns nur noch eine Grundschule mit vier Klassen). Vom ehemaligen Gemeindeverband haben sich mittlerweile drei Dörfer in Nachbarämter verabschiedet. Das Kulturhaus hat zwar seit vorigem Jahr ein neues Dach, aber weitere Mittel zur Förderung gibt es nur, wenn ein tragfähiges Konzept existiert. Die Kosten werden wohl etwa drei Millionen Euro betragen. Für das Dach stellte die Gemeinde bereits über 100.000 DM Eigenanteil zur Verfügung.

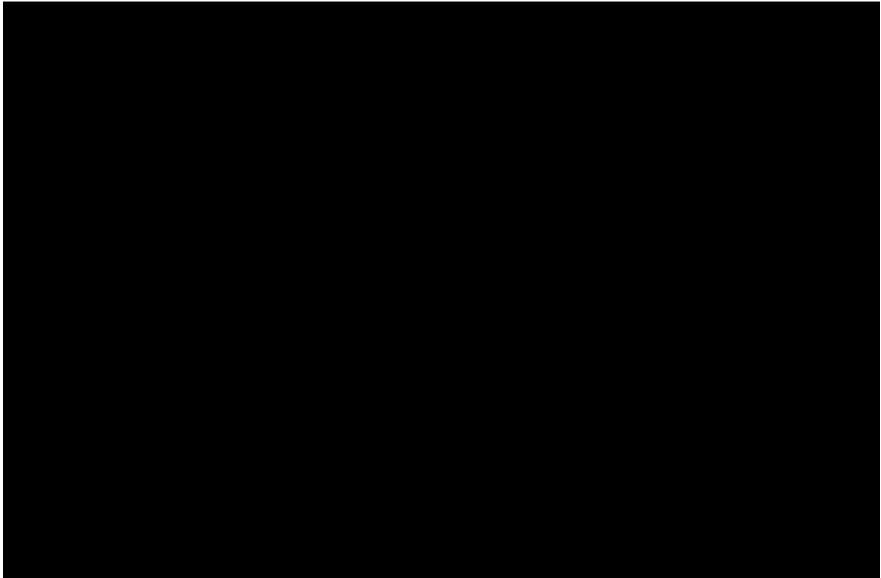
Vom Glanz der 60er Jahre blieb nichts. Zur Zeit steht das Haus leer und verfällt. Wiederbelebungversuche - auch mit Hilfe eines Fördervereins - scheitern. Das Haus ist - salopp ausgedrückt - ein Klotz am Bein. Es gibt die Idee, es als eine Art „historisches Museum“ zu nutzen. Viele sagen: „Das ist nicht machbar!“

Was ist sonst noch vom sozialistischen Musterdorfes Mestlin geblieben? Die Schule ist „halbiert“. Zwei Konsum-Verkaufsstellen sind weg - dafür gibt es einen Edeka-Supermarkt am Dorfeingang. Die HO-Verkaufsstelle ist weg. Auch die Tankstelle ist verschwunden. Der Nachfolger des VEB Gebäudewirtschaft ist schon lange konkurs. Gewerberäume und der ehemalige KfL stehen leer. Die Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft, im Jahre 1952 gegründet, hat jetzt noch 21 Arbeitskräfte statt 343 (im Jahr 1962). Bäckerei und Gärtnerei existieren noch, das Dorf hat sein

eigenes Wasserwerk, zentrale Abwasserentsorgung und ein Klärwerk. Die alten Wohnblöcke sind teilweise saniert, aber auch das hat nichts daran geändert, daß viele Wohnungen leer stehen. Arbeitsplätze in Mestlin gibt es kaum. Junge Leute pendeln nach Hamburg, Lüneburg und Winsen, um nach einigen Monaten ganz wegzuziehen. Während 1978 das Dorf Mestlin noch 1069 Einwohner hatte, waren es Ende 2001 nur noch 875.

Leider bringt der Tourismus keine Belebung für uns, da uns Wald und Gewässer in nächster Umgebung fehlen. Was Mestlin noch lebenswert macht, sind die gebliebenen infrastrukturellen Gebäude wie Schule, Sparkasse, Kita. Dazu gibt es ein intaktes Vereinsleben und ... etliche Störche.

Wer nicht nur gute Wünsche hat, sondern nicht mit ansehen will, daß ein Denkmal verfällt, mag seine Vorschläge weiterreichen: [info@mestlin.de](mailto:info@mestlin.de). Schauen Sie sich unsere Homepage an: [www.mestlin.com](http://www.mestlin.com). Oder besser: Kommen Sie nach Mestlin.



Das Kulturhaus in Mestlin heute (Foto M.-G. Bölsche).

## Biographische Skizze

„Alle, die ihr schafft und euch mühet im Dienste anderer, seid einig!“<sup>1</sup>

Luise Zietz, geb. Körner (1865-1922)

Gisela Notz

Mitten in den großen Umwälzungen, die die beginnende Industrialisierung in Schleswig-Holstein mit sich brachte, wurde Luise Zietz geboren. Wie viele der ersten sozialistischen Parlamentarierinnen erlebte sie eine harte Kindheit. Ihr Drang danach, die Zusammenhänge, die die gesellschaftlichen Verhältnisse bestimmten, verstehen zu können, weckten ihre Leidenschaft zu Büchern und führten sie schließlich zur Arbeiterbewegung. Als sie nach dem Ersten Weltkrieg für die Unabhängigen Sozialdemokraten in den Reichstag einzog, hatte sie bereits lange und harte Parteierfahrungen hinter sich. Sie hatte die Zersplitterung der Sozialdemokratischen Partei in zunächst zwei, dann in drei rivalisierende Lager erlebt und gehörte zu den Kämpferinnen, die sich der USPD angeschlossen hatten. Ihr unermüdlicher Einsatz galt vor allem der Verbesserung der Lage der Industriearbeiterinnen und der Dienstmädchen.

### *Kinderarbeit im Kaiserreich*

Es war am 25. März 1865, als Luise Körner im Holsteinischen Dorf Bargteheide in der Stube einer Weber- und Heimarbeiterfamilie das Licht der Welt erblickte. Es war eher eine düstere Welt. „Sechs hungrige Mäuler satt zu machen, ist wohl alle Zeit armen Leuten schwer gefallen“, schrieb sie später in ihren Erinnerungen.<sup>2</sup> Gemeinsam mit ihren drei jüngeren Geschwistern mußte sie schon früh im Betrieb des Vaters, von Beruf Wollwirker, mitarbeiten. Das war damals üblich, denn ohne Kinderarbeit wäre der Hunger ständiger Gast im Hause gewesen, wenn er es nicht ohnehin war. Von ihrem Vater sagte sie später, daß er „arg stolz auf sein Zunftmeistertum“ war und „einen hoffnungslosen und deshalb schmerzlichen Kampf gegen die moderne Textilindustrie“ führte, die in der benachbarten Stadt Neumünster schon mit großen mechanischen Webereien und Spinnereien zu arbeiten begann und viel billiger produzieren konnte als der Vater mit seinem Handbetrieb. In ihren Erinnerungen beschrieb Luise Zietz, wie sie gemeinsam mit der Mutter die Rohwolle, die die Bauern geliefert hatten, zerpfückte und ölte und

---

1 Luise Zietz: Warum sind wir arm?, Berlin 1914, S.3.

2 Luise Zietz: Aus meinem Leben. Wie wir Kinder den Eltern beim Brotverdienen helfen mußten, in: Die Kämpferin, H. 2/1919; wiederveröffentlicht in: Wolfgang Emmerich (Hrsg.): Proletarische Lebensläufe, Bd. 1, Reinbek bei Hamburg 1974, S.180-182.

durch den „Wolf“ drehte, um sie zu zerkleinern. Dann kam die Wolle in die Kratzmaschine. „Ein paar Hunde, die sich abwechselten, trieben diese Maschine vermittels eines großen Tretrades an, und wenn uns einer der großen Hunde weggestorben war, mußten auch wir mitunter in das Rad hinein.“<sup>3</sup> Oft hockten die Kinder Stunden um Stunden auf ihren niedrigen Stühlchen hinter dem Spulrad und spulten und spulten. Luise Zietz beschrieb die eintönige Arbeit, bei der ihr der Rücken schmerzte, der rechte Arm, der das Rad drehen mußte, zu erlahmen drohte, und die Finger der linken Hand von den scharf gesponnenen Fäden blutig gerissen wurden. Sie beschrieb auch die Kälte in den „schrecklich harten Wintertagen“, wenn das Holz für den kleinen Kanonenofen ausgegangen war, so daß die Glieder steif und starr wurden. An schönen Sommertagen wurde die nie endende Arbeit vollends zur Qual. Zu gerne hätte sie sich am fröhlichen Spiel der Nachbarskinder beteiligt. „Aber im Schrank war kein Brot, und der Hunger tut so weh.“<sup>4</sup> Trotzig war sie damals schon. Wenn ihr die Bauersfrauen das sauer verdiente Geld für die fertigen Waren, die sie als zierliche Neunjährige herumschleppte und auslieferte, nicht geben wollten, weil sie Angst hatten, sie könnte es vielleicht verlieren, bestand sie darauf: „Wenn ich Ihnen die Wolle hertragen kann, dann kann ich auch das Geld dafür nach Hause tragen.“<sup>5</sup> Sobald es ihre Zeit erlaubte, vertiefte sie sich schon als Kind in Bücher. „Ich las leidenschaftlich gern. [...] In mein Buch vertieft, vergaß ich alles um mich her.“<sup>6</sup> Es war ein aufgeschlossener Lehrer der sonst von ihr als armselig bezeichneten Dorfschule, der ihr den Zugang zur Bibliothek verschaffte, durch die sie offensichtlich manche wertvolle Anregung für ihr späteres Leben erhielt.<sup>7</sup> Früh empörte sie sich über die Tatsache, daß Jungen in der Regel eine höhere Schule besuchen durften, Mädchen dagegen nicht.<sup>8</sup>

### *Erste Erwerbsarbeit und spätere Ausbildung*

Nach dem Besuch der Volksschule arbeitete sie zunächst als Dienstmädchen bei einer Verwandten in Hamburg. Da sie nun, völlig abhängig von der Hausherrin, überhaupt keine freie Minute mehr hatte, wollte sie lieber in der Fabrik arbeiten. Sie suchte sich eine Arbeit in einer Tabakfabrik und anschließend in einem Kaffee verarbeitenden Betrieb. Nun hatte sie wenigstens ein bißchen Zeit zum Lesen und Weiterlernen. Ob die Bücher der „Ursprung ihres Engagements für den Sozialismus“ waren, wie Chronisten vermuten,<sup>9</sup> kann heute nicht mehr festgestellt werden. „Getrieben vom wahren Bildungshunger, vermochte sie unter vielen Entbehrungen“

3 Emmerich, Lebensläufe, S.180.

4 Ebenda, S.181.

5 Ebenda.

6 Ebenda, S.182.

7 Siehe Luise Zietz, Zeitungsausschnitt ohne weitere Angaben, vermutlich 1932, in: Archiv der sozialen Demokratie (AdSD), Sammlung Personalien Luise Zietz.

8 Siehe Hans Zeisler: Luise Zietz. Leben und Wirken der proletarischen Frauenbewegung 1865–1922. Diss. Pädagogische Hochschule „Clara Zetkin“, Leipzig 1978, S.3.

9 Siehe Richard J. Evans: Sozialdemokratie und Frauenemanzipation im deutschen Kaiserreich, Bonn 1979, S.161.

eine Ausbildung zu machen,<sup>10</sup> wurde später berichtet. In Wirklichkeit holte sie nur nach, was „bürgerliche“ Mädchen zu dieser Zeit schon konnten. In einer Fröbelschule in Hamburg absolvierte sie eine Kindergärtnerinnenausbildung.<sup>11</sup> Wann das war, weiß man nicht genau, aber es war sicher neben der Lektüre von Bebels berühmtem Buch „Die Frau und der Sozialismus“ der Beginn ihres Aufstiegs zu einer der bedeutendsten Politikerinnen ihrer Zeit.

### *Erste politische Arbeit*

Kurz nach dem Fall des Sozialistengesetzes 1890 fand sie in der aufstrebenden Sozialdemokratischen Partei und in den Gewerkschaften in Hamburg GenossInnen und KameradInnen. Sie lernte den Hafenarbeiter Karl Zietz kennen, der ihr den Kontakt zur Arbeiterbewegung vermittelte. Nach ihrer Heirat begann sie 1892, 27jährig, in der Hamburger SPD und im Fabrikarbeiterverband aktiv zu werden. Sie besuchte Parteiversammlungen und beteiligte sich gelegentlich an den Diskussionen. In Hamburg hatten Frauen damals das gleiche Koalitionsrecht wie Männer.<sup>12</sup> 1896/1887 trat sie während des Hamburger Hafenarbeiterstreiks zum ersten Mal öffentlich als Rednerin auf. Sie war es, die beim Hamburger Hafenstreik die Frauen anfeuerte und mitriß, um den Männern zur Seite zu stehen und deren Kampf zu unterstützen. Nur mit Hilfe der Frauen hatten die – bisher nicht organisierten – Hafenarbeiter zusammengehalten, solange der Streik währte.<sup>13</sup> Nun wurden die örtlichen Partei- und Gewerkschaftsorganisationen auf ihr außergewöhnliches rednerisches und organisatorisches Talent aufmerksam. Sie widmete sich nun ganz der Partei und sprach häufig auf Versammlungen. Kurze Zeit später zerbrach die Ehe mit Karl Zietz und wurde geschieden. Richard Evans führt das auf „das kontinuierliche politische Engagement“ von Luise Zietz zurück.<sup>14</sup> Mehr wissen wir nicht darüber. Offensichtlich war es von Anfang an keine sehr glückliche Ehe gewesen.<sup>15</sup>

1897 nahm Luise Zietz zum ersten Mal als Delegierte an einem sozialdemokratischen Parteitag in Hamburg teil. Dort kam sie in engen Kontakt mit Clara Zetkin und Ottilie Bader, den damals bedeutendsten Frauen in der deutschen sozialistischen Frauenbewegung. Nun wurde sie auch Mitarbeiterin der Sozialdemokratischen Frauenzeitschrift „Die Gleichheit“, in der sie ausführlich die Lebens- und Arbeitsbedingungen von Frauen und Mädchen in den verschiedensten Arbeitszusammenhängen schilderte. Zum Teil bezog sie ihre eigenen Erfahrungen als ungelernete Arbeiterin in diese Berichte mit ein. Unermüdlich wies sie in ihren

---

10 Zietz, Zeitungsausschnitt.

11 Siehe Evans, Sozialdemokratie, S.161.

12 Siehe Zeisler, Luise Zietz, S.9. Bis zum Inkrafttreten des Reichsvereinsgesetzes 1908 waren die Vereinsgesetze Ländersache.

13 Siehe Marie Juchacz: Sie lebten für eine bessere Welt, Lebensbilder führender Frauen des 19. und 20. Jahrhunderts, Hannover 1971, S.65.

14 Evans, Sozialdemokratie, S.161.

15 Siehe Guste Zörner: Luise Zietz, in: Guste Zörner (Hrsg.): Sie kämpften auch für uns, Leipzig o.J., S.33–40, hier S.34.

Beiträgen auf die Notwendigkeit der Organisierung in Gewerkschaften und Partei hin.<sup>16</sup> Gleichzeitig veröffentlichte sie auch in anderen sozialistischen Zeitschriften, verfaßte zahlreiche Flugblätter und hielt unzählige Reden in ganz Deutschland, sowohl vor kleineren Frauengruppen, als auch bei Massenveranstaltungen von Gewerkschaften und SPD. 1898 nahm sie am Stuttgarter Parteitag mit zwei kurzen Diskussionsbeiträgen zur Organisation der Frauenarbeit und der Frauenagitation teil. Die Sozialistische Frauenkonferenz 1900 wählte Luise Zietz in ihr Präsidium. Es war jene Konferenz, auf der Clara Zetkin den Genossen vorhielt: „In der Theorie sind die Genossinnen schon gleichberechtigt, in der Praxis aber hängt der Philisterzopf den männlichen Genossen noch ebenso im Nacken wie dem ersten besten Spießbürger.“<sup>17</sup> Der darauffolgende Parteitag wählte Luise Zietz neben Emma Ihrer und Clara Zetkin in die Kommission zur Durchführung des Organisationsstatuts. Damit war sie in die Reihe der führenden Frauen der Bewegung aufgerückt. Von 1898 bis 1904 war sie außerdem im Vorstand der Zahlstelle St. Georg des Fabrikarbeiterinnenverbandes.

Sie hielt Reden zur Beteiligung an den preußischen Landtagswahlen, zur Zollfrage, zum Freihandel, zur Debatte über den Revisionismus, zur Vereinsgesetzgebung, zur Frage des Frauen-, Kinder- und Heimarbeiterinnenschutzes, zum Versicherungswesen und zu vielen anderen Themen.<sup>18</sup> Und sie redete „mit einem Feuer und einer Begeisterung, daß die ganze Versammlung vom Anfang bis zum Ende in ihrem Bann stand. Sie sprach einfach, logisch und klar, man fühlte, daß sie mit Herz und Hirn bei der Sache war. Glühender Haß gegen Ausbeutung und Unterdrückung, proletarischer Trotz und Stolz sprühten aus ihrer Rede. Sie hatte aller Hörer Herzen gepackt, und die Versammlung war ein durchschlagender Erfolg für die Partei“, berichtete ihr Zeitgenosse, der Reichstagsabgeordnete Wilhelm Dittmann, später.<sup>19</sup> Er bezeichnete sie als die bedeutendste Führerin proletarischer Herkunft in der deutschen Sozialdemokratie.

### *Eine der bedeutendsten Agitatorinnen ihrer Zeit*

Bei ihren Agitationseinsätzen kam sie nicht selten mit den reaktionären Vereinsgesetzen der einzelnen Bundesstaaten in Konfrontation. Frauen und Jugendlichen war die Teilnahme an politischen Vereinigungen in der Regel verboten. Nach dem Vereinsgesetz vom 18. März 1850, das bis 1908 galt, konnten in Preußen Versammlungen und Vereinigungen polizeilich überwacht, verboten und aufgelöst werden. Entsprechende Gesetze gab es auch in anderen Bundesstaaten. Luise Zietz kannte die Gesetze, und so berichtete Otilie Baader auf der Frauenkonferenz 1906 in Mannheim, daß man Luise Zietz mehrfach verboten hatte, Referate zu halten: „Sie hat es natürlich doch verstanden, ihre Meinung zu sagen.“

16 Siehe Die Gleichheit, Nr. 2, 19.1.1898; Nr. 16, 3.8.1898; Nr. 1, 3.1.1900, Nr. 10, 9.5.1900.

17 Zitiert bei Juchacz, Sie lebten für eine bessere Welt, S.65.

18 Siehe Zietz, Zeitungsausschnitt.

19 Wilhelm Dittmann: Wie's damals war. Luise Zietz, in: Die Gleichheit Nr. 1, Januar 1952, S.27f., hier: S.27. Handschriftliches Manuskript in AdSD, Sammlung Personalien Luise Zietz.

Man ist ja immer ein bißchen klüger als die Polizei. Und namentlich, wenn die Polizei mit der Zietz anfängt, die so ausgepicht ist, da ist sie von vornherein verloren.<sup>20</sup> Das Protokoll vermerkt nach diesen Ausführungen „stürmische Heiterkeit“.<sup>21</sup> Freilich wurde sie zunehmend überwacht. Auf dem Jenaer Parteitag von 1905 warb sie mit überzeugenden Worten für die Anwendung des politischen Massenstreiks als Kampfmittel der Arbeitenden. Sie sprach nicht nur darüber. 1906 mußte sie nach dem halbtägigen politischen Massenstreik der Hamburger Arbeiter wegen „Aufreizung zur Gewalttätigkeit in drei Fällen“<sup>22</sup> für drei Monate ins Frauengefängnis in Fuhlsbüttel.<sup>23</sup> Nach der Haftstrafe wurde sie von Hunderten Frauen abgeholt und in einem Triumphzug zum Hamburger Gewerkschaftshaus geführt. Bald nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnis sprach sie wieder bei Versammlungen.<sup>24</sup>

Im Jahre 1904 wurde sie zur Vorsitzenden im ersten Hamburger Wahlkreis gewählt und 1905 zum Vorstandsmitglied der SPD. In den Jahren 1900 bis 1905 war sie „Vertrauensperson der Genossinnen Hamburgs“. Diese „Vertrauenspersonen“ sollten in allen größeren Städten gewählt werden und „die Agitation und Heranziehung des weiblichen Proletariats zur modernen Arbeiterbewegung planmäßig betreiben“.<sup>25</sup> Die Polizeiberichte lassen keinen Zweifel daran, daß Luise Zietz, wann immer und wo immer sie auftrat, als ausgesprochen scharfe und kritische Spitzenrednerin galt. „Gehässig“ ist das Wort, das am häufigsten in den Polizeiberichten erschien. In Meyers Lexikon von 1930 steht z. B., sie „zeichnete sich durch wilde Agitationsreden aus“.<sup>26</sup> Lily Braun, eine Generalstochter, die später führende Sozialdemokratin wurde, schrieb – nicht ohne Neid – in ihren „Memoiren einer Sozialistin“ über die eindrucksvolle Rednerin: „Alle Augen hingen an der Sprecherin, die ihre leidenschaftlich vorgestoßenen Worte mit lebhaften eckigen Gestikulationen begleitete.“<sup>27</sup> Für sie war sie eine Frau, die „harte vermännlichte Züge“ aufwies und der „auch in dem Klang der Sprache, jede Spur von Weiblichkeit“ fehlte.<sup>28</sup> Kein Zweifel, Luise Zietz war eine fabelhafte Agitatorin. Sie beließ es nicht beim Reden. Da es in vielen Gebieten damals noch keine Frauenbewegung der SPD gab, veranlaßte sie, daß Aktionen angekurbelt wurden und sich die Anzahl der weiblichen SPD-Mitglieder schlagartig erhöhte.<sup>29</sup> Mit ihren politischen Ansichten hielt sie sich damals im „Zentrum“ der Partei.

---

20 Protokoll des Parteitages der SPD, Mannheim 1906, S.404.

21 Ebenda.

22 Vorwärts, Nr. 151, 3.7.1906.

23 Siehe Christl Wickert: Unsere Erwählten, Sozialdemokratische Frauen im Deutschen Reichstag und im Preußischen Landtag 1919 bis 1933, Göttingen 1986, S.189.

24 Siehe Luise Kähler: Luise Zietz, in: Zentralorgan des Verbandes der Hausangestellten Deutschlands, Nr. 3, März 1922.

25 Protokoll des Parteitages der SPD, Mainz 1900, S.248.

26 Meyers Lexikon, Bd. 12, 1930.

27 Lily Braun: Memoiren einer Sozialistin, München 1911, II, S.238.

28 Ebenda.

29 Siehe Evans, Sozialdemokratie, S.162.

Luise Zietz lehnte – im Gegensatz zu der aus bürgerlichen Verhältnissen stammenden Lily Braun - jede Zusammenarbeit mit der bürgerlichen Frauenbewegung ab. „Wir haben Wichtigeres zu tun, als auf Konferenzen bürgerliche Frauen vor ihren Dummheiten zu bewahren“, pflegte Luise Zietz zu sagen, wenn ihr wegen ihrer rigorosen Haltung von anderen GenossInnen Vorwürfe gemacht wurden.<sup>30</sup> Sie agitierte parteilich für die Arbeiterinnen, bei denen sie sich aufgrund ihrer kämpferischen Haltung einer großen Beliebtheit erfreute. Auf dem Mannheimer Parteitag der SPD von 1906, an dem auch die berühmte russische Revolutionärin Alexandra Kollontai teilnahm, hielt sie im Rahmen der Frauenkonferenz ein vielbeachtetes Referat über die Lage der LandarbeiterInnen. Sie setzte sich nachdrücklich für deren Gewinnung für die Arbeiterorganisationen ein.<sup>31</sup> Auf dieser Konferenz wurde nicht nur eine Resolution zur rechtlichen und politischen Gleichstellung der Landarbeiter mit den Industriearbeitern verabschiedet, sondern auch gefordert, daß sich die Hausangestellten, deren Los Luise Zietz selbst erlebt hatte, in gewerkschaftsähnlichen Organisationen zusammenschließen sollten. Im gleichen Jahr referierte sie auf zahlreichen Dienstmädchenversammlungen und gründete in Hamburg die erste Dienstenorganisation, die eine große Werbekraft für die Partei entwickelte.

Immer wieder trat sie in ihren Reden für die Durchsetzung des Frauenwahlrechts ein. Aber sie betonte auch immer wieder – wie z. B. auf dem Internationalen Sozialistenkongress 1908 in Stuttgart - daß der Kampf für das Frauenwahlrecht nicht losgelöst werden kann von den Wahlrechtskämpfen des männlichen Proletariats, denn auch das hatte aufgrund des Klassenwahlrechts noch lange nicht die gleichen Rechte wie die besitzende Klasse.<sup>32</sup>

### *Mehr als eine „Alibi-Frau“*

1908, nachdem es mit dem Inkrafttreten des Reichsvereinsgesetzes Frauen erlaubt wurde, sich parteipolitisch zu betätigen, wurde Luise Zietz als erste „Konzessionsfrau“ in den Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands gewählt. Damit war sie das erste weibliche Vorstandsmitglied in der SPD-Führung. Antje Dertinger ist beizupflichten, wenn sie sie als „mehr als eine ‚Alibi‘-Frau“ bezeichnet.<sup>33</sup> Interessant ist, daß es, seit sich Frauen politischen Vereinigungen anschließen dürfen, eine „Quote“ in der SPD gibt: „Die weiblichen Mitglieder sind im Verhältnis ihrer Zahl (gemeint ist ihr Mitgliederanteil an der Partei, - G. N.) im Vorstand vertreten. Doch muß diesem mindestens eine Genossin angehören.“ Diese Genossin war Luise Zietz. Sie war von nun an offiziell vor allem für Frauenagitation verantwortlich.

30 Zitiert bei Juchacz, Sie lebten für eine bessere Welt, S.66. Siehe auch Protokoll des Parteitages der SPD, Bremen 1904, S.346.

31 Siehe Luise Zietz: Zur Landarbeiterfrage. Nach dem Referat auf der Frauenkonferenz in Mannheim 1906, Berlin 1907. 2. Auflage: Landarbeiter und Sozialdemokratie, Berlin 1907.

32 Siehe Zörner, Luise Zietz, S.37.

33 Antje Dertinger: Frauen im Reichstag (XVII). Mehr als eine „Alibi“-Frau, in: Das Parlament, Nr. 31, 3.8.1985, S.4.

Luise Zietz war, anders als Clara Zetkin, kein Mitglied der revolutionären Linken. Sie stand zu diesem Zeitpunkt für die Linientreue zur Sozialdemokratischen Partei, die in der Frauenbewegung auch vor 1908 schon dominiert hatte. Durch die Wahl von Luise Zietz verlor Clara Zetkin, die für die reformistische Parteiführung zu kritisch geworden war, ihre Vormachtstellung in der proletarischen Frauenbewegung. Die wollte sie natürlich nicht kampfflos aufgeben. Die Beziehung zwischen den beiden Frauen verschlechterte sich im Laufe des Jahres 1909, als Clara Zetkin eine Schwägerin Rosa Luxemburgs als Sekretärin in die Redaktion der „Gleichheit“ bringen wollte, deren ständige Mitarbeiterin Luise Zietz war. Der Parteivorstand unterstützte Luise Zietz in ihrer Ablehnung. Clara Zetkin legte bei der Kontrollkommission, der sie selbst angehörte, formelle Klage ein, diese jedoch beschloß, die Entscheidung des Parteivorstands zu respektieren. Clara Zetkin drohte darauf hin, die Herausgeberschaft der Gleichheit niederzulegen, davon konnte sie von Rosa Luxemburg zurückgehalten werden. Sie versuchte dann, mit Unterstützung Rosa Luxemburgs, die Entlassung von Luise Zietz aus dem Frauenbüro zu erreichen und sie durch die parteilinke Käthe Duncker zu ersetzen. Als dies nicht gelang, beantragte Clara Zetkin die Auflösung des Frauenbüros. All diese Pläne scheiterten, die Auseinandersetzungen zwischen den beiden Frauen gingen weiter.<sup>34</sup>

*Mehr Frauen für die politische Betätigung gewinnen und schulen*

1914 erschien Luise Zietz' Schrift „Gewinnung und Schulung der Frauen für die politische Betätigung“. Darin faßte sie ihre 18jährigen Erfahrungen als Agitatorin der sozialistischen Frauenbewegung zusammen.<sup>35</sup> Sie machte sich keine Illusionen darüber, wie schwierig es war, arbeitende Frauen für Politik zu interessieren. Frauen waren schwerer zu mobilisieren als Männer, nicht nur weil sie es waren, die neben ihrer Fabrikarbeit die Haus- und Sorgearbeit zu leisten, und deshalb keine Zeit hatten, zu politischen Versammlungen zu gehen, sondern auch weil sie meist keine politische Erziehung genossen hatten, und vor allem, weil ihnen die politischen Rechte fehlten: „Politische Rechte sind eben die besten politischen Erweckungs- und Schulungsmittel,“ schrieb sie.<sup>36</sup>

In dieser Schulungsbroschüre machte sie Vorschläge zur Gestaltung von politischen Versammlungen, die in der einen oder anderen Weise auch von späteren Frauenbewegungen umgesetzt wurden. Nach ihren Vorstellungen sollten die Versammlungen als eine Art Unterhaltungsveranstaltungen angelegt werden. Es sollte nicht nur ein von Begeisterung getragenes und Begeisterung weckendes Referat, das die Versammlung einleitete, geben, sondern ein Gesangsverein sollte ein schönes, anfeuerndes Kampfeslied singen, und die Veranstaltung sollte mit einem Massengesang der Versammelten enden. Auch Volksversammlungen, an denen Männer und Frauen teilnehmen konnten, schienen ihr für die Gewinnung von Frauen für die Parteiorganisation geeignet. Zu den „Frauenversammlungen“ sollten

---

<sup>34</sup> Siehe Evans, Sozialdemokratie, S.177.

<sup>35</sup> Siehe Luise Zietz: Gewinnung und Schulung der Frau für die politische Betätigung, Berlin 1914.

<sup>36</sup> Ebenda, S.6.

Männer eingeladen werden, damit deren Sympathie für die Politisierung der Frauen geweckt werden konnte. Versammlungen sollten nicht auf Wasch- und Scheuertage verlegt werden, sonst waren sie von vornherein zum Scheitern verurteilt.<sup>37</sup> Daß die Themen der Versammlungen so aktuell wie möglich sein sollten, versteht sich von selbst. Unmittelbar nach Beendigung der Hauptrede gingen zuvor ausgewählte Arbeiterinnen mit Bleistift und Papier durch die Reihen der ZuhörerInnen und forderten diese auf, der Partei beizutreten.

Die praktischen Erfolge waren beachtlich: Auf einer am 11. Februar 1908 in Hamburg gehaltenen Versammlung, auf der 500 ZuhörerInnen Luise Zietz zu den Ergebnissen der Reichstagswahlen hörten, wurden – laut Polizeibericht – 39 neue Parteimitglieder und 57 Abonnenten für „Die Gleichheit“ registriert.<sup>38</sup> Natürlich wußten die Frauen damals auch, daß es nicht genügte, neue Mitglieder zu werben und sie dann sich selbst zu überlassen. Sie wollten dafür sorgen, daß die Frauen auch bei der Partei blieben und nach Möglichkeit selbst aktiv wurden. Aus diesem Grunde wurden neben Proletarischen Frauentagen regelmäßig Leseabende, die die Unterweisung von Frauen in den Grundsätzen öffentlicher Rede und marxistischer Theorie zum Ziel hatten, veranstaltet. Ferner gab es Bildungsvereine, die bis 1908 als verdeckte Zweigstellen der Partei fungierten, da sie als unpolitische Assoziationen nicht dem Vereinsgesetz unterlagen. Die Werbungsverfahren waren offensichtlich äußerst wirkungsvoll, wenn auch von einigen Zeitgenossen Klagen laut wurden, daß die Mobilisierung zwar quantitativ Erfolg hätte, aber bei den Frauen der Arbeiterklasse nicht sehr tief gegangen sei. Außerdem wurde die ständige Abwesenheit der „Hamburger Vertrauensperson“ beklagt, die ihre Stellung in Hamburg nicht ausfüllen könne, „wenn sie sich auf den Triumphzügen ihrer Agitationsreisen durch Deutschland befindet“.<sup>39</sup>

Sieht man sich die Schulungsprogramme genauer an, so wird deutlich, daß es sehr wohl auch um inhaltliche Fragestellungen ging. Referate zu Themen wie die „Einwirkung der Frauenerwerbsarbeit auf die Lage der Arbeiterklasse“ sollten breit diskutiert werden. Es ging dabei sowohl um die vermeintliche Lohndrückerfunktion, als auch die Auswirkungen eines damals oft geforderten Verbotes der Frauenerwerbsarbeit. Themen wie die Mitarbeit junger Frauen in der Jugendbewegung, in der Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung und die Situation der Landarbeiterinnen oder der Lehrerinnen, die noch lange weniger verdienten als ihre männlichen Kollegen sowie dem Zölibat unterlagen und ihrem Beruf den Rücken kehren sollten, wenn sie heirateten, wurden ebenso behandelt.

### *Luise Zietz als Erziehungswissenschaftlerin, Soziologin und Historikerin*

Freilich war das Hauptziel von Luise Zietz, mehr Frauen für den Sozialismus zu gewinnen. Ihre Broschüren über den Mutter- und Säuglingsschutz, über den Kinderschutz, „Die Frauen und der politische Kampf“, „Gehörst Du zu uns?“ und

---

37 Siehe ebenda, S.7.

38 Staatsarchiv (StA) Hamburg, PP, S8897, Versammlungsberichte.

39 StA Hamburg, PP, S8897, Deutsches Blatt, 8.10.1902.

„Bist Du eine der Unsrigen?“ waren wertvolle Hilfen bei der Gewinnung der Frauen für die Sozialdemokratische Partei und den Sozialismus. Wer allerdings behauptet, Luise Zietz ging es alleine um die zahlenmäßige Gewinnung von Frauen für die sozialistische Bewegung, irrt gewaltig und hat ihre Schriften nicht gelesen. Ich kann hier nur kurz einige Inhalte der zahlreichen detaillierten Studien, die zum Teil eine Auflage von bis zu 300.000 Exemplaren hatten, anreißen.<sup>40</sup>

Ihre Schrift „Landarbeiter und Sozialdemokratie“, die aus der Rede auf dem Mannheimer Parteitag 1906 hervorgegangen war, ist eine historische Schrift.<sup>41</sup> Sie zeigte darin die historische Entwicklung des Abhängigkeitsverhältnisses in der Landwirtschaft vom Mittelalter bis zur Revolution von 1848/49 und machte auf die zu ihrer Zeit aktuellen Veränderungen in der Landwirtschaft aufmerksam. In dieser Broschüre sind extreme Beispiele über Versuche der Junker, mit allen Mitteln die Abwanderung des Landproletariats in die Stadt zu verhindern, aufgeführt.

1911 erschien, herausgegeben vom Parteivorstand der SPD, die Broschüre „Die Frauen und der politische Kampf“, eine wesentlich theoretische Schrift.<sup>42</sup> Ihre 1916 erschienene Schrift „Zur Frage der Frauenerwerbsarbeit während des Krieges und nachher“ ist eine soziologische Arbeit. Sie analysierte darin die bestehende Lohnungleichheit zwischen Frauen und Männern sowie die Zunahme der Frauenerwerbsarbeit und die Selbstverständlichkeit, mit der Frauen während der kriegsbedingten Abwesenheit der Männer in allen Arbeitsbereichen, selbst im Bergbau und Hüttenwesen, Arbeiten übernahmen, die vorher als Männerdomänen galten. Für sie war es nun eine wichtige Frage, „ob diese starke Verwendung der Frauenkraft auf allen Gebieten mit dem Kriege ihr Ende finden oder im Frieden fort dauern wird“.<sup>43</sup> Sie hoffte, die Beteiligung der Frauen an der Erwerbsarbeit würde die Achtung der Frauen als Kampfgenossinnen seitens der Männer und im gemeinsamen politischen Kampf erhöhen, „sozialpolitische Maßnahmen, politische Rechte und demokratische Einrichtungen als Schutz und Waffen im Kampf ums Dasein und zur Vertretung aller politischen und kulturellen Interessen der Arbeiterschaft“ würden durchgesetzt werden können.<sup>44</sup> Sie ahnte bereits, daß der Mangel an männlicher Arbeitskraft nach Kriegsende die Überlebenden anspornen wird, die Entwicklung der Technik nach Kräften zu fördern, um menschliche Arbeitskraft nach Möglichkeit einzusparen. Allerdings hoffte sie, daß arbeitssparende Maschinen und eine weitere Arbeitsteilung nicht in erster Linie „Frauenkraft“ überflüssig machen werden, sondern ihrer weiteren Verwendung die Wege eben könnten. Damit sollte sie nicht Recht behalten.

Sie beließ es aber nicht bei den Analysen. Sie forderte die Arbeitenden auf, sich dagegen zu wehren und sich auf keinen Fall für einen „Kampf der Geschlechter untereinander“ mißbrauchen zu lassen. Ihr Ziel waren die gemeinsame gewerkschaft-

---

40 Siehe Luise Zietz: *Bist Du eine der Unsrigen?*, Berlin 1912; Dies.: *Warum sind wir arm?*, Berlin 1914.

41 Siehe Zietz, *Landarbeiter*.

42 Siehe Luise Zietz: *Die Frauen und der politische Kampf*, hrsg. vom SPD-Parteivorstand, Berlin 1911.

43 Luise Zietz: *Zur Frage der Frauenerwerbsarbeit während des Krieges und nachher*, Berlin 1916.

44 Ebenda, S.30.

liche Organisation und das gemeinsame Ringen um die Durchsetzung gewerkschaftlicher Grundsätze, „gleicher Lohn für gleiche Arbeit“ von „Mann und Weib“. Und der Kampf dafür sollte, ebenso wie der um die Verkürzung der Arbeitszeit, die Verbesserung der Arbeitsbedingungen und des Arbeitsschutzes, „Seite an Seite“ geschehen.<sup>45</sup> Alles Forderungen, wie sie zum großen Teil heute noch gestellt werden. Daß sie gut ausgestattete öffentliche Kindererziehung mit pädagogisch geschulten Kräften zur „Entlastung der erwerbenden Mutter“ forderte,<sup>46</sup> versteht sich fast von selbst. Andere sozialdemokratische Forderungen, die sie ebenso stellte, wie die nach kommunalen Speisehäusern, kommunalen Waschhäusern und der „Einheitsschule“, als Voraussetzung für gleiche Bildungsmöglichkeiten für alle, sind (in der Bundesrepublik) in Vergessenheit geraten.

Die Schrift „Komm zu uns! Ein Weckruf an die junge Arbeiterin“<sup>47</sup> ist eine erziehungswissenschaftliche Schrift. In einer leicht lesbaren Sprache, klärte sie die Mädchen über die entfremdete Lohnarbeit und die Notwendigkeit von deren Veränderung, über ihre Rechte und Pflichten und über die Möglichkeit zur Solidarität auf. Sie geißelte die Tatsache, daß der Besuch der Volksschule nicht geeignet war, „die junge Generation zu aufrechten, starken Persönlichkeiten zu erziehen“.<sup>48</sup> Der Jugend werde dort nicht nur wenig Wissen vermittelt, sondern sie sollte obendrein Gehorsam und Demut gegenüber Arbeitgebern und Obrigkeit zu lernen. Sie wünschte, die jungen Frauen sollten kennenlernen, daß es nichts Herrlicheres gibt, als zu arbeiten und zu lernen, ohne Zwang und Drill. Sie forderte die jungen Frauen auf, der Arbeiterjugend beizutreten und dort sorglos zu spielen, zu turnen und zu wandern und ernsthaft zu lernen, gemeinsam mit den Jungen. Alles Lebensinhalte, die sie selbst weitestgehend vermissen mußte. Aber nun, so schrieb sie, „gehöre (ich) der großen, gemeinsamen Familie an, die die Arbeiterklasse sich in ihren Organisationen geschaffen hat“.<sup>49</sup> Auf keinen Fall sollten die jungen Mädchen auf die „Neunmalweisen“ hören, die sagten, Mädchen bräuchten das alles nicht, denn „die Frau gehört ins Haus“ oder die Erwerbsarbeit (!) sei nur ein „Durchgangsstadium zur Ehe“.<sup>50</sup> Sie sollten auch nicht falschen Propheten aufsitzen, die „Hurratrioten und geduldige Schafe der Kirche“ aus ihnen machen wollten.<sup>51</sup>

### *Erster Weltkrieg 1914 – 1918*

In den wenigen Arbeiten, die sich mit Luise Zietz befassen, wird immer wieder auf ihr widersprüchliches Verhalten während des Ersten Weltkrieges hingewiesen. Tatsächlich hat sie vor Kriegsbeginn in vielen Artikeln und Reden gegen den Krieg aufgerufen. In ihrer Agitationsschrift „Bist Du eine der Unsrigen?“ fragte sie „die Frauen und Mädchen des arbeitenden Volkes“, an die sie sich mit der Schrift

45 Ebenda, S.30.

46 Ebenda, S.31f.

47 Siehe Luise Zietz: Komm zu uns! Ein Weckruf an die junge Arbeiterin, Berlin 1913.

48 Ebenda, S.6.

49 Ebenda, S.9.

50 Ebenda, S.10f.

51 Ebenda, S.18.

wandte: „Möchtest Du nicht mit Deinem Herzblut Dich dafür einsetzen, daß den wahnsinnigen Rüstungen zu Wasser und zu Lande sowie der Kolonial-Eroberungspolitik Einhalt getan wird?“<sup>52</sup> Mit Kriegsausbruch 1914 unterstützte sie die vom Parteivorstand am 31. Juli 1914 durch einen öffentlichen Aufruf propagierte Kriegshilfe. Sie wurde sogar ihrer Abneigung gegenüber bürgerlichen Frauen untreu und rief die Genossinnen auf, sich an deren Hilfsaktionen zu beteiligen. Der erste Weltkrieg hatte gerade begonnen, als am 28. August 1914 „Die Gleichheit – Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen“ einen Aufruf veröffentlichte, in dem sie die Genossinnen zur Zusammenarbeit mit dem „Nationalen Frauendienst“ motivierte. Diesen Aufruf hatte Luise Zietz unterschrieben und vermutlich auch mit formuliert.<sup>53</sup> Aufgrund ihrer Vorschläge, an der Arbeit der kommunalen Unterstützungskommissionen tatkräftig Anteil zu nehmen, wurde die Eingliederung der sozialdemokratischen Frauen in den „Nationalen Frauendienst“ vollzogen.<sup>54</sup> In fast allen Orten Deutschlands folgten die Genossinnen dem Rufe und meldeten sich bei den örtlichen Partei- und Gewerkschaftsorganisationen zur ehrenamtlichen „Kriegshilfe“. Die Kriegshilfe bezog sich auf kommunale Arbeit, Kinderfürsorge, Kranken- und Wöchnerinnenhilfe, aber auch die Errichtung von Kindergärten und Horten in den Arbeitervierteln. Durch „trostreichen Zuspruch“ wollte Luise Zietz das „Zusammengehörigkeitsgefühl unserer Arbeitsbrüder und -schwestern“ in den schweren Zeiten heben.<sup>55</sup> In ihrer Broschüre „Die sozialdemokratischen Frauen und der Krieg“ erstellte Luise Zietz eine Auflistung, an welchen Orten sich die Sozialdemokratinnen, teils selbständig und teils „mit den Bürgerlichen gemeinsam“, an der Kriegshilfe beteiligten.<sup>56</sup> Aus dieser Broschüre wird ihre ambivalente Haltung zu den „Hilfsdiensten“ deutlich. Einerseits prangerte sie die „kopflös unternommene“ Hilfsbereitschaft der bürgerlichen Frauen an. „Die Damen, die für die Krieger unentgeltlich Wäsche nähten, Strümpfe strickten usw., überlegten nicht, daß sie damit arbeitslosen Heim- oder Fabrikarbeiterinnen die Arbeitsmöglichkeit und das Brot nahmen“, klagte sie in der gleichen Broschüre.<sup>57</sup> In der „Gleichheit“ vom 2. Oktober 1914 lobte sie andererseits die Hilfsbereitschaft der Berliner Genossinnen, die durch den Krieg erwerbslos geworden waren und dennoch unentgeltlich aus eingelieferten Stoffen oder Kleidungsstücken Säuglingswäsche und Kinderkleidchen genäht hatten, „um ihren noch ärmeren Schwestern zu helfen“.<sup>58</sup> Mit ihrem Aufruf zur Beteiligung an der Kriegshilfe erntete sie harsche Kritik, nicht nur von Rosa Luxemburg, Clara Zetkin und Käthe Duncker. Diese vertraten die Meinung, daß es zwar notwendig war, sich um die Frauen der Soldaten und um deren Kinder zu kümmern, wandten sich aber gegen die Zusammenarbeit mit

---

52 Zietz, Bist Du eine der Unsrigen?

53 Siehe Luise Zietz: Unsere Aufgaben, in: Die Gleichheit, Nr. 24, 28.8.1914.

54 Siehe Juchacz, Sie lebten für eine bessere Welt, S.66.

55 Luise Zietz: Die sozialdemokratischen Frauen und der Krieg, Stuttgart, o.J., S.6.

56 Siehe ebenda, S.4f.

57 Ebenda, S.5f.

58 Luise Zietz, Die Hilfsaktion der Berliner Genossinnen, in: Die Gleichheit, Nr. 1, 2.10.1914.

bürgerlichen Frauen und verwies darauf, daß die erste und wichtigste Pflicht einer Sozialistin und Internationalistin sei, die Massen für den Kampf gegen den Krieg zu mobilisieren.<sup>59</sup> Luise Zietz' Verhalten während des Ersten Weltkriegs war und blieb widersprüchlich. Bei der Internationalen Konferenz der Sozialistinnen im März 1915 in Bern, die als eine der ersten Aktionen gegen den Krieg in die Geschichte der Arbeiterbewegung eingegangen ist, fehlte sie.<sup>60</sup> Aber schon wenige Monate später unterschrieb sie am 9. Juni 1915 einen „Offenen Brief“ an den Parteivorstand, den Karl Liebknecht verfaßt hatte und in dem gegen die Kriegspolitik der SPD-Führung protestiert wurde. Im Oktober 1915 war sie Sprecherin einer Deputation Berliner Genossinnen, die eine Sitzung des Parteiausschusses der SPD störte, um dort Kritik an der Politik der Parteiführung zu üben.<sup>61</sup> Sie unterstützte nun die Arbeit des „Nationalen Frauendienstes“ nicht mehr.<sup>62</sup> Im März 1916 veröffentlichte sie zum Internationalen Frauentag in einer Reihe von Zeitungen den Artikel „März agitation“.<sup>63</sup> Obwohl sie in diesen Artikel auf eine eindeutige Stellungnahme gegen den Krieg verzichtete und statt dessen Fragen wie Frauenerwerbsarbeit und Staatsbürgerinnenrechte besprach, wurde es ihr nun verboten, „während der Dauer des Kriegszustandes Vorträge zu halten und in Versammlungen zu reden“. Sie durfte diese Anordnung nicht bekannt geben, und es wurde ihr der Auslandspaß entzogen.<sup>64</sup> Sie mußte ihre politische Tätigkeit in illegaler Form fortführen. Nun kämpfte sie nicht nur in Deutschland gegen den Krieg und für den Frieden, sondern hielt auch mit der Sozialistischen Internationale Kontakt. Heimlich reiste sie in die Schweiz und nach Stockholm, wo sie offensichtlich neuen Mut für ihre aufreibende Arbeit schöpfte.<sup>65</sup> Bei der Reichskonferenz der SPD 1916 verurteilte Luise Zietz die Kriegspolitik entschieden. Die innerparteiliche Opposition gegen den Krieg wurde stärker. Trotz zahlreicher Parteiaustritte blieb die SPD-Führung bei ihren zustimmenden Positionen. Luise Zietz opponierte nun gegen die Parteiführung und beteiligte sich im April 1917 in Gotha an der Gründung der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (USPD), in der sich ein großer Teil der Kriegsgegner zusammenfand. Sie erhielt sofort die Position einer geschäftsführenden Sekretärin, wurde ins Zentralkomitee der Partei gewählt und hatte als Frauensekretärin maßgeblichen Einfluß auf die USPD-Frauenbewegung. Die USPD gründete einen Reichsfrauenausschuß, der bereits zwei Monate später eine

---

59 Siehe Rosa Luxemburg: Gesammelte Werke, Band 4, Berlin 1974, S.121; Käthe Duncker: Unsere Frauen und der nationale Frauendienst, in: Die Internationale, Nr. 1, April 1915, S.33, 37.

60 Siehe Zörner, Luise Zietz, S.38.

61 Siehe ebenda, S.39.

62 Siehe Hedwig Wachenheim: Vom Großbürgertum zur Sozialdemokratie, Memoiren einer Reformistin, Berlin 1973, S.58.

63 Siehe Luise Zietz, „März agitation“, in: Vorwärts, 29.2.1916; auch in Leipziger Volkszeitung, Schwäbische Tagwacht, Volksfreund, 1.3.1916; Volkswacht für Schlesien und Posten, 6.3.1916.

64 Siehe Zeisler, Luise Zietz, S.125; Luise Kautsky: Luise Zietz, in: Die Genossin, H. 1, 1932, S.6.

65 Siehe Zietz, Zeitungsausschnitt.

Forderung nach allgemeinem, gleichem, direkten und geheimen Wahlrecht an den Reichstag richtete.<sup>66</sup>

Der Übertritt von Luise Zietz zur USPD war sicher „ein herber Verlust [...] für die alte SPD“.<sup>67</sup> Auch Clara Zetkin war Gründungsmitglied der USPD. Die SPD entzog Clara Zetkin die Herausgeberschaft der „Gleichheit“. Marie Juchacz übernahm die Redaktion und trat bei den Mehrheitssozialisten (MSPD) die Nachfolge von Luise Zietz als zentrale Frauensekretärin an.

*Parlamentarische Arbeit in der Verfassungsgebenden Nationalversammlung und im Reichstag*

Im Oktober 1917, gegen Ende des Ersten Weltkrieges, war Luise Zietz am Matrosenputsch beteiligt und wurde am 13. Oktober 1917 in „Schutzhaft“ genommen und am 5. November 1917 gegen eine Kautionsfreigabe freigelassen.<sup>68</sup> Während der Tage der Novemberrevolution 1918 hielt sie Referate in Hamburg und Berlin und nahm an der Sitzung des „Vollzugsrates der revolutionären Obleute“ am 2. November 1918 teil, in der der strategische Aufstandsplan beraten wurde.<sup>69</sup> In der „Freiheit“ rief sie im Frühjahr 1919 zur „Eroberung der politischen Macht“ durch das Proletariat und zum Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft auf.<sup>70</sup> Nachdrücklich trat sie für das Räte-System ein. Ihr Standpunkt blieb jedoch wiederum verschwommen, denn gleichzeitig sprach sie für den Parlamentarismus.<sup>71</sup> Den Übertritt Clara Zetkins in die KPD wollte Luise Zietz nicht akzeptieren. Sie bezeichnete ihn als „abgrundtiefen Verrat“.<sup>72</sup> Sie gehörte nun dem eher gemäßigten Flügel der USPD an und versuchte immer wieder, Gemeinsamkeiten mit der alten SPD zu finden. Ihr Name stand unter einer Interpellation der Frauen gegen die Hungerblockade und für die Herausgabe der Kriegsgefangenen.<sup>73</sup>

Selbst Vorkämpferin für das Frauenwahlrecht, zog sie, nachdem es endlich erkämpft war, als eine der ersten Frauen 1919/1920 für die USPD in die verfassungsgebende Nationalversammlung und vertrat die Partei zwischen 1920 und 1922 im Reichstag. Während ihrer Zeit als Parlamentarierin trat sie konsequent für die Gleichberechtigung der Frauen und für die Verbesserung der Situation der Armen und Unterdrückten ein. Sie versuchte immer wieder, die parlamentarische Arbeit mit

---

66 Siehe Oppositionelle Frauen treten der USPD bei, in: Annette Kuhn (Hrsg.): Die Chronik der Frauen, Dortmund 1993.

67 So Dertinger, Frauen im Reichstag, S. 4.

68 Siehe Zeisler, Luise Zietz, S. 139.

69 Siehe ebenda, S. 150.

70 Siehe Luise Zietz: Aufruf „Genossinnen!“, in: Die Freiheit, Nr. 261, 27. 4. 1919, Beilage.

71 Siehe Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands, Protokoll über die Verhandlungen des außerordentlichen Parteitag vom 2. bis 6. März 1919 in Berlin, Berlin o. J., S. 174.

72 Siehe USPD, Protokoll über die Verhandlungen des Parteitag in Leipzig vom 8. bis 12. Januar 1922, Leipzig o. J., S. 184.

73 Siehe Juchacz, Sie lebten für eine bessere Welt, S. 67.

außerparlamentarischen Aktionen der Arbeitenden zu verbinden.<sup>74</sup> Alle ihre Anträge, die sich zum Beispiel auf staatsbürgerliche, familien- und arbeitsrechtliche Gleichstellung der Geschlechter, auf Gleichstellung von nichtehelichen Kindern bezogen, wurden mehrheitlich abgelehnt.<sup>75</sup>

Auch im Reichstag scheint sie sich als ausgezeichnete Rednerin hervorragen zu haben. Ein unter dem Pseudonym „A“ schreibender ehemaliger preußischer Offizier, später als Adolf Stein identifiziert, berichtete, daß die „Damen der Gesellschaft in Weimar“ um Einlaßkarten für den Reichstag baten, wenn sie wußten, Luise Zietz würde sprechen. Er bezeichnete sie als „Halbgebildete“ oder „etwas beschränkte Proletarierfrau, die von Mutter Natur eine übergroße Menge [...] männlicher Moleküle mitbekommen hat und in ihrem männlichen Amt als Parteisekretär der unabhängigen immer noch mehr verholzt ist.“ Sie stand also durchaus ihren Mann. Das hätte er vielleicht akzeptiert, wenn sie nicht in ihren Reden um „die Grundrechte der Frau“ gestritten hätte. Das war es, was nach seiner Meinung ihre Beschränktheit ausmachte. Denn er wußte: „Der Mann wird nie Kinder kriegen, die Frau nie die Waffe tragen. [...] Und nicht draußen, sondern ‚drinnen waltet die züchtige Hausfrau‘; hinaus ins feindliche Leben muß immer noch vorzugsweise der Mann.“ Daher müsse auch Frau Zietz begreifen, daß es nicht angehen könne, daß „beide Geschlechter in jeder Art“ gleichgestellt werden.<sup>76</sup> Herr A. dagegen lobte Lore Agnes, Reichstagsabgeordnete der SPD. Sie war „kein Mann wie Frau Zietz“, machte die „Zietzchen Kreischorgien“ nicht mit, sondern sprach ruhig und sachlich.<sup>77</sup>

Marie Juchacz, die für die SPD im Reichstag saß, bedauerte, daß Luise Zietz die Wiedervereinigung der beiden Flügel der Arbeiterbewegung nicht erleben konnte.<sup>78</sup> Antje Dertinger meinte, man könne davon ausgehen, daß sich Luise Zietz 1922 mit dem verbliebenen USPD-Teil wieder der alten Sozialdemokratie angeschlossen hätte.<sup>79</sup> Es muß eine Vermutung bleiben.

Luise Zietz erlebte die Vereinigung der USPD mit der MSPD nicht mehr. Nur knapp drei Jahre konnte sie im Reichstag wirken. Ihre Kräfte ließen langsam nach, aber das wollte sie nicht zugeben. „Sie kannte keine Schonung und nichts erzürnte sie mehr, als wenn man von ihr diese Schonung forderte“, hieß es später in einem Nachruf.<sup>80</sup> Selbst wenn sie wegen eines quälenden Nierenleidens wochenlang ans Bett gefesselt war, benutzte sie jeden Rest ihrer Kraft, um ihre politische Arbeit fortzusetzen. Bei der Reichstagsitzung am 26. Januar 1922 erschien sie zunächst noch „völlig frisch“, dann bekam sie mitten im Sitzungssaal einen Ohnmachtsanfall

74 Siehe zum Beispiel Walter Wimmer: Das Betriebsrätegesetz von 1920 und das Blutbad vor dem Reichstag, in: Schriftenreihe Beiträge zur Geschichte und Theorie der Arbeiterbewegung, Band 11, hrsg. vom IML beim ZK der SED, Berlin 1957, S. 20

75 Siehe Florence Hervé/Ingeborg Nöding: Lexikon der Rebellinnen, Dortmund 1996, S.262.

76 „A“: Friedrich der Vorläufige, die Zietz und die anderen. Die Weimarer Nationalversammlung 1919, Februar/August, Berlin 1919, S.215ff.

77 Ebenda, S.217, 303.

78 Siehe Juchacz, Sie lebten für eine bessere Welt, S.67.

79 Siehe Dertinger, Frauen im Reichstag, S.4.

80 Luise Zietz, in: Die Freiheit, Nr. 46, 27.1.1922, S.1.

ein Herzinfarkt, wie sich später herausstellte.<sup>81</sup> „Sie hatte immer weit über ihre Kraft gelebt, und so konnte ihr Leben nur kurz sein“, schrieb Marie Juchacz später.<sup>82</sup> Luise Zietz starb in der folgenden Nacht am 27. Januar 1922 im Urbankrankenhaus in Berlin, „ausgebrannt an einem Übermaß an Arbeit, die sie vor allem zur Politisierung der Frauen des Proletariats aufwandte“.<sup>83</sup> Sie war noch keine 57 Jahre alt. Aus dem In- und Ausland trafen Beileidsbekundungen von Sozialisten und Gewerkschaftern ein. Der Reichstagspräsident Paul Löbe berichtete, daß „beide Richtungen der Sozialdemokratie [...] vor der Bahre der opferbereiten Führerin“ dankbar ihre Fahnen gesenkt hätten.<sup>84</sup> Clara Zetkin würdigte in ihrem Abschiedsgruß Luise Zietz als eine „der markantesten Erscheinungen der proletarischen Frauenbewegung“ und bedauerte, „daß sich zuletzt ihr Weg von dem seiner Vorhut trennte.“<sup>85</sup> Im Krematorium in der Gerichtsstraße in Berlin hielt die Genossin Lore Agnes einen tiefempfundenen Nachruf auf „unsere Luise“.<sup>86</sup> Die Sozialistin und Freidenkerin hat auf dem Zentralfriedhof in Friedrichsfelde inmitten bekannter VorkämpferInnen des Sozialismus ihre letzte Ruhestätte gefunden. „Ein treuer, guter, kluger und opferbereiter Mensch ist nicht mehr“, schrieb die „Freiheit“, das Berliner Organ der USPD, am Tage ihres Todes auf ihrer Titelseite. Der unbekannte Autor vergaß nicht, darauf hinzuweisen, daß Luise Zietz keine „Frauenrechtlerin“ war. Davor hätten sie ihr reifer Verstand und ihr klarer Blick bewahrt.<sup>87</sup> Auch dazu können wir sie nicht mehr fragen.

---

81 Siehe Die letzten Stunden, in: Die Freiheit, 27.1.1922, S. 1.

82 Juchacz, Sie lebten für eine bessere Welt, S.67.

83 Ebenda.

84 Paul Löbe: Porträt der Woche: Luise Zietz, eine sozialistische Vorkämpferin, in: Frauen-Korrespondenz, Nr. 23, 14.1.1947, AdSD, Sammlung Personalien Luise Zietz.

85 Zitiert bei Zörner, Luise Zietz, S.39f.

86 Siehe Dittmann, Luise Zietz, S.28.

87 Luise Zietz, in: Die Freiheit, 27.1.1922, S.1.

## Dokumente

„Die Bauarbeiter [...] erkennen die ihnen diktierte 10%ige Normenerhöhung nicht an.“

Wilfriede Otto

Am 15. Juni 1953 richteten die Bauarbeiter der Großbaustelle Krankenhaus (Bettenhaus) Berlin-Friedrichshain einen Protestbrief an DDR-Ministerpräsident Grotewohl. Zu den Inspiratoren gehörten der hauptamtliche 1. BGL-Vorsitzende der Bau-Union Friedrichshain, Max Fettling, der Brigadier Kurt Bluhm und andere Arbeiter der Großbaustelle. Es ist die bis jetzt einzig nachweisbare Gruppe, die das soziale Anliegen der Arbeiter in eigenständiger gewerkschaftlicher Vertretung direkt an die Regierung der DDR herantrug. Obgleich sofort eine Abordnung der Baustelle im Sekretariat des Ministerpräsidenten empfangen wurde, gelang es nicht, den Konflikt zu entschärfen. Er sprang am 16. Juni bekanntlich auf die Großbaustelle in der Berliner Stalinallee und am 17. Juni auf weitere Städte der DDR über und löste Massenproteste, Arbeitsniederlegungen und Demonstrationen gegen die politischen Verhältnisse in der DDR aus. Hier wird das Vorgehen der Inspiratoren dokumentiert.

Der Aufstand im Juni 1953 hatte seine Ursachen vor allem in inneren Entwicklungsproblemen der DDR und systeminternen Faktoren. War der Kurs der Zweiten Parteikonferenz der SED vom Juli 1952 auf den Aufbau der Grundlagen des Sozialismus schon im Ansatz problematisch, so mußte die militärische Aufrüstung entsprechend sowjetischen Vorgaben zusätzliche Erschwernisse bringen. Hinzu kam die falsche Annahme der SED-Führung vom Herbst 1952, „mit der beschleunigten Schaffung der Grundlagen zum Aufbau des Sozialismus beginnen“ zu können, wie 1953 eingestanden wurde.<sup>1</sup>

Unzufriedenheit in der Arbeiterschaft wuchs insbesondere mit dem seit Februar 1953 entfachten „Feldzug für strenge Sparsamkeit“, der auch eine Bewegung zur freiwilligen Normerhöhung auslösen sollte. Vor allem in der volkseigenen Industrie wollte die SED-Führung höhere Arbeitsnormen, technisch begründete, wie es hieß, durchsetzen. Dafür sollten in jedem Betrieb entsprechende technische und arbeitsorganisatorische Voraussetzungen geschaffen werden. Eine Analyse des Bundesvorstandes des FDGB von Anfang Mai 1953 gab dem Politbüro des Zentralkomitees der SED Auskunft über den Stand der Festlegung neuer Normen in den einzelnen Industriezweigen. Sie ließ zwar Fortschritte erkennen, signalisierte aber auch Spannungen. So wurde u. a. berichtet, daß im Leuna-Werk „Walter Ulbricht“ erst 600 Kollegen in die Bewegung einbezogen werden konnten. Im

---

<sup>1</sup> Otto Grotewohl: Von der Tagung des Berliner Parteiaktivs, in: Neues Deutschland, 18.6.1953, S.3.

Mansfeld-Kombinat, Schacht „Fortschritt“ mit 4369 Beschäftigten, hatten 14 Arbeiter ihre 8 Arbeitsnormen um 10 bis 20 Prozent erhöht.<sup>2</sup> Hinweise auf Diskussionen unter Arbeitern, daß die Schaffung Nationaler Streitkräfte Ursache der Schwierigkeiten sei, daß Preisveränderungen und eingeschränkte Fahrpreisermäßigungen nicht mit Normenerhöhung in Einklang zu bringen seien und man nicht mit „leerem Magen revolutionär sein könne“, waren eher unter- als übertrieben. Sie wurden nicht gebührend gewürdigt. Auf Initiative des Politbüros verabschiedete das 13. Plenum des Zentralkomitees am 14. Mai 1953 den Beschluß, „eine Erhöhung der für die Produktion entscheidenden Arbeitsnormen um durchschnittlich 10 Prozent bis zum 1. Juni 1953 sicherzustellen“.<sup>3</sup> In dieser administrativen Vorgabe für mehr Arbeit gegen gleichen bzw. gegen weniger Lohn zeigte sich Ignoranz gegenüber Arbeiterbelangen und Willkür. Das ließ den Konflikt in der DDR eskalieren.

Die Bauarbeiter auf den Berliner Großbaustellen hatten im „Nationalen Aufbauwerk“ seit 1952 Leistungswillen bewiesen. In der Stalinallee waren erste bezugsfertige Wohnungen übergeben worden. Manche Brigade konnte Bestarbeiter vorweisen, hatte ihr Arbeitstempo erhöht und Tage an Planvorsprung herausgeholt. Doch als der Ministerrat der DDR am 28. Mai 1953 der SED-Vorgabe vom 14. Mai folgte und vorschrieb, bis zum 30. Juni definitiv alle Normen um 10 Prozent zu erhöhen, trieb das die Unzufriedenheit auf die Spitze. „Ernste Signale waren, daß es in einer größeren Anzahl von Betrieben bereits vor der Veröffentlichung des Kommuniqués [des Politbüros der SED vom 9. Juni, - W. O.] zu kurzfristigen Streiks, vor allem gegen die nunmehr administrative Normenerhöhung kam“, wurde in einer Analyse aus dem Parteiapparat von Ende Juni 1953 formuliert.<sup>4</sup>

In diese Atmosphäre hinein platzten das Kommuniqué des Politbüros des Zentralkomitees der SED vom 9. Juni, das „eine Reihe von Fehlern“ zugestand, sowie der Beschluß des Ministerrats vom 11. Juni 1953, der alle sozialen Zwangsmaßnahmen – außer der Normenerhöhung – sowie politische und strafrechtliche Restriktionen seit 1952 zurücknahm. Walter Ulbricht, Otto Grotewohl und Fred Oelßner hatten am 2. Juni 1953 in Moskau einen Kurswechsel befohlen bekommen,<sup>5</sup> der auf Anweisung des Hochkommissars der UdSSR in Deutschland Wladimir Semjonow sofort umgesetzt werden mußte.

Die Bauarbeiter, die schon am 12. Juni einen Lohnabzug um 10 Prozent und mehr zu spüren bekamen, sahen es nur als gerecht an, ihre alten Normen zurückzuverlangen. Der von Rudolf Herrnstadt verfaßte Artikel, „Es wird Zeit, den

---

2 Siehe SAPMO-BArch, NY 4090/512, Bl. 126f.

3 Beschluß der 13. Tagung des ZK der SED über die Erhöhung der Arbeitsproduktivität, in: Dokumente der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Beschlüsse und Erklärungen des Zentralkomitees sowie seines Politbüros und seines Sekretariats (im folgenden: Dokumente der SED), Bd. IV, Berlin 1954, S.411f.

4 Analyse, zusammengestellt von der ZK-Abteilung Leitende Organe der Parteien und Massenorganisationen, SAPMO-BArch, DY 30/3688, Bl. 115.

5 Siehe Elke Scherstjanoi: „In 14 Tagen werden sie vielleicht keinen Staat mehr haben“. Vladimir Semenov und der 17. Juni 1953, in: Deutschland Archiv 31(1998), S.917-923; Wilfriede Otto: Der Tod des Diktators – ein Circulus vitiosus für die SED, in: Utopie kreativ, 149, 2003, S.209-220.

Holzhammer beiseite zu legen“, der am 14. Juni in der Sonntagsausgabe des „Neuen Deutschland“ erschien, sprach die schwelenden Probleme an und verurteilte diktatorisches Vorgehen von Parteifunktionären. Er ging am Montag, dem 15. Juni, in der Stalinallee von Hand zu Hand, wie sich Heinz Brandt, Sekretär für Agitation und Propaganda bei der SED-Bezirksleitung Berlin, erinnerte.<sup>6</sup> Eine Versammlung auf der Großbaustelle Krankenhaus Friedrichshain an diesem Tag, an der die Arbeiter der Baustellen Staatsoper und Stalinallee Block 40 teilnahmen, führte nach reger Debatte zu dem Entschluß, sich schriftlich an Ministerpräsident Otto Grotewohl zu wenden und eine Delegation zu entsenden.

Der als Dokument 1 abgedruckte Brief der Bauarbeiter vom 15. Juni benannte das Defizit des „Neuen Kurses“ und drückte die Hauptforderung, von der Normenerhöhung Abstand zu nehmen, unmißverständlich aus. Bis zum nächsten Tag gegen Mittag verlangten die Bauarbeiter eine Antwort. Um 10.00 Uhr des 15. Juni legten die 300 Arbeiter der Baustelle Friedrichshain zur Bekräftigung ihrer Forderungen die Arbeit nieder. Die anwesenden Vertreter anderer Baustellen nahmen eine Abschrift der Resolution mit. Der SED-Sekretär Gutzeit (in manchen Quellen: Gutezeit), verantwortlich für mehrere Baustellen, stimmte für das Verlesen der Resolution.

Unbekannt war bisher, wie dieser Arbeiterprotest „oben“ aufgenommen wurde. Die erstmals mit den Dokumenten 2, 3 und 4 veröffentlichten Unterlagen aus dem Büro des Ministerpräsidenten zeugen von Verständnis aber auch von bürokratischem Kleingeist. Die Delegation wurde am 15. Juni gegen 13.00 Uhr nur von einer Sekretärin und einem Mitarbeiter im Büro des Ministerpräsidenten empfangen, was nicht allein damit gerechtfertigt werden kann, daß sie überraschend aufgetaucht war. Das Engagement dieser Arbeitervertreter sorgte letztlich für einen Impuls bis in das Politbüro des Zentralkomitees. Der BGL-Vorsitzende Fettling übergab die Resolution und informierte über die Arbeitsniederlegung in Friedrichshain sowie auf anderen Baustellen des VEB-Industriebau, der insgesamt 3000 Arbeiter zählte.

Zirka 1½ Stunde währte die Diskussion „1. über die grundsätzliche Frage der Notwendigkeit der Erhöhung der Arbeitsnormen; 2. über die Methoden der Handhabung des Beschlusses des Ministerrates im VEB-Industriebau“ (Dokument 4). Fettling und seine Kollegen betonten, daß eine Normenerhöhung einer guten Arbeitsorganisation und entsprechender technischer Voraussetzungen bedürfe, nicht schematisch und diktatorisch durchgeführt werden könne.

Das ihnen gegebene Versprechen, „die Angelegenheit bis zum nächsten Morgen mit den dazu zuständigen Stellen klären zu lassen“ (Dokument 4), wurde jedoch nicht eingelöst. Die SED-Führung hielt am unsäglichem Prinzip fest, das auch im Ratschlag eines sowjetischen Offiziers an Bruno Baum, Sekretär für Wirtschaft in der SED-Bezirksleitung, mitschwang, daß nämlich ‚jedes ‚Zurückweichen‘ in der Normenfrage von Übel sei“. An Stelle der erwarteten Antwort erlebten die Bauarbeiter am Morgen des 16. Juni ein Aufgebot von Instruktoren. In ihrer Gewerkschaftszeitung „Tribüne“ fanden sie einen Beitrag, der die Hoffnungen vom

---

6 Siehe Heinz Brandt: Ein Traum der nicht entführbar ist. Mein Weg zwischen Ost und West, Berlin 1978, S.226.

Vortrag zerschlug. Ein Artikel von Otto Lehmann verteidigte „den Beschluß des Ministerrates über die Erhöhung der Arbeitsnormen um durchschnittlich 10 Prozent bis zum 30. Juni 1953“. Er sei „mit aller Kraft durchzuführen“.<sup>7</sup>

Am selben Morgen des 16. Juni beriet das Politbüro. Es entschied erst im dritten Tagesordnungspunkt über die Normenfrage, und das auf Nachdruck von Heinz Brandt, der seinen Ersten Bezirkssekretär Hans Jendretzky deswegen aus der Sitzung des Politbüros herausgeholt hatte. Die Erklärung des Politbüros, die dann am 17. Juni im „Neuen Deutschland“ veröffentlicht und in der Literatur bisher als Aufhebung des Normenbeschlusses eingeordnet wurde, bekräftigte Initiativen zur freiwilligen Erhöhung der Arbeitsnormen, lehnte administrative Wege ab und forderte, die „angeordnete obligatorische Erhöhung der Arbeitsnormen als unrichtig aufzuheben“<sup>8</sup> sowie den Beschluß vom 28. Mai zu überprüfen. Diese Halbherzigkeit erschwerte die Konfliktlösung. Ulbricht, der mit Jendretzky die Politbürositzung verlassen hatte, sagte dennoch, die Erklärung müsse „sofort über den Sender gehen“. Schließlich beauftragte das Politbüro den Stellvertreter des Ministerpräsidenten, Heinrich Rau, den Empfang von Arbeiterdelegationen zu organisieren.

Für 20.00 Uhr des 16. Juni wurde das Berliner Parteiaktiv zusammengerufen. In Hektik traf nun auch die Regierung gegen Mittag ihre Entscheidung in der Normenfrage. Bruno Fettling soll nach einem Bericht des Ministeriums für Staatssicherheit in seinem Betrieb um 13.15 Uhr Bescheid erhalten haben, daß die Normenerhöhung aufgehoben sei.<sup>10</sup> Der Teil der Arbeiter, der sich nicht dem großen Demonstrationzug ab etwa 10.25 Uhr angeschlossen hatte, ging wieder an die Arbeit. Doch die meisten waren schon der Losung „Bauarbeiter fordern Normsenkung“ gefolgt, die der Steinmetz Günter Sandow von der Baustelle Stalinallee E-Süd rasch auf das Stofftransparent geschrieben hatte. Bei dem Protest vor dem Haus der Ministerien, wo sich gegen 14.00 Uhr ca. 4000 Menschen versammelten, meistens Bauarbeiter, drang die Mitteilung von Minister Fritz Selbmann, daß die Normenerhöhung überprüft und rückgängig gemacht würde, nicht mehr durch. Es erklang der Ruf nach Generalstreik.

Die aktuelle Berichterstattung des Senders RIAS informierte ab 18.30 Uhr über den Besuch einer Delegation Ostberliner Bauarbeiter im Gebäude des Senders. Sie war nicht mit der Gruppe um Fettling identisch. Während der RIAS mit Meldungen vom Geschehen auf Sendung blieb, verzichtete der DDR-Rundfunk auf solche Nachrichten. Und Ulbricht sprach auf der Parteiaktivtagung über die Normenfrage ebenso verklausuliert wie die Politbüro-Erklärung.

Bauarbeiter, die auf Großbaustellen der DDR in den Bezirken Leipzig, Dresden, Erfurt, Brandenburg, Potsdam, Frankfurt/Oder und Cottbus tätig waren, standen am Morgen des 17. Juni an der Spitze der Streikbewegung dort. Belegschaften

---

7 Otto Lehmann: Zu einigen schädlichen Erscheinungen bei der Erhöhung der Arbeitsnormen, in: Tribüne, 16.6.1953, S.2.

8 Dokumente der SED, Bd. IV, S.432.

9 Brandt, Ein Traum, S.231.

10 Siehe Der Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR (im folgenden: BStU), Zentralarchiv (im folgenden: ZA), AS 356/57, Bd. 1, Pag. 23.

Berliner Großbetriebe und Bauarbeiter der Stalinallee prägten das Bild im Zentrum der DDR-Hauptstadt. Schon bald dominierten Losungen gegen die SED und die Regierung der DDR, eskalierte der Protest.

Max Bruno Fettling, 46 Jahre, ohne einen erlernten Beruf, verheiratet und Vater von einem Jungen, agierte am 17. Juni wie in einem Wespennest. Er hoffte noch auf eine Antwort Grotewohls, und er ließ sich nicht dazu bewegen, den Streik anzuführen. Müde und niedergeschlagen war er am Abend. Am nächsten Tag diskutierte er auf der Baustelle Bettenhaus-Friedrichshain mit den Bauleuten über die Arbeitsaufnahme und mußte wenig später die Festnahme von Bauarbeitern zur Kenntnis nehmen. Niemand von ihnen hatte sich an Ausschreitungen beteiligt. Fettling verstand die Reaktion der Regierung nicht und sollte wenig später völlig fassungslos sein. Während in der Republik vielerorts Arbeitsniederlegungen bis zum 22. Juni anhielten, saß er seit dem 19. Juni in der Untersuchungshaftanstalt Berlin I. des Ministeriums für Staatssicherheit, mit ihm weitere fünf Gewerkschaftsmitglieder bzw. -funktionäre vom VEB-Industriebau Friedrichshain.<sup>11</sup> Er und seine Kollegen, z. B. Karl Foth (48 Jahre) und Berthold Stanicke (22 Jahre), bekamen - wie andere - das harte Vorgehen der SED zu spüren, die sich nicht nur an einen defizitären „Neuen Kurs“ hielt, sondern Verfassungsbruch beging, indem sie streikende Arbeiter verfolgen ließ. Parteiintern gehörten Fettling und andere zu den „Auslösern“ „feindlicher Aktionen“, die „in Berlin am 16. 6. mit dem Streik der Bauarbeiter und ihren Demonstrationen“ begannen, „deren Schwerpunkt [...] die Baustellen Krankenhaus Friedrichshain und in der Stalinallee“ waren.<sup>12</sup> Zum Ausgangsdelikt wurde die gewerkschaftliche Dampferfahrt der Bauleute am 13. Juni auf dem Berliner Müggelsee erklärt, die seit vier Wochen feststand, nun aber von einem Brigadier für eine verdeckte Streikvorbereitung ausgenutzt worden sei. Der am 10. Juli angefertigte Bericht des MfS erwähnte neben der Verabredung zum Streik kein politisches oder kriminelles Delikt.<sup>13</sup>

Fettling und die mit ihm Verhafteten blieben nach bisheriger Kenntnis die einzigen, die - nach fast einem Jahr, am 26. Mai 1954 - nach Kontrollrats-Direktive Nr. 38<sup>14</sup> und nach den Befehlen Nr. 160/1945 und Nr. 17/1948 der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland wegen „Aufruhr“ verurteilt wurden.<sup>15</sup> Das Urteil des Berliner Kammergerichts in Erster Instanz lautete für Fettling auf 10 Jahre

11 Siehe BSÜ, ZA, AS 356/57, Bd. 1, Pag. 2.

12 Analyse zusammengestellt von der Abteilung Leitende Organe, SAPMO-BArch, DY 30/3688, Bl. 88.

13 Auch die KGB-Residentur in Karlshorst hatte einen Vertrauten auf dem Ausflugschiff. Noch nachts ging ein Bericht nach Moskau, was dem MfS offensichtlich verborgen blieb. Den Fakt erwähnte der vormalige KGB-General Sergej Kondraschow gegenüber der Verfasserin am 28.9.2002.

14 Direktive des Alliierten Kontrollrates vom 12.10.1946 gegen Kriegsverbrecher, Nationalsozialisten, Militaristen und möglicherweise gefährliche Deutsche.

15 Siehe Urteile und Haftkarteien, BArch Berlin, DP 1, VA 7885. Befehl Nr. 160 vom 3.12.1945 (sog. Sabotagebefehl) und Befehl Nr. 17 vom 2.2.1948 gehörten zu jenen Befehlen der SMAD, die nach einer Vorgabe der Sowjetischen Kontrollkommission vom Februar 1950 solange in Kraft blieben, bis sie durch eine Verfügung der Regierung der DDR ersetzt wurden. Anfang der fünfziger Jahre begannen zwar die Arbeiten für ein neues Strafgesetzbuch, doch eine endgültige Verabschiedung erfolgte erst Anfang 1958.

Zuchthaus, die nach Berufung in 10 Jahre Gefängnis abgeändert wurden. Nach seiner vorzeitigen Entlassung am 9. August 1957 verliert sich von ihm jede Spur.

## Dokumente<sup>16</sup>

### *Dokument 1*

*Brief Berliner Bauarbeiter an Ministerpräsident Grotewohl, 15. Juni 1953, Abschrift<sup>17</sup>*

VEB Industriebau

Baustelle: Bettenhaus-Friedrichshain

Berlin NO. 18, den 15. 6. 1953

Leninallee 171

An den

Herrn Minister-Präsidenten

Otto Grotewohl

Berlin W.

Leipziger Straße

Wir Kollegen der Großbaustelle des Krankenhauses Friedrichshain vom VEB Industriebau wenden uns an Sie, Herr Ministerpräsident, mit der Bitte, von unseren Sorgen Kenntnis zu nehmen.

Unsere Belegschaft ist der Meinung, daß die 10%ige Normenerhöhung für uns eine große Härte ist. Wir fordern, daß von dieser Normenerhöhung auf unserer Baustelle Abstand genommen wird.

Wir haben aus dem Ministerrats-Beschluß<sup>18</sup> zur Kenntnis genommen, daß alle republikflüchtigen Großbauern und Gewerbetreibenden ihr Eigentum zurückerhalten werden, so daß wir Werktätigen demzufolge unsere Normen, wie sie vorher bestanden, beibehalten wollen.

In Anbetracht der sehr erregten Stimmung der gesamten Belegschaft fordern wir, zu diesen schwerwiegenden Punkten unverzüglich befriedigend Stellung zu nehmen und erwarten ihre Stellungnahme bis spätestens morgen Mittag.

Für die Belegschaft der Baustelle

B.G.L. (Fettling)

[Stempel]

Betriebsgewerkschaftsleitung

des VEB Industriebau

Baustelle

---

16 Eckige Klammern markieren Einfügungen der Autorin. Handschriftliche Vermerke auf den Dokumenten werden durch eine runde Klammer gekennzeichnet. Namen, die sich nicht auf Personen der Zeitgeschichte beziehen, werden mit Initialen wiedergegeben.

17 SAPMO-BArch, NY 4090/437, Bl. 8. Von den Bleistiftnotizen auf dem oberen Rand des Briefes sind nur die Abkürzungen "Ob. Ebert. Stadtrat ... Abt.... Bez. Ltg. Baum SED" zu entziffern. Eine Kopie des Briefes und die 1953 benutzte Schreibmaschine befinden sich in der Ausstellung über den Aufbau der damaligen Stalinallee im Kaffee Sibylle, Karl-Marx-Allee 72.

18 Beschluß vom 28.5.1953 über die Normenerhöhung.

*Dokument 2**Aktennotiz im Büro des Ministerpräsidenten, 15. Juni 1953, Abschrift<sup>19</sup>*

Berlin, den 15. 6. 1953

Die Delegation des VEB Industriebau, Baustelle Bettenhaus Friedrichshain, berichtete, daß die Belegschaft ihrer Baustelle (300 Arbeiter), heute seit 10 Uhr morgens die Arbeit niedergelegt hat. Informativ teilte sie uns mit, daß noch mehrere Baustellen des VEB Industriebau (Gesamtstärke ca. 3000 Arbeiter) auf Grund der 10%igen Normenerhöhung ihre Tätigkeit eingestellt haben.

(Pla.[schke]) 15. 6. 53

*Dokument 3**Aktennotiz im Büro des Ministerpräsidenten, 15. Juni 1953, Abschrift<sup>20</sup>*

Die Bauarbeiter bei dem Baubetrieb Bettenhaus, Leninallee, erkennen die ihnen diktierte 10%ige Normenerhöhung nicht an und wollen gemeinsam mit ihren Kollegen des VEB die Arbeit niederlegen, wenn bis morgen früh 7 Uhr keine überzeugende Entscheidung seitens der Bauleitung getroffen ist.

Die weiteren Feststellungen ergeben, daß die Verantwortung für die Bauten bei dem Magistrat Berlin:

Genossen Oberbürgermeister Ebert, Genosse Stadtrat D., Genosse Abteilungsleiter W., liegt und daß für die Bezirksleitung der Partei der Genosse Bruno Baum zuständig ist.

Genossin Plaschke ist beauftragt, sich sofort mit Genossen Baum und von da aus mit den übrigen Stellen wegen Beilegung der Meinungsverschiedenheiten und Schwierigkeiten in Verbindung zu setzen.

gez. Tzschorn<sup>21</sup>

Berlin, den 15. Juni 1953

Gen.[ossin] Plaschke und Ambrée haben in der Besprechung mit Gen.[ossen] Baum erfahren, daß es sich um eine größere, offenbar von Westberlin gelenkte Aktion handelt. Heute werden bereits auf mehreren Baustellen Arbeitsniederlegungen erfolgen. Dabei wird immer wieder eine Entscheidung des Min.[ister]-Präs.[identen] Grotewohl verlangt. Zentrum der Aktion ist der Baubetrieb Bettenhaus. Gen.[osse] Baum hat zwar heute 20.0[0] eine Sitzung in der Bezirksleitung der Partei

---

19 SAPMO-BArch, NY 4090/437, Bl. 7.

20 Ebenda, Bl. 6.

21 Hans Tzschorn war persönlicher Referent von Otto Grotewohl. Der folgende Text ist handschriftlich hinzugefügt

einberufen, in der die Lage besprochen werden soll. Gen.[osse] Baum gibt zu erwägen, ob nicht Gen.[osse] Grotewohl selbst Stellung nehmen sollte.

Ich habe dem widersprochen. Zunächst muß der dafür zuständige Magistrat die Sachlage klären. Nach Rücksprache mit Gen.[ossen] Hafrang<sup>22</sup> bestätigt dieser, daß es sich vermutlich um eine größere Aktion handelt. Er hat sich deshalb sofort mit Gen.[ossen] Baum verständigt, nimmt heute abend an der Beratung in der Bezirksleitung teil und gibt danach kurze Information für den Gen.[ossen] Min.[ister] Präs.[identen] Grotewohl.

Th. 15. 6. 53

Gen.[ossen] Ob[erbürger]m[eister] Ebert konnte ich tel.[efonisch] nicht erreichen.

Th. 15. 6., 17.50

*Dokument 4*

*Zusammenfassender Bericht über den Empfang der Bauarbeiter-Delegation am 15. Juni 1953 im Büro des Ministerpräsidenten sowie über erste Maßnahmen, 25. Juni 1953, Abschrift<sup>23</sup>*

Betrifft:

Empfang der Delegation der Bauarbeiter der Stalinallee am 15. 6. 1953 im Sekretariat des Ministerpräsidenten durch die Genossin Plaschke und den Genossen Ambrée

Die Delegation bestand aus dem BGL-Vorsitzenden, einem Brigadier und zwei Arbeitern des VEB-Industriebau, Baustelle Bettenhaus Friedrichshain. Sie überbrachten eine Resolution an den Ministerpräsidenten, in der zum Ausdruck kam, daß sie gegen die Normenerhöhung sind und forderten vom Ministerpräsidenten eine Klärung bis zum 16. 6. 1953 mittags.

Mit den Kollegen wurde über zwei Fragen diskutiert:

1. Über die grundsätzliche Frage der Notwendigkeit der Erhöhung der Arbeitsnormen;
2. über die Methoden der Handhabung des Beschlusses des Ministerrates im VEB-Industriebau.

Die Diskussion dauerte ca. 1 1/2 Stunde. Über die erste Frage wurde mit den Kollegen Einverständnis erzielt. Sie erkannten, daß die Erarbeitung technisch-begründeter Arbeitsnormen für die Steigerung der Arbeitsproduktivität und damit für die billigere Erzeugung von Waren Voraussetzung ist. Auf der anderen Seite betonten sie, daß die Erhöhung der Normen abhängig ist von einer guten

---

22 Josef Hafrang, Staatssekretär.

23 SAPMO-BArch, NY 4090/437, Bl. 3-5.

Arbeitsorganisation und von den notwendigen technischen Vorbedingungen. Ihre Meinung war, daß die Durchführung des Beschlusses des Ministerrates in ihrem Falle zu Lasten der physischen Arbeitskraft der Arbeiter gehen müsste. Wir versuchten ihnen klar zu machen, daß das nicht Sinn und Zweck des Beschlusses ist, sondern daß die Fachministerien dafür Sorge zu tragen haben, daß die Verbesserung der Arbeitsorganisation und Schaffung technischer Hilfsmittel mit der Erhöhung der Normen Hand in Hand gehen müssen.

Zur zweiten Frage führten die Kollegen Klage darüber, daß der Beschluß des Ministerrates im Bereich des VEB-Industriebau schematisch und diktatorisch durchgeführt wurde. Es wurde der Brigadier beauftragt, auf der Grundlage der alten Normen für die einzelnen Kollegen abzustimmen, während der TAN-Bearbeiter<sup>24</sup> und die Lohnbuchhaltung danach obligatorisch 10 % abzogen. Das alles führte zur Unzufriedenheit unter den Kollegen.

Die BGL und der FDGB-Kreisleitung Friedrichshain unterstützten diese schematische Handhabung. Beide beriefen sich darauf, daß es ein Beschluss der Regierung ist und lehnten die Verantwortung, nachdem die Kollegen ihre Unzufriedenheit gegenüber der Gewerkschaft zum Ausdruck gebracht hatten, ab. Wir stellten die Frage, ob von Seiten der Werksleitung und der BGL in Zusammenarbeit mit den Arbeitern Beispiele für die Schaffung technisch-begründeter Arbeitsnormen geschaffen worden sind. Das wurde verneint. Wir brachten den Kollegen gegenüber zum Ausdruck, daß wir mit ihnen einer Meinung sind, wenn sie gegen solche Methoden ihre Mißbilligung zum Ausdruck bringen. Wir versprachen ihnen, die Angelegenheit bis zum nächsten Morgen mit den dazu zuständigen Stellen klären zu lassen.

Die Kollegen sagten uns, daß mit ihnen über diese Frage noch nie so eingehend diskutiert wurde. Wenn das geschehen wäre, so erklärten sie, wäre es ihrer Meinung nach nicht zu der Arbeitsniederlegung gekommen.

Vom Inhalt der Unterredung unterrichteten wir die Genossen E. und Tzschorn. Genosse Tzschorn setzte sich daraufhin mit dem Genossen Hafrang in Verbindung und beauftragte uns, den Genossen Bruno Baum von der Bezirksleitung –Abteilung Wirtschaft – zu informieren. In unserer Aussprache mit dem Genossen Baum ergab sich, daß in der Bezirksleitung das Problem bekannt war und die Partei versuchte, durch Einsatz von Agitatoren auf den Baustellen die Situation zu meistern. In der Diskussion kamen wir auch auf die diktatorische Durchführung des Beschlusses zu sprechen und knüpften dabei an den am Sonntag, den 14. 6. 1953 erschienenen Artikel im Neuen Deutschland „Legt den Holzhammer beiseite“, an. Wir machten dabei die Beobachtung, daß der Genosse Baum für den Inhalt des Artikels nicht zugänglich war. Was sich unseres Erachtens dadurch erklärt, daß er selbst in diesem Artikel kritisiert wurde. Aus der Unterredung mit dem Genossen Baum kamen wir zu der Schlußfolgerung, daß er die Situation unterschätzte. Er stellte es nur als eine

---

24 TAN – technisch-begründete Arbeitsnormen.

Arbeit des Gegners dar, ohne zu erkennen, daß das Nichtanhören der berechtigten Forderungen der Arbeiter dem Gegner größere Möglichkeiten für seine Tätigkeit gab.

Vom Inhalt dieser Unterredung wurde von uns der Genosse Tzschorn informiert. Wir brachten dem Genossen Tzschorn gegenüber zum Ausdruck, daß die Bezirksleitung nicht in der Lage ist, das Problem zu meistern und der Genosse Baum versuchte, uns die Erledigung dieser Angelegenheit zuzuschieben.

Wir baten den Genossen Tzschorn, den Genossen Ministerpräsidenten von diesen Fragen zu unterrichten. Genosse Tzschorn war der Meinung, daß es sich in erster Linie um eine Aufgabe des Magistrats von Groß-Berlin handelt. Er setzte sich aber trotzdem mit dem Genossen Hafrang in Verbindung und beauftragte diesen, durch Instrukteure auf den Baustellen am Dienstag Vormittag eine befriedigende Klärung der Vorgänge herbeizuführen.

Berlin, den 25. 6. 1953

(Ambrée) (Plaschke)

## Diskussion

### Verleumdungen und Fakten

### Über das Leben und das Buch des tschechischen Antifaschisten Julius Fučík, Autor der „Reportage unter dem Strang geschrieben“

Zdeněk Hořeni

Der deutsche Publizist Jürgen Serke beschuldigte den tschechischen Journalisten und Antifaschisten Julius Fučík, Autor des Buches „Reportage unter dem Strang geschrieben“, daß er ein Lockspitzel der Gestapo gewesen wäre, ein Verräter, der angeblich das Leben einiger führender KPČ-Mitglieder, die von den Nazis umgebracht wurden, auf dem Gewissen hat. Serke bezeichnet Fučíks Buch sogar als Fälschung. Diese Beschuldigungen gegen Fučík äußerte Serke in seinem Buch „Böhmische Dörfer“, das zunächst im Wiener Verlag Paul Szolany im Jahr 1987 erschienen ist.<sup>1</sup> Im Jahre 2001 kam es auch in der Tschechischen Republik im Verlag Triada heraus. In seinem umfangreichen Buch über das Schicksal von ungefähr 50 deutschsprachigen Autoren, die irgendwann einmal mit der Tschechoslowakei verbunden waren, äußert sich der Autor über Fučík nur auf einigen wenigen Seiten. Dennoch wurden diese Behauptungen in der Tschechischen Republik nicht übersehen. Die Gesellschaft „Julius Fučík“, die das Vermächtnis Fučíks pflegt und zu seiner Verteidigung antritt, gab in der tschechischen Presse ihren Standpunkt bekannt und verwehrte sich aufs schärfste gegen Serkes Verleumdungen.

Serke äußert sich über Fučík in dem Kapitel seines Buches, das dem tschechisch-österreichisch-jüdischen Schriftsteller Hugo Sonnenschein gewidmet ist. Er beruft sich auf eine Äußerung Sonnenscheins in einem Schreiben an den Generalsekretär der KPČ Rudolf Slansky. Dieser Quelle zufolge hatte ein Kommissar der Gestapo Sonnenschein erzählt, daß Fučík seine Zusammenarbeit mit den Kommunisten verraten hätte.

Sonnenschein, den selbst ein schlimmes Schicksal traf, hatte nie mit dem antifaschistischen Untergrund zusammengearbeitet. Im Gegenteil, er wurde von der Gestapo als Zuträger mißbraucht. Im Jahre 1947 wurde Sonnenschein durch ein tschechoslowakisches Gericht wegen Kollaboration verurteilt. Er starb 1953 im Gefängnis. Seine Bemerkung über Fučík kann also nicht geprüft werden. Dennoch muß und kann auf die schwere Beschuldigung durch Serke eine Antwort folgen.

---

<sup>1</sup> Siehe Jürgen Serke: Böhmische Dörfer. Wanderungen durch eine verlassene literarische Landschaft, Wien/Hamburg 1987.

„Möchten Sie etwas für die Zukunft schreiben“

Der tschechische Journalist der Tageszeitung *Rude pravo* und der Wochenzeitung *Tvorba*, Julius Fučík, geboren am 23. Februar 1903 in Prag, war ein führender Vertreter des illegalen Zentrums der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei, Organisator des Nationalen Revolutionsausschusses der (tschechischen) Intelligenz. Er wurde im April 1942 bei einer Razzia zufällig von der Gestapo verhaftet. Sein Schicksal hat er später ausführlich in der „Reportage unter dem Strang geschrieben“ geschildert.<sup>2</sup> Dieser Bericht stellt ein einmaliges Zeugnis über den antifaschistischen Widerstandskampf gegen Hitler dar. Einmalig deshalb, weil es im Gefängnis der Gestapo geschrieben wurde. Einmalig ist auch das Schicksal des Häftlings Julius Fučík, der viele seiner Mitkämpfer retten half.

Julius Fučík wurde in das Gefängnis von Pankraz, den traurig-berüchtigten Gestapokeller, eingeliefert. Hier sprach ihn kurz nach seiner Verhaftung ein Mann in SS-Uniform an: „Möchten Sie jemandem etwas übermitteln lassen? Oder möchten Sie schreiben? Nicht für jetzt, für die Zukunft.“<sup>3</sup> Der Mann in SS-Uniform brachte bald Papier und Bleistift als Beweis für die Ernsthaftigkeit seines unglaublichen Angebotes. Der Häftling nahm das unerwartete Geschenk an, aber er versteckte es in seiner Zelle mit der Nummer 267 für alle Fälle sehr geschickt, damit es bei der Durchsuchung nicht gefunden werden konnte. Was, wenn es eine Provokation der SS ist? Im Frühjahr 1942 war auf den Prager Straßen ein Attentat auf Reinhard Heydrich verübt worden, den General der SS und eigentlichen Chef der Okkupationsverwaltung. Es begann sich die Mühle wilder Hinrichtungen zu drehen. Als einer der ersten fiel der Gestapo der bekannte tschechische Schriftsteller Vladislav Vančura in die Hände. Er wurde ohne Gerichtsverhandlung sofort hingerichtet. Es genügte eine Verleumdung und Menschen wurden zur Hinrichtungsstätte geschleppt.

Julius Fučík schrieb später in seiner „Reportage“: „Es war zu schön – ich konnte es gar nicht glauben. [...] Es war zu schön, hier, im dunklen Hause, einige Wochen nach meiner Verhaftung, in der Uniform derer, die für dich nur Gebrüll und Schläge hatten – einen Menschen zu finden, einen Freund, der dir die Hand reicht, damit du nicht spurlos aus dem Leben scheidest, damit du den Künftigen Botschaft senden kannst, damit du wenigstens für einen Augenblick mit denen sprechen kannst, die diese Zeit überleben und die eine neue Zeit erleben. Und gerade jetzt! In den Gängen riefen sie die Namen für die Hinrichtung auf [...]. Gerade jetzt, zu dieser Zeit – nein, das war unglaublich. Das konnte nicht wahr sein, das war sicher nur eine Falle.“<sup>4</sup> Die Geschichte fand glücklicherweise ein gutes Ende. Fučík faßte nach einer Weile Vertrauen zu dem Mann in der SS-Uniform und nahm sein Angebot an. In den Kassibern, die er auf dessen Anregung verfaßte, schrieb er, daß das „unser Mann“ ist. Das Wort „unser“ hatte Fučík sogar unterstrichen.

2 Die folgenden Zitate aus der Reportage sind der jüngsten deutschen Ausgabe entnommen. Siehe Julius Fučík: Reportage unter dem Strang geschrieben, Bonn 2000.

3 Fučík, Reportage, S.95 f.

4 Fučík, Reportage, S.96.

„Unser Mann“ hieß Adolf Kolinsky. Er war ein Tscheche, der sich in den Jahren der Okkupation zur deutschen Nationalität bekannt hatte und auf eigenes Risiko und trotz aller Gefahren in die Dienste der Deutschen Okkupationsverwaltung begeben hatte. Kolinsky behauptete immer, daß er das getan hatte, um seinen Landsleuten zu helfen. Er bewies das mit Taten. Daran ist nicht im geringsten zu zweifeln. Den gleichen Weg schlug auch sein Bruder ein. Auch er trat in die Okkupationsarmee mit der gleichen Absicht ein. Er wurde auf dem Balkan von den Nazis wegen Hilfe für Partisanen verhaftet, des Landesverrats beschuldigt und hingerichtet. Adolf Kolinsky blieb glücklicherweise von solch einem Schicksal verschont. Die SS-Uniform führte ihn sogar in das berühmte Gefängnis von Pankraz. Heute wissen wir, daß er vielen tschechischen Häftlingen Papier und Bleistift zugesteckt hatte und deren Nachrichten in die Freiheit persönlich weitergab sowie Antworten zurückbrachte.

### *Kassiber aus dem Gefängnis*

Die „Fürsorge“ für Fučík teilte sich Kolinsky mit einem weiteren Mann in Uniform, mit dem tschechischen Wachmann Jaroslav Hora. Das waren zwei entschlossene Soldaten der „geheimen Front“, Antifaschisten. Sie brachten in die Häftlingszelle 267 Papier und Bleistift hinein und beschriebene Kassiber hinaus, hinter die Tore des Gefängnisses. Wenn Fučík beiden nicht vertraut hätte, wüßten wir heute nichts über die Zustände im Pankrazer Gefängnis. Bei auch nur einem Fehler der Männer hätte allen das Konzentrationslager oder gar der Tod gedroht.

Bemerkenswert sind die Kassiber Fučíks auch durch die Art, in der sie geschrieben sind. Das Manuskript, das sich heute im Prager Archiv der Arbeiterbewegung befindet, entstand innerhalb von zwei Monaten im Frühjahr 1943. Der Häftling schrieb auf kleine Bogen in der Größe von Toilettenpapier. Er numerierte sie und schrieb auf die aller erste Seite nur einige wenige Wort: „Reportage unter dem Strang geschrieben. Im Gefängnis der Gestapo in Pankraz, Frühjahr 1943.“ Diesen Kassiber bezeichnete er mit der Nummer 1 und fügte sein Journalistenkürzel „jef“ hinzu. Während er in seiner Zelle schrieb, wachten hinter der Tür Kolinsky und später Hora. Bei Gefahr klopfen sie an die Tür. Immer, wenn der Häftling sein Manuskript beendet hatte, klopfte er an die Tür und übergab, zusammen mit dem Bleistift, die beschriebenen Kassiber.

Fučíks Skript wirkt noch heute künstlerisch überwältigend. Es ist stilistisch ausgefeilt und zeigt Sinn für die Form. Es ist fast ohne Streichungen geschrieben. Jedes Blatt ist für sich logisch abgerundet, obwohl der Autor die vorangegangenen Seiten nicht wieder einsehen konnte. Fučík übergab den Wächtern in der Regel mehrere Blätter. Nur am 9. Juni 1943, am letzten Tag vor seinem Transport zum Gericht nach Berlin, schrieb Fučík, schon unter Zeitdruck, 16 Kassiber auf einmal. Auf diese Weise beendete er in aller Kürze sein Manuskript.

Das meist übersetzte Buch der tschechischen Literatur

Die „Reportage unter dem Strang geschrieben“ erlebte nach dem Krieg einen Riesenerfolg. Sie wurde in fast 90 Sprachen übersetzt. Fučíks Werk aus dem

Gefängnis in Pankraz wurde damit zum meist übersetzten Buch der tschechischen Literatur. Es erhielt mehr als 320 Ausgaben, darunter einige in deutscher Sprache. Die letzte deutsche Ausgabe erschien im Jahre 2000 im Pahl Rugenstein Verlag Bonn. Diese Reportage ging um die ganze Welt. Die „Reportage, unter dem Strang geschrieben“ war von Julius Fučík von Anfang an als Zeugnis über das Schicksal des Nationalen Revolutionären Ausschusses der (tschechischen) Intelligenz gedacht. Diesen Ausschuß hatte Fučík im Auftrag des illegalen Zentrums der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei gegründet. Ihm gehörte die Blüte der tschechischen Kultur an, darunter der Dichter Jaroslav Seifert, der spätere Nobelpreisträger, sowie eine ganze Reihe weiterer Schriftsteller, Schauspieler, Filmemacher, Journalisten und Ärzte an.

Der Gestapo gelang es leider, aus Fučíks Mitarbeiter Jaroslav Klecan („Mirek“), der am gleichen Tag wie Fučík verhaftet worden war, einige Namen des geplanten Ausschusses herauszupressen. Über diese Schwäche Klecans hat sich Fučík in seiner Reportage sehr kritisch geäußert. Diejenigen aus der illegalen Arbeit, die nur Fučík bekannt waren, haben das Kriegsende erlebt. Trotzdem wurde gerade Fučík zu verschiedenen Zeiten und aus unterschiedlichen Gründen zum Zielobjekt von Opponenten, um es diskret auszudrücken. Zu ihnen stieß später auch der deutsche Publizist Serke. Auch deshalb entstand zu Beginn der 90er Jahre als unabhängige Vereinigung die „Gesellschaft Julius Fučík“. Sie trat und tritt entschlossen nicht nur für die Verteidigung der „Reportage unter dem Strang geschrieben“ auf, sondern auch für die Unterstützung und Entwicklung des zivilen, literarischen und politischen Vermächnisses ihres Autors. Dieses politische Vermächtnis Fučíks enthalten die Schlußworte seines Manuskripts. Es lautet: „Menschen, ich hatte euch lieb. Seid wachsam!“<sup>5</sup>

#### *Die wissenschaftliche Forschung über die „Reportage“*

Zu Beginn der 90er Jahre - zeitgleich mit der „Gesellschaft Julius Fučík“ - rief der tschechische Historiker Dr. František Janaček eine Gruppe von Historikern und Literaturwissenschaftler zusammen, um Fučíks Buch und das Schicksal des Autors einer unvoreingenommen Analyse zu unterziehen. Nach den Worten von Janaček entstand nun zum ersten Mal die Möglichkeit, die authentischen Kassetten von Fučík zu studieren und „die Debatte auf sachlicher Grundlage zu führen“. Janaček studierte Tausende Dokumente tschechischer und deutscher Herkunft. Seine Arbeit stellt die umfangreichste und wohl auch objektivste Analyse des Buchs von Fučík dar. Die Ergebnisse ihrer vierjährigen Arbeit veröffentlichte die Gruppe im tschechischen Verlag Torst im Jahr 1995 als „die erste vollständige, kritische und kommentierte Ausgabe“ der „Reportage“.<sup>6</sup> Die Untersuchung einschließlich der Expertise des kriminologischen Instituts des tschechoslowakischen Innenministeriums bestätigte

---

<sup>5</sup> Fučík, Reportage, S.115.

<sup>6</sup> Siehe František Janaček u.a.: Julius Fučík: Reportáž psaná na opratce. První úplné, kritické a komentované vydání, Brno 1995.

vor allem, daß das Manuskript der „Reportage“ ausschließlich aus Fučíks Hand stammt. Hauptsächlich aber wurde der Verdacht des Verrats widerlegt. Er sei „nicht belegt und nicht bestätigt“.

Nebenbei beschäftigt sich diese Analyse auch ausführlich mit dem Schicksal des Dichers Hugo Sonnenschein, auf dessen zweifelhaftes Zeugnis sich Jürgen Serke in seinen Anschuldigungen stützt. Sonnenschein hat sich den Ergebnissen der Studie zufolge zu Beginn der Okkupation der Gestapo angedient, von der er für Informationen über tschechische Intellektuelle monatlich 2500 Kronen (250 Mark) bekam. Als wichtigste Bestätigung seiner Spitzeltätigkeit gilt die Aussage des Leiters der antikommunistischen Abteilung der Prager Gestapo Willy Leimer, der auf die Frage nach seinen Vertrauensleuten „unter mehreren Dutzend Namen auch Hugo Sonnenschein nannte, zu einem Zeitpunkt, als dieser noch nicht durch tschechoslowakische Organe verhaftet war“, wie es heißt. Die Aussage Sonnenscheins über Fučík wird für eine billige Finte der Gestapo gehalten. Fučík selbst hat sich über Sonnenschein nie geäußert.

#### *Kleine Anmerkung*

Es wäre unzulässig, den deutschen Leser über das Schicksal des Gefängnismanuskripts nach dem Krieg im Unklaren zu lassen. Als Fučíks Frau Gusta es 1945 zum Druck vorbereitete, nahmen darin mindestens zwei hochgestellte Redakteure eine Reihe von Streichungen vor. Janaček hält es für möglich, daß der damalige Generalsekretär der KPČ Rudolf Slansky sogar persönlich über sie entschieden hat, wie einige Zeugnisse besagen. Die Streichungen betreffen einen Text im Umfang von etwa dreieinhalb Kassiber, also zwei Prozent des Manuskripts. In der aufgeregten Nachkriegszeit wollten die damaligen Herausgeber dem Leser die noch ungeklärten Probleme der Okkupation und der Illegalität nicht zumuten. Was meinte Fučík beispielsweise, als er im Kapitel „Zelle 267“ schrieb, sich zu erinnern, daß er in zwischen den beiden Weltkriegen möglicherweise deshalb einsaß, weil er „allzu eindringlich das Selbstbestimmungsrecht der Sudetendeutschen verteidigt“ hatte? Das war in der Nachkriegs-Tschechoslowakei ein sehr schwieriges Thema, das einer tieferen Analyse bedurft hätte. Die Herausgeber wählten den Weg des geringen Widerstandes und strichen diese wenige Sätze, die sie für widersprüchlich hielten, heraus. Der Autor konnte sich dagegen nicht wehren. Ein ähnliches Schicksal widerfuhr nach dem Krieg übrigens auch dem Tagebuch der Holländerin Anne Frank.

Zu den Korrekturen gehörte auch, daß der Name des Mitarbeiters Fučíks, Jaroslav Klecan, der in der Haft nicht standhaft geblieben war, mit Rücksicht auf die Hinterbliebenen durch den Namen ersetzt wurde, der einmal sein Deckname gewesen war. Weggelassen wurden auch die Namen zweier weiterer Personen, deren Rolle im Widerstand lange nicht völlig geklärt war. Aus dem Kapitel „Mai-

Intermezzo 1943“ verschwand aus Gründen, über die wir heute nur lächeln können, die Formulierung vom „eisernen Marsch der Hunderttausenden, den ich durch die Berliner Straßen dröhnen hörte“.<sup>8</sup>

„Sie erwarteten eine Sensation von mir“

Die meisten Eingriffe erlitt das dramatische Schlußkapitel, das im Werk eine Schlüsselstellung einnimmt. Gleich mehrere lange Absätze wurden daraus gestrichen. Der Autor der „Reportage unter dem Strang geschrieben“ hatte darin unter Zeitnot sehr knapp seine eigene Taktik geschildert, die er gegenüber den Ermittlungsbeamten der Gestapo verfolgte, und erklärt, warum er sich nach Wochen des Schweigens entschloß auszusagen. Das war seinerzeit wahrscheinlich die größte Sorge der Herausgeber. Doch die Tatsache der Aussage ändert nichts an der Bewertung Fučíks.

Fučík machte in dieser, in frühen Veröffentlichungen herausgestrichenen, Passage darauf aufmerksam, daß nach dem Attentat auf Heydrich unter dem Standrecht Massenverhaftungen und -hinrichtungen ohne lange Verhöre begannen. Verhaftung bedeutete in dieser Zeit die sichere Hinrichtung. Der Schriftsteller Vladislav Vančura, ein führendes Mitglied des tschechischen Widerstandes aus dem Umfeld des Nationalen Revolutionsausschusses der Intelligenz, starb als erster am 1. Juni 1942. Die Ermittlungsbeamten der Gestapo überlegten genau, wen sie nach seinem Tod verhaften und verhören sollten. Viele Antifaschisten aus dem Kreis um Fučík waren offensichtlich bedroht.

Fučík wurde in der Haft bewußt, daß Schweigen keinen Sinn macht, daß es nötig ist, mit der Gestapo ein „großes Spiel“ zu beginnen und durch falsche Aussagen die Aufmerksamkeit der Ermittler von bisher nicht verratenen Mitgliedern des Nationalen Revolutionsausschusses der Intelligenz abzulenken. Fučík nennt in der Reportage ihre Namen offen: Es waren die tschechischen Dichter und Schriftsteller Jaroslav Seifert, S. K. Neumann, František Halas, Ivan Olbracht, Vítězslav Nezval und andere

Dem Zeugnis von Ludmila Placha zufolge, einer der Heldinnen der „Reportage“ und spätere Schauspielerin des tschechischen Nationaltheaters, versuchte Fučík damals, der Gestapo eine neue Version der Organisation der illegalen Arbeit einzureden. So behauptete er, daß er sich mit dem Abgeordneten Jan Šverma, dem Vorkriegsfunktionär der KPČ, der angeblich aus der UdSSR zur Leitung der illegalen Arbeit nach Böhmen geschickt worden sei, getroffen hätte. Die Gestapo suchte lange nach Švermas Spuren, führte Fučík, wie in der „Reportage“ zu lesen ist, zu Treffen außerhalb des Gefängnisses, in der Hoffnung, Šverma zu fassen.

„Sie erwarteten eine Sensation von mir. Ich habe sie ihnen also aufgetischt. Sie versprochen sich viel davon, wenn ich anfangen zu sprechen. Also habe ich gesprochen“. Wie - das findet ihr in meinem Verhörprotokoll. Die Ergebnisse waren besser, als ich selbst erwartet hatte. Ich habe ihre Aufmerksamkeit in eine ganz

---

8 Fučíkova u.a., Poslední boj, S.40.

andere Richtung gelenkt. Sie haben Neumann, Halas, Olbrach vergessen. Sie ließen die tschechische Intelligenz in Ruhe. [...] Mehr noch. Ich habe ihr Vertrauen gewonnen, und das habe ich ausgenützt. Sie jagten einige Monate lang einem Trugbild nach, das - wie jedes Trugbild - größer und verführerischer war als die Wirklichkeit. Und die Wirklichkeit draußen konnte unterdessen arbeiten und zu einer Größe heranwachsen, die alle Trugbilder übertrifft. [...] Ein Jahr lang habe ich mit ihnen ein Theaterstück aufgeführt, in dem ich mir die Hauptrolle vorbehalten habe. Es war manchmal amüsan, manchmal aufreibend, immer dramatisch.”<sup>9</sup>

Gerade sein „Reden“ hatte schon damals, während der Haft, zur Folge, daß die Gestapo zwei Mitglieder des Revolutionären Nationalausschusses der (tschechischen) Intelligenz freiließ, die Schauspielerin des Nationaltheaters Božena Pulpanova und den Filmemacher Jindřich Elbl. Die Dichter und Schriftsteller Seifert, Neumann, Nezval, Halas, Olbracht und andere, an deren illegaler Arbeit die Gestapo anfangs ebenfalls interessiert war, erlebten die Befreiung ohne größere Leiden.

Die Bewertung des antifaschistischen Widerstands aus der Sicht derer, denen es wie Fučík gelungen ist, die Haft in einen „geheimen Krieg“ gegen den Feind auszunutzen, ist selten. Diese Seite des antifaschistischen Widerstandes im Prager Pankraz-Gefängnis wartet noch auf ihre Erforschung.

*„In mir war niemals Haß gegen das deutsche Volk“*

Julius Fučík wurde am 25. August 1943 durch den sogenannten Volksgerichtshof in Berlin zur Höchststrafe verurteilt. Im Gefängnis Plötzensee wartete er auf die Hinrichtung. Er wurde am 8. September 1943 zusammen mit Jaroslav Klecan ermordet. Der Tod versöhnte beide symbolisch. Das nationalsozialistische Gericht unter dem Vorsitz von Freisler beschuldigte Fučík, daß er die tschechische Intelligenz zur „Erneuerung der tschechischen Republik“ um sich gesammelt hatte. Es sei sich seiner Taten bewußt gewesen, so daß ihn sein „Treuebruch gegenüber dem Reich“ entehrt habe. Deshalb sei es notwendig, daß er für diese Tat mit dem Leben bezahlt.

Über den Berliner Prozeß legte nach dem Krieg Ludmila (Lida) Placha Zeugnis ab. Sie war zusammen mit Fučík und Klecan verurteilt worden und kam und später ins KZ Ravensbrück. Sie berichtete, Fučík habe sich vom Angeklagten zum Ankläger verwandelt und in seinem Schlußwort mutig „Tod dem Faschismus!“ gerufen. Zum Prozeßverlauf konnte sich Fučík nicht mehr äußern, doch sein Verhältnis zum deutschen Volk hielt er noch fest. Er tat dies mit sehr genauen, bemerkenswerten Worten in seinem letzten Brief aus dem Gefängnis Plötzensee, datiert vom 31. August 1943, an seine Schwester Libuše:

„Sie wissen, daß in mir niemals Haß gegen das deutsche Volk war und meine Erfahrungen hier haben mir nur bestätigt, daß seine Gutherzigkeit nicht verschwunden ist. Aber dennoch: Noch ist Krieg.“<sup>10</sup>

<sup>9</sup> Fučík, Reportage, S.114f.

<sup>10</sup> Julius Fučík: Korrespondence (Nakladatelství politické literatury), Praha 1963, S.289.

Selbst in seiner größten Not konnte Julius Fučík weit in die Zukunft blicken, in der das friedliche Zusammenleben zwischen Deutschen und Tschechen in Europa wieder eine Selbstverständlichkeit wird. Der tschechische Antifaschist Julius Fučík hat uns mit seinem Aufruf „Menschen, seid wachsam!“ auch heute noch viel zu sagen.

(Zdeněk Hořeni ist Journalist und stellvertretender Vorsitzender der „Gesellschaft Julius Fučík“ in Prag)



**Eineinhalb Jahrhunderte Familiensaga**

Erzählt und ausgewählt  
von Stefan und Witold Leder

- + soeben erschienen + herausgegeben von gerd kaiser +
- + eine große familie in einem großen format +
- + zwei jahrhunderte gespiegelt in einer familie + viele abbildungen +
- + 26 euro + 374 seiten + ISBN 3-929390-62-0 + im buchhandel erhältlich +

Der Aufsatz:

Elke Scherstjanoi

Zur "Sowjetisierung" in Agrarwissenschaft und Agrarwirtschaft der DDR

Seite 168 – 174

steht nur in der Druckausgabe zur Verfügung. Bitte wenden Sie sich an Ihre Bibliothek

## Berichte

Nicht klein zu kriegen – Agrargenossenschaften auf dem ostdeutschen Lande.

Vor 50 Jahren erste LPG gegründet: Freiwilligkeit oder Zwang?  
Ein Kolloquium im mecklenburgischen Tellow beschäftigt sich mit Werden und Widersprüchen der Genossenschafts-entwicklung

Rosi Blaschke

Das Jahr 2002 war ein historisches Jahr auch insofern, als im Juni vor 50 Jahren im thüringischen Merxleben die erste Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft (LPG) gegründet wurde. Geschah es freiwillig und/oder unter Zwang? Wer hat gezogen, wer geschoben? Ein Kolloquium im mecklenburgischen Tellow im Juni 2002 mit Wissenschaftlern aus Ost und West, Bauern und Genossenschaftsvorsitzenden, Zeitzeugen also, suchte Antworten.

Nicht von ungefähr fand die Debatte um Agrargenossenschaften von 1952 bis heute auf dem Museumsgut Tellow des Agrarwissenschaftlers und Musterlandwirts Johann Heinrich von Thünen (1783-1850) statt. Der ordnete der Geschichte die Aufgabe zu, das, was „in mehreren Geschlechtern getan wurde“, zu sammeln und daraus „ein systematisches Ganzes“ zu formen. In diesem Sinne diente das Kolloquium der Aufarbeitung von DDR-Geschichte. Der Agrarhistoriker *Prof. Dr. Siegfried Kuntsche* betonte, daß Aufarbeiten der Geschichte nicht heißt, sie sich vom Halse zu schaffen. Noch immer herrsche jedoch die Kalte-Krieg-Bewertung der DDR-Landwirtschaft vor. Bei aller kritischer Betrachtung der Entwicklung sei die Frage erlaubt, ob denn die Kollektivierung – ein Begriff, den Kuntsche für besser hält als genossenschaftlichen Zusammenschluß – in ihren Wirkungen nicht als gutes soziales Experiment gesehen werden muß. Zwei Drittel der LPG wandelten sich nach der Wende um, die Hälfte davon zu eingetragenen Genossenschaften. Sie haben sich zumeist zu stabilen Betrieben entwickelt. Agrargenossenschaften sind durchaus eine Alternative innerhalb des Kapitalismus, so Kuntsche.

„Wer nicht weiß, woher er kommt, weiß auch nicht, wohin er gehen will“, wertete Mecklenburg-Vorpommerns Agrarminister *Dr. Till Backhaus* die Auseinandersetzung mit der Geschichte. Ihn, den 1959 Geborenen, verbinde Einiges mit dem Genossenschaftswesen, es sei der Inbegriff für Fortschritt und habe ganze Generationen von Landwirten in Ostdeutschland geprägt. Der Blick sollte auch in Zukunft frei sein für eine vorurteilsfreie Sicht auf die genossenschaftliche Entwicklung.

1945 kamen zwei Millionen Flüchtlinge aus den Gebieten jenseits von Oder und

Neiße nach Mecklenburg und verdoppelten dessen Einwohnerzahl. Umsiedler, Landarbeiter, Kleinbauern erhielten Bodenreformland. Doch nicht jeder wurde mit der Bewirtschaftung des Landes fertig, schaffte das Ablieferungssoll. Für sie war die Bildung der LPG ein Hoffnungsschimmer. Doch der wirtschaftliche und politische Druck stieg. Am Ende, 1960, stand die „Zwangskollektivierung aller Bauern“. Als grundlegende Fehler der weiteren Entwicklung bezeichnete der Minister die Entfremdung der LPG-Mitglieder vom Bodeneigentum, die Mißachtung der organischen und Überbewertung der mineralischen Düngung, die widernatürliche Trennung von Pflanzen- und Tierproduktion, den Gigantismus in der Bildung neuer Betriebe wie der Agrarindustrie-Vereinigungen (AIV) – was Zeitzeugen in der Diskussion immer wieder bestätigten. Dennoch, so Backhaus, vollbrachten die LPG in den Dörfern Großes auf sozialem und infrastrukturellem Gebiet. Das allerdings belastet sie heute noch mit Altschulden. Für Till Backhaus gehörte die Landwirtschaft in der DDR zu den stabilsten Wirtschaftsbereichen, sie ist es auch heute noch in Mecklenburg-Vorpommern. Ihr Umsatz betrage mehr als das Vierfache des maritimen Bereichs. Nach der Wende hätte Bonn versucht, den Genossenschaften Felsen in den Weg zu legen. Es ging und geht darum, die Betriebe zu zerschlagen, an den Boden heranzukommen, sagte der Minister. Wie aktuell diese Überlegungen sind, beweist gegenwärtig das Vorgehen der Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft (AbL) in Mecklenburg-Vorpommern. Sie protestiert gegen die langfristige Verpachtung und die Vergabe des ehemaligen volkseigenen Bodens auch an Genossenschaften und andere Gemeinschaften „mit noch bestehenden oder neu geschaffenen Seilschaften“ und hält Neu- und Wiedereinrichter für benachteiligt. Dies, obwohl die Bodenvergabe streng nach gesetzlichen Regelungen erfolgt, und auch mißachtend, daß die Gemeinschaftsbetriebe auf dem Lande oftmals die einzigen oder größten Arbeitgeber sind und die Zusammenarbeit der Bauern auf völlig freiwilliger Basis unter demokratisch gewählter Leitung geschieht. Um einheimischen Agrarbetrieben Sicherheit zu verschaffen, will das Land 100.000 Hektar Boden, die nicht über das Entschädigungs- und Ausgleichleistungsgesetz vergeben werden, kaufen und langfristig verpachten, versprach der Minister.

In der weiteren Diskussion wurden viele Facetten der 50-jährigen Entwicklung der Agrargenossenschaften deutlich. *Jens Schöne* von der Freien Universität Berlin, Stiftung zur Aufarbeitung der Geschichte der SED-Diktatur, betonte, daß in den fünfziger Jahren Spontaneität, Freiwilligkeit und Zwang bei der LPG-Bildung gleichermaßen herrschten. Seiner Meinung nach beschränkte sich die SED-Führung vor der 2. Parteikonferenz im Juli 1952 darauf, Bauerndelegationen zu inszenieren, die die LPG-Gründung forderten. Doch bis zum „sozialistischen Frühling“ 1960 verlor die Freiwilligkeit gänzlich an Bedeutung, es folgte die Zwangskollektivierung. Nach Schöne gab es in der Zwischenzeit ein Auf und Ab von Kursverschärfung und Verzicht auf Repressionen (um den 17. Juni 1953). *Dr. Christel Panzig* vom Forschungs- und Dokumentationszentrum Wittenberg verwies jedoch darauf, daß in den Musterstatuten der LPG Freiwilligkeit des Eintritts in die LPG und das Recht auf Austritt festgeschrieben waren.

Schwierigkeiten mit dem Begriff Zwangskollektivierung hat *Eberhard Lange*, Aufsichtsratsvorsitzender der Genossenschaft Luisenhof-Hohenzieritz. In den fünfziger Jahren beeindruckte ihn die großräumige Wirtschaftsweise, die er damals im Saalkreis kennenlernte. 1964 kam er nach Hohenzieritz. Seine Agrargenossenschaft bewirtschaftet heute noch 5000 Hektar. Wesentlich für ihn ist, daß die Bauern etwas zu sagen haben zur Entwicklung des Betriebes. Das bewies sich auch nach der Wende. Wenn sie einbezogen wurden in alle Schritte, schaffte das Vertrauen in die Umbildung der Genossenschaft. *Dr. Barbara Schier* von der Universität München, die die Entstehungsgeschichte der LPG „Walter Ulbricht“ im thüringischen Merxleben, der ersten LPG in der DDR, untersuchte, bewies die Freiwilligkeit mit der Tatsache, daß Umsiedler und Neubauern schon 1950 eine Liefergenossenschaft gründeten, die jedoch 1951 wieder aufgelöst werden mußte. Sie hob die Rolle des LPG-Vorsitzenden hervor, der mit unkonventionellen Ideen die LPG zum Paradebeispiel für Gemeinschaftsarbeit machte.

Die Förderung der Frauen auf dem Lande durch die LPG sieht *Christel Panzig* als eine Erfolgsgeschichte an, die ihresgleichen sucht. Mit der gemeinschaftlichen Bewirtschaftung der Felder mußte sich die Stellung der Bäuerinnen verändern, sie wurden gleichberechtigt. Doch anfangs war auch die Haltung der Bäuerinnen zwiespältig – die Neubäuerinnen erhofften leichtere Arbeit in der LPG, die Mittel- und Großbäuerinnen waren viel weniger bereit, ihre Eigenständigkeit aufzugeben, sie wollten nicht Mägde sein. In vier Jahrzehnten seit LPG-Gründung aber veränderte sich ihre Einstellung. 92 Prozent der Frauen in der Landwirtschaft verfügten über eine abgeschlossene Berufsausbildung. 1989 hatten 30.000 Frauen einen Hochschulabschluß. In den alten Bundesländern besaß 1990 ein Drittel der Frauen in der Landwirtschaft keinen Berufsabschluß, in den neuen Ländern nur zehn Prozent. Doch nur drei Prozent der LPG-Vorsitzenden waren weiblich. *Panzig* machte die Widersprüche der 50 Jahre LPG-Entwicklung mit dem Zitat einer Bäuerin aus *Cobbelsdorf* deutlich: Ich bin nicht freiwillig in die LPG gegangen, aber es waren meine besten Jahre.

Daß Entwicklung der Landwirtschaft und des Dorfes einander bedingen, bewies *Uwe Schultze* aus dem „ersten sozialistischen Dorf der DDR“ *Mestlin*, Kreis *Parchim*.

Bis 1945 war das Dorf Staatsdomäne und bestand aus Tagelöhnerkaten ohne Wasser und Strom. Ab 1953 wurde es als einziges der ausgesuchten Musterdörfer großzügigst ausgestattet und erhielt Kulturhaus, Grund- und Berufsschule, Kindergarten, Landambulatorium, Konsum und Gaststätte, Altenheim, 66 Wohnungen für Arbeiter, Lehrer, Ärzte. Doch Anspruch und Realität, betonte *Schultze*, klapften auseinander. Alles war überdimensioniert. Die Nachbardörfer fühlten sich übervorteilt. Nach der Wende wirkte sich das auf das Dorf besonders schlimm aus. [Siehe auch Beitrag auf S. 129-134 – die Red.]

In der Diskussion standen immer wieder Erfolg und Problem, Zustimmung und Widerspruch gegenüber: Am Anfang wurden plötzlich Bäcker, Schuster, Lehrer zu Landwirten, die Einzelbauern beklagten den Verlust ihrer Unabhängigkeit, den „Verlust“ ihrer Tiere, die in den Genossenschaftsstall zogen, die Proletarisierung des

Bauern, nach der Wende das mangelnde Eigenkapital, das Bauern und Genossenschaften zusetzt. Andererseits wurde immer wieder auf die große soziale Verantwortung der Genossenschaften für das Dorf und das dafür Geleistete, die moderne Produktion, die Erleichterungen in der Arbeit hingewiesen.

Wie sich die Bauern der LPG Oberwiera in Sachsen gegen die angeordnete Zusammenlegung von fünf LPG wehrten, weil die Überschaubarkeit der Produktion verloren ging, schilderte *Manfred Kipping*, einst 40-Hektar-Bauer aus dem Chemnitzer Land und später LPG-Vorsitzender. Der Zusammenschluß, nach Meinung der Bauern wider die Vernunft, „wurde fünf Jahre bewußt verschleppt“, wie Kipping berichtete. 1973, endete der Widerstand zu Gunsten „der Größe“. Doch nach der Wende haben in dieser bäuerlich strukturierten Gegend von 135 Bodeneigentümern nur sechs als Wiedereinrichter den Schritt zurück „vom Wir zum Ich“ getan.

Das wäre auch für *Dr. Fritz Schumann* keine Alternative gewesen, den Erben eines 30-Hektar-Hofes, der in Sachsen-Anhalt seit 27 Jahren leitend in der Landwirtschaft tätig ist, seit 12 Jahren Vorsitzender einer Agrargenossenschaft und seit kurzem Geschäftsführer des Landesbauernverbandes. Bei vielen Erträgen liege „seine“ Genossenschaft inzwischen über Vergleichbarem der alten Bundesländer. Dies u. a. auch, weil die verschütteten Beziehungen der Eigentümer zu ihrem Boden wieder belebt wurden und die Bauern frei über die Produktion entscheiden. Nachvollziehbare und nachhaltige Produktion gehört in ihre Verantwortung.

Die Diskussion mit mehr als 30 Beiträgen bewies: Trotz aller Widersprüche im Werden der ostdeutschen Agrargenossenschaften und großer Probleme heute – sie sind kein Auslaufmodell. Sondern, wenn politisch gewollt, eine bundesweite Hoffnung für die Landwirtschaft. Obwohl kleinbäuerliche Interessenvertreter immer wieder gegen die größer strukturierte Landwirtschaft in den neuen Bundesländern angehen und den Familienbetrieb als das Nonplusultra darstellen – „die Agrargenossenschaften sind auch Familienbetriebe, Mehrfamilienbetriebe, deren Leitungsgremien urdemokratisch gewählt wurden“ (*Dr. Wallstabe* vom Norddeutschen Genossenschaftsverband).

# 10 Jahre Forschungen zur ostdeutschen Agrarentwicklung und zur Geschichte der ländlichen Gesellschaft 1945 bis 1989.

## Bilanz und Aussicht.

Ein Kolloquium des Instituts für Zeitgeschichte München – Berlin am 14. und 15. März 2003 in Berlin-Lichterfelde.

Melanie Arndt

Die Betrachtung der ostdeutschen Agrarentwicklung beschränkte sich in der Forschung seit 1990 allzu oft auf die Aspekte der Bodenreform und Kollektivierung. Daran, daß neben dem strukturellen auch ein intentionaler Zusammenhang zwischen beidem bestanden hat, wird heute stärker gezweifelt, als noch vor 10 Jahren. Das Thema dominierte im vergangenen Jahrzehnt die Publikationen zur Agrarentwicklung in der DDR. Dabei wurden vor allem die vierziger und fünfziger Jahre beleuchtet. Spätere Entwicklungen, besonders die der siebziger und achtziger Jahre, fielen dabei ebenso häufig unter den Tisch wie Fragestellungen, die nicht direkt auf Bodenreform und Kollektivierung ausgerichtet waren. Defizite bestehen so beispielsweise bei der Untersuchung der Rolle politischer Institutionen, aber auch in der Erörterung gesellschaftsgeschichtlicher Fragen wie der nach der Funktion von Religion und Religionsgemeinschaften oder nach geschlechtsspezifischen Aspekten des Lebens auf dem Lande. Uneinigkeit herrscht noch immer in bezug auf die Semantik des verwendeten Vokabulars.

So lautet die Bilanz des wissenschaftlichen Kolloquiums zum Stand der Forschungen zur ostdeutschen Agrarentwicklung und zur Geschichte der ländlichen Gesellschaft 1945 bis 1989, das am 14. und 15. März 2003 in der Zweigstelle des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin in Berlin Lichterfelde stattfand.

*Hermann Wentker*, Leiter der Zweigstelle, unterstrich in seiner Begrüßung die Wichtigkeit der Vielfalt der Zugänge zu den verschiedenen Erscheinungen, Entwicklungen, Konflikten und Arrangements in der ostdeutschen Agrarentwicklung. Er eröffnete eine wissenschaftliche Veranstaltung mit Werkstattcharakter. Es sollte weniger um die Vorstellung eigener Forschungsergebnisse, als viel mehr um einen wissenschaftlichen Austausch über Leistungen und Defizite diverser Forschungsansätze, die Präsentation neuer Projekte und die Erörterung von Forschungsperspektiven gehen.

Der erste Block des Kolloquiums widmete sich allgemeinen Zugängen zum Thema Agrarentwicklung und ländliches Leben in der DDR. Den Einstieg übernahm *Ernst Langthaler* (St. Pölten, Österreich) mit einer Darstellung alter und neuer Diskurse zur Agrarfrage. Er plädierte für Untersuchungen sowohl auf der Makro- und der Mikroebene, als auch auf einer mittleren Ebene des Strukturwandels sowie eine enge Verknüpfung der Ebenen. Die alte Agrarfrage mit ihrer Beschränkung auf

Klassenpositionen müßte aufgebrochen und ausdifferenziert werden, etwa durch Problematisierung von Religion, Geschlecht und Ethnie. *Arnd Bauerkämper* (Berlin) setzte sich mit politikgeschichtlichen, sozial- und struktur-, kultur- und mikrogeschichtlichen Forschungsansätzen in der Agrargeschichtsforschung zur DDR auseinander und legte deren Gegenstände dar. Er forderte, die Grenzen zwischen den Einzelwissenschaften stärker aufzubrechen. Agrargeschichte könne nur multiperspektiv beleuchtet werden. Konzepte, die ein solches Vorgehen erleichtern und geradezu verlangen, sind nach Auffassung *Bauerkämpers* die der Transformation und der Pfadabhängigkeit. Die Verbindung dieser beiden kongenialen Konzepte erlaube eine komparative Einordnung der Agrargeschichte der DDR in größere Kontexte, etwa in die deutsche Agrargeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts oder in die Wandlungsprozesse in Mittel-Ost-Europa. Auch eine Diskussion der Ähnlichkeiten und Unterschiede zur Agrarentwicklung in Westdeutschland werde begünstigt, wenn verschiedene Einzelaspekte, Dimensionen des Wandels, zueinander in Beziehung gesetzt werden können.

*Dagmar Langenhan* (Potsdam/Frankfurt an der Oder) stellte den Forschungsansatz der bäuerlichen Selbstbehauptung vor. Sie betonte, daß es ihr weniger um eine Gegenüberstellung zur „Herrschaft“, so wie es im Konzept von „Herrschaft und des Eigensinn“ angelegt ist, geht, sondern viel mehr um die Wechselbeziehungen zwischen Individuen und Gesellschaft. Ihrer Meinung nach bestanden während der gesamten Zeit der DDR „Allianzen“ auf allen Ebenen der Gesellschaft. Eine besondere Rolle hätten die Funktionsträger im ländlichen Raum gespielt, die als Grenzgänger zwischen den Herrschenden und den Bauern vermittelten. Dieses Konzept des Eigensinns, das einem Teil der Konferenzteilnehmer ungewohnt oder auch in seinen Quellenbezügen zu ungenau erschien, wurde rege diskutiert. Sowjetisierung als Forschungsansatz war das Thema der Ausführungen von *Elke Scherstjanoi* (Berlin). Sie übte Kritik am oft leichtfertigen Umgang mit dem Begriff der Sowjetisierung, der - nicht nur bezogen auf die Agrargeschichte -, ihrer Ansicht nach forschungshemmend sei. Sehr oft werde ohne ausreichende Präzisierung von Sowjetisierung gesprochen, meist ohne Bestreben, dem widersprüchlichen, prozessualen Phänomen gerecht zu werden. Außerdem fehle es an Kriterien, nach denen die Intensität von Sowjetisierung gemessen werden könnte. Scherstjanoi wurde während der anschließenden Diskussion von der Soziologin *Ingrid Oswald* (St. Petersburg) unterstützt. Sie verwies außerdem darauf, daß ähnliche terminologische Probleme heute mit dem Begriff der Transformation bestehen. Der zweite Tag des Kolloquiums begann mit einem Referat von *Jens Schöne* (Berlin). Er stellte den politikgeschichtlichen Forschungsstand vor. Die Forschungen zu den Wirkungen politischer und staatlicher Institutionen seien rudimentär, noch immer gebe es in erster Linie darum, ob und wie zielgerichtet agiert würde. Defizite bestünden bei der Geschichte von Polizei, Staatssicherheit und Justiz auf dem Lande, insbesondere für die Zeit nach dem Abschluß der Kollektivierung. Kaum eine Berücksichtigung hätten bisher Themen wie Religion und Kirchen im Leben auf dem Lande gefunden. Die während des Kolloquiums immer wieder angeschnittene Frage nach der Möglichkeit eines Ost-West-Vergleiches der deutschen Agrarge-

schichte wurde im Beitrag von *Christel Nehrig* (Berlin) vertieft. *Nehrig* betonte die Schwierigkeit der sachlichen Auseinandersetzung mit diesem Thema, das nicht selten polemisch behandelt werde. Dabei würden viele Gemeinsamkeiten übersehen, etwa das Vorhandensein gleicher Überlebensstrategien in Ost- und Westdeutschland in der Nachkriegssituation. Bäuerlicher Eigensinn sei in beiden deutschen Staaten stark ausgeprägt gewesen gewesen. Allerdings fehlten für profundere vergleichende Aussagen wissenschaftliche Erkenntnisse über den Alltag der Bauern in beiden deutschen Staaten, über Arbeitsinhalte, Arbeitsbelastung oder Freizeitverhalten.

Der Agrarrechtler *Klaus Heuer* (Berlin) übernahm den rechtshistorischen Beitrag des Kolloquiums, in dem er auf drei Forschungsfragen einging: die Durchsetzung der Genossenschaftsidee, die Abschaffung des Privateigentums an Grund und Boden und das Agrarrecht der DDR im Verhältnis zum Rechtsstaatsgedanken. Er forderte, nicht nur die Rechtsvorschriften zu untersuchen, sondern vor allem auch deren Akzeptanz und Wirkung. *Heuer* richtete das Augenmerk auf die rechtshistorischen Zäsuren, die oft von den politikhistorischen abwichen. So hatte das LPG-Gesetz von 1982 nennenswerte Auswirkungen auf die sozialen Verhältnisse auf dem Lande. Kontrovers diskutiert wurde das Problem des Verfügungsrechts über Grund und Boden.

*Friederike Sattler* (Halle-Wittenberg) betrachtete die agrarhistorische Forschung der letzten Jahre unter dem betriebswirtschaftlichen Blickwinkel. Sie benannte Defizite der westdeutschen Agrarwissenschaft in bezug auf die DDR-Landwirtschaft. Laut *Sattler* wurde die Strategie der Kollektivierung überbewertet; sie sei nicht das Ergebnis einer langwierigen Planung gewesen, sondern habe vielmehr den Charakter einer „Flucht nach vorn“ besessen. Die Referentin stellte das von ihr verwendete Konzept der internen und externen Regeln vor. Besonderes Interesse müsse jenen Prozessen gelten, die einsetzen, wenn eine neue externe Regel mit einer alten internen in Konflikt geriet. *Elisabeth Meyer-Renschhausen* (Berlin) trug mit einem agrarsoziologischen Vortrag über Kleinstwirtschaften und individuelle Hauswirtschaft zur Farbigkeit der debattierten agrarhistorischen Zugänge bei. Sie forderte, der Rolle der Frauen auf dem Lande, den hauptsächlichen Betreiberinnen der Kleinstlandwirtschaft, besondere Aufmerksamkeit zu schenken. *Meyer-Renschhausen*, die selbst Feldforschung in der Uckermark betreibt, kritisierte den Mangel an wissenschaftlichen Publikationen zu diesem Thema wie auch zur individuellen Hauswirtschaft generell, insbesondere in den letzten zehn Jahren. Interessant wäre ihrer Meinung nach ein Vergleich des Umgangs mit der Kleinstlandwirtschaft in Osteuropa. Anschließend ging *Benoît Petis* (Toulouse, Frankreich) auf die Bedeutungsverschiebung des Begriffs „Bauer“ ein. Er beschrieb Verständnis- und Quellenprobleme während früherer und heutiger Recherchen in ostdeutschen Archiven.

Im letzten Block des Kolloquiums wurden Forschungsleistungen sogenannter Nachbardisziplinen vorgestellt. Der Geograph *Andreas Dix* (Bonn) ging auf Forschungen zur ländlichen Siedlungsplanung und zum Siedlungsbau auf dem Lande ein. Er führte anschaulich vor, wie die noch immer unterschätzten Befunde das Bild vom Geschehen im DDR-Dorf nicht nur komplettieren, sondern

korrigieren können. Er plädierte ebenso wie der Großteil seiner Vorredner für eine interdisziplinäre Herangehensweise in der Agrargeschichtswissenschaft. Sei es auch nicht immer am bequemsten zwischen den Stühlen, so doch am produktivsten. Die Forschungen zur Flüchtlings- und Umsiedler-Integration als Beitrag zur ländlichen Geschichte in der DDR erörterte *Michael Schwartz* (Berlin). Er konstatierte ein seit den achtziger Jahren wachsendes wissenschaftliches Interesse, das durch den besseren Quellenzugang ab 1989/90 vorangetrieben wurde. *Schwartz* selbst verfolgte einen politikgeschichtlichen Makroansatz, ergänzt mit Elementen der Mikrogeschichte. Die wichtigste Erkenntnis: Trotz ihrer starken Präsenz auf dem Land kamen die Flüchtlinge in der DDR in ihrer Position kaum über eine formelle Gleichstellung mit den Ortsansässigen hinaus. *Herle Forbrich* (Frankfurt an der Oder) stellte ihr Dissertationsprojekt vor, eine interdisziplinäre Untersuchung zum Umgang mit Gutshäusern in ländlichen Siedlungen. Die Doktorandin nimmt Anleihen aus der Kunstgeschichte, der Denkmalpflege und der Sozialgeschichte und will sowohl eine Sozialgeschichte der Gebäude erzählen, als auch deren Wirkung in der Kulturlandschaft erforschen.

Am Kolloquium nahmen insgesamt rund 40 Sozialwissenschaftler teil. Es gab ausreichend Zeit für Diskussion. Mit dem interdisziplinären Austausch zu den Leistungen und Defiziten der jüngsten Forschung zur DDR-Agrargeschichte wurde dem starken Kommunikationsbedürfnis unter den Forschern entsprochen und deutlich gemacht, wie viel zu Agrarproduktion und ländlichem Leben in der DDR noch geforscht werden kann und geforscht werden muß. Das internationale Interesse ist erstaunlich groß.

# Stand und Perspektiven der Willy-Brandt-Forschung.

Harald Lange

Am 29. Januar 2003 fand im Schöneberger Rathaus ein Werkstattgespräch zur „Berliner Ausgabe“ der Reden und Schriften Willy Brandts statt. Die Bearbeiter der jeweiligen Bände sprachen über den Inhalt und die Schwerpunkte ihrer Arbeit. In seiner Begrüßung gab *Gerhard Groß*, der Vorstandsvorsitzende der Bundeskanzler-Willy-Brandt-Stiftung, einen Rückblick und Ausblick auf den Werdegang der Berliner Ausgabe. Vormittags referierten die Bearbeiter der Bände 1 und 2, *Einhart Lorenz*, des Bandes 4, *Daniela Münkel*, und des Bandes 7, *Wolther von Kieseritzky*. Die Diskussion wurde von *Helga Grebing*, der Herausgeberin der Berliner Ausgabe, moderiert. Nach der Mittagspause sprach *Siegfried Heimann* als Bearbeiter des Bandes 3 zum Thema „Berlin bleibt frei – Willy Brandt und Berlin 1947-1966.“ Heimann hob mehrfach hervor, daß Brandt häufig anders gesprochen habe als er gedacht habe, und erst im vertrauten Gesprächskreis deutlicher seine Meinung sagte. 1948 habe er seine Hoffnungen auf einen dritten Weg begraben und seitdem eine Linie des „pragmatischen Realismus“ verfolgt. *Frank Fischer*, Bearbeiter der Bände 6 und 9, äußerte sich zur Deutschland- und Ostpolitik Brandts von 1966 bis 1982. *Uwe Mai*, Bearbeiter von Band 10, sprach über „Willy Brandt, die internationalen Beziehungen und die deutsche Frage 1982-1992.“ Diese Zeitspanne umfaßte die interessante zweite Phase der Entspannungspolitik, in der sich gemeinsame Sicherheitsinteressen der mitteleuropäischen Staaten über die Blockgrenzen hinweg herausbildeten und sich Parteikontakte zwischen der SPD und der SED entwickelten.

In einer zusammenfassenden Stellungnahme zu den drei Vorträgen hob *Heinrich Potthoff* hervor, daß das Jahr 1945 nicht nur das Ende der Nazis, sondern auch den ersten Atombombenabwurf brachte. Alle weitere Politik habe fortan im Schatten der Atombombe gestanden. Da sich Deutschland an der Nahtstelle der sich gegenüberstehenden Blöcke befand und Westberlin zudem eine Insellage im Ostblock einnahm, ergab sich logisch ein spezifisches Interesse Westberlins an Auflockerungen der Konfrontation. Weil Brandt – so Potthoff – immer die bündnispolitischen Rahmenbedingungen bei der Formulierung und Ausprägung seiner Politik berücksichtigte, entwickelte er sich vom kalten Krieger schließlich zum Entspannungspolitiker. Später gab es Konflikte Brandts mit US-Regierungen, so wegen Reagans Rüstungsprogramm, wegen der von den USA zu verantwortenden Menschenrechtsverletzungen in Lateinamerika, überhaupt wegen der Politik der USA gegenüber der 3. Welt. Als sehr problematisch bezeichnete Potthoff die Zurückhaltung Brandts gegenüber den seinerzeitigen Dissidenten in der DDR und in den osteuropäischen Ländern.

In der anschließenden Diskussion stand diese zuletzt aufgeworfene Problematik im Mittelpunkt. *Heinrich August Winkler* erklärte die Zurückhaltung Brandts und anderer Sozialdemokraten gegenüber den Dissidenten damit, daß z. B. die polnische Solidarnosc als katholisch-nationale Gewerkschaftsorganisation eher atypisch für die deutsche, sozialdemokratisch geprägte Arbeiterbewegung gewesen sei. Außerdem habe die SPD über ein ausgeprägtes normatives Bürger- und Menschenrechtsverständnis verfügt. Brandt habe zudem die Vorstellung gehegt, daß Eurokommunismus und Perestroika Mittel zur Überwindung der Spaltung der Arbeiterbewegung sein könnten. In der Diskussion wurde hervorgehoben, daß bei Brandt die Erfahrung von 1956 in Ungarn stets präsent gewesen sei: nie wieder andere zum Rebellieren aufzurufen. „Stille Diplomatie“ habe mehr Erfolge gebracht als laute Einmischung. Unter den Dissidenten selbst habe es unterschiedliche Meinungen zur Haltung der SPD gegeben. Havel, Kopelew und viele andere hätten Brandt ausdrücklich für sein Wirken gedankt.

Fischer sagte in seiner Erwiderung auf diesen Teil der Diskussion, das Verhältnis von Liberalisierung und Stabilisierung sei in den Zielsetzungen der SPD-Ostpolitik theoretisch nicht genau durchdacht gewesen. Die Destabilisierung sei dann in Wirklichkeit von innen gekommen und nicht von außen bewirkt worden.

Abschließend sprach *Helga Haftendorn* über „Willy Brandt und die deutsche Außenpolitik – Brücken bauen in der einen Welt“.

## Leserzuschrift

### Zu Stefan Doernberg, Unterbelichtete Front / JahrBuch 2002/III

Günther Glaser

Es ist verdienstvoll und wird einer dringenden Notwendigkeit gerecht, daß Stefan Doernberg im JahrBuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung 2002/III über den Verband DRAFD informiert und das Wirken der Organisation mehr in die Öffentlichkeit rückt. Gewiß konnte dabei nicht umfassend berichtet werden. Doch eines ist unverzichtbar, und deshalb soll Folgendes ergänzt werden: Es haben Deutsche nicht allein in den britischen Streitkräften „ihren bewußt gewollten Einsatz [...] mit dem Leben bezahlt“ (S. D.), sondern auch an der Seite der sowjetischen Streitkräfte bzw. sowjetischer Partisanen. Darüber gibt es eingehende, veröffentlichte Untersuchungen. Dazu sei auf den Beitrag von G. Hamacher in dem Band *Im Bunde mit dem Feind. Deutsche auf alliierter Seite, Berlin 1995*, verwiesen. Nicht allein General von Seydlitz war gegen die Nazityrannei „auch zum bewaffneten Kampf bereit“, wie in dem Buch von L. Reschin *General zwischen den Fronten. Walter von Seydlitz in sowjetischer Kriegsgefangenschaft und Haft 1943 – 1955, Berlin 1995*, dokumentiert wird (S.100. Das Buch entstand auf Anregung des letzten Direktors des Militärgeschichtlichen Instituts der DDR). Auch manche deutschen Soldaten und Offiziere hatten dies verinnerlicht. Ohne außer acht zu lassen, daß die Parteiführung der SED und die Geschichtswissenschaft der DDR den Einsatz deutscher Antifaschisten in der UdSSR zum Sturz des Naziregimes hochstilisierten und ihn für ihre Politik vereinnahmten, ist festzuhalten, daß in der DDR auch wertvolles Material erschlossen und veröffentlicht wurde. G. Ueberschär bemerkt dies in der Publikation *Das Nationalkomitee Freies Deutschland und der Bund Deutscher Offiziere, Frankfurt a. M. 1995*, (S.173) ebenfalls. Trotz ihrer politisch-ideologischen Instrumentalisierung verweisen auch Schriften von H. Behrendt, I. Bejđin, K. H. Jahnke, H. Kühnrich, W. Wolff und anderen aus der Zeit vor dem politischen Umbruch 1989/90 auf Tatsachen wie die Aufopferung deutscher Antifaschisten verschiedener Couleur an der sowjetisch-deutschen Front, die nicht der Vergessenheit anheim fallen dürfen und zumindest verallgemeinert erwähnt werden müssen. In einem Beitrag wie dem von Doernberg sollten sie unbedingt ihren Platz haben. Um es ein wenig anschaulich zu machen, sei ein Fakt angeführt: In der Skizze von W. Wolff *Auf der richtigen Seite. Zum Wirken der Frontorganisation des Nationalkomitees Freies Deutschland, Berlin 1985*, wird

beispielsweise über einen Einsatz in Lettland berichtet und ein Grabstein abgebildet, auf dem steht: „Hier ruhen der Kommandeur einer Aufklärungsgruppe Kapitän der Sowjetarmee A. N. Botscharjew, die sowjetische Funkerin J. Nawlinskaja und mit ihnen 16 deutsche Antifaschisten.“ (S.47) Von einigen sind auch die Namen überliefert (S.46). Schüler der 1. Mittelschule in Kuldiga pflegten die Grabstätte. Man möchte erwarten, daß in der von Doernberg angekündigten Dokumentation des Verbandes mit Kurzbiographien von Personen, die in der Bewegung Freies Deutschland in den verschiedenen Ländern wirkten, auch solche Opfer gewürdigt und in unserem nationalen Gedächtnis aufbewahrt werden.



**Der feindliche Bruder: Kurt Schumacher.  
Intentionen – Politik – Ergebnisse 1921 bis 1952.  
Zum Verhältnis von Sozialdemokraten und anderen  
Linken aus historischer und aktueller Sicht.**

Ulla Plener

In der Reihe:  
Arbeiterbewegung-Biografien, Analysen, Berichte, Forschungen  
Hrsg. Ulla Plener

272 Seiten / ISBN : 3-929390-66-3 / 15,00 Euro

## Information

### Einladung zur Diskussion

### Verrat ? - Fakten, Fiktionen, Folgen in der Arbeiterbewegung des 20. Jahrhunderts

Am 26. und 27. September 2003 wird die bundesweite Rosa-Luxemburg-Stiftung zusammen mit dem Förderverein für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung eine wissenschaftliche Tagung zum Thema „Verrat“ durchführen. Das Anliegen besteht darin, zu einer auf Toleranz und gegenseitiger Achtung gründenden politischen Kultur linker, d. h. an sozialer Gerechtigkeit, Demokratie und Frieden orientierter, Kräfte beizutragen.

In diesem Sinne soll die interdisziplinäre Auseinandersetzung um einen zentralen, in der Arbeiterbewegung des 20. Jahrhunderts vielfach mißbrauchten Begriff – seinen größtenteils fiktiven Inhalten und seinen für die Bewegung insgesamt und viele Tausende einzelner Menschenschicksale tragischen Folgen – geführt werden. Es werden theoretische und ethische Aspekte der Verrats-These erörtert sowie deren Folgen als auch diese These in bezug auf Ereignisse, Organisationen und Biographien diskutiert. Die Handlungs- und Argumentationsfigur des Verrats soll als Faktor in der politischen Praxis sowie in ihren traumatischen Auswirkungen auf die sozialistische Bewegung in verschiedenen historischen Phasen rekonstruiert werden. Konzentriert auf die deutsche Bewegung, soll der Blick vergleichende internationale Perspektiven einschließen.

Der Ursprung und die Auswirkungen des bei kommunistischen Linken populären Slogans „Wer hat uns verraten? Sozialdemokraten!“ beleuchten eine für das politische Wirken der Arbeiterparteien höchst problematische Dimension. Den in diesem Zusammenhang stehenden Feindbildern war auf beiden Seiten Langzeitwirkung beschieden, deren Ausläufer noch in mancher dogmatischen Position von heute zu erkennen sind. Aus dem historischen Studium des Einsatzes der Verrats-These als politisches Kampfmittel können Erfahrungen für die Entwicklung einer sachlichen Argumentationskultur und für mehr Toleranz gewonnen werden.

Die Tagung wird in vier Komplexe mit gleitenden Übergängen gegliedert werden. Es wird angestrebt, einige Grundsatzbeiträge und eine Reihe von Kurzvorträgen sowie zwei Rund-Tisch-Gespräche so anzulegen, daß die vier Komplexe jeweils berücksichtigt werden. Bei den Komplexen handelt es sich um

- zwei große historische Phasen, die unter vorwiegend ereignis- und organisationsgeschichtlichen Fragestellungen diskutiert werden sollen, und
- zwei Bereiche theoretischer und kulturhistorischer Relevanz mit übergreifender Problemstellung.

### *Die Zeit von 1914 bis 1945*

Hier geht es um die verhängnisvolle Rolle der Verrats-These nach Kriegsausbruch 1914 und November-Revolution 1918/1919. In der sich zuspitzenden Entwicklung während der Weimarer Republik kam es zur schärfsten und für den Antifaschismus abträglichen Konfrontation zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten (Ko(mmu)nis versus Sozialfaschisten). Volksfrontpolitik der exilierten Parteien auf der einen Seite und stalinistische Komintern-Pervertierung auf der anderen Seite führten unter dem Eindruck der Moskauer Schauprozesse zu gigantomanischen Verratssyndromen, denen Zehntausende Kommunisten und Antifaschisten zum Opfer fielen. Zentrale Verratsfiguren des Stalinismus waren die „Renegaten“, aber auch „Oppositionelle“, „Ketzer“, „Spione“, „Agenten“. Im Widerstand und in der Illegalität bekam der Verratsvorwurf disziplinierende, ausgrenzende und existenzgefährdende Funktionen.

### *Die Zeit von 1945 bis 1989/1990*

Während des kalten Krieges dominierten die systemgegensätzlichen Feindbilder. Als modifizierte Figuren des Verrats kamen in der SED/DDR hinzu: (West)Emigranten, sog. KPD-Abweichler, Spanienkämpfer im Zusammenhang mit Anarchisten, ideologische Abweichler im realen Sozialismus, „Parteiverräter im Dienste des Imperialismus“; der Reigen schloß sich mit Republikflüchtigen nach dem Mauerbau 1961. Einen Schwerpunkt der Erörterungen sollten Vergleiche des Stellenwertes der Verratsproblematik in den Moskauer Schauprozessen und in den Anfang der 50er Jahre in den realsozialistischen Ländern durchgeführten stalinistischen Tribunalen bilden.

### *Theoretische und methodologische Probleme bei der Erforschung der „Verrats“-Geschichte.*

An konkreten Beispielen soll der Umgang mit der Verrats-These in der Geschichtsschreibung (Partei-Exil- und Widerstandsgeschichte) der SED, aber auch der SPD analysiert werden. Dabei sind auch aus interdisziplinärer Sicht Fragen aufzuwerfen. Es geht um eine genauere Bestimmung der Kriterien des „Verrats“, seiner Spielarten und seiner Spannweite von Opposition über Resistenz bis zu Dissidenz und Bruch; um Begriffe wie Klassen- und/oder Parteiverrat; Verrat als ideologische Abkehr und/oder politische Aktion. An Einzelschicksalen, z. B. (aber nicht nur) Willi Münzenberg, Max Hannemann, Wilhelm Knöchel, Paul Merker, sollten auch die unterschiedlichen individuellen Umgangsweisen mit dem Verratsvorwurf diskutiert werden.

### *Literatur und Kunst über den Verrat und die Kunstfigur des Verräters. Verrat als literarisches und künstlerisches Motiv im 20. Jahrhundert.*

Zum einen geht es um Leistung und Grenzen der sog. Renegatenliteratur und ihre wechselvollen Inanspruchnahmen. Zum anderen wird nach der künstlerischen Umsetzung des „Verrats“ zu fragen sein. Einbezogen werden auch Rezeptionsprobleme. Text- und Filmanalysen von Werken aus der DDR, Ost-Europa und der

BRD könnten auf genauere Bestimmung der inhaltlichen und formalen Lösungen der Verrats-Thematik zielen.

Die Ergebnisse des Kolloquiums werden publizistisch in Form eines Buches aufbereitet.

Die Tagung findet in den Räumen der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Franz-Mehring-Platz 1, in Berlin statt.

Für Auskünfte stehen zur Verfügung

Für die Rosa-Luxemburg Stiftung: Dr. Jörn Schütrumpf, Franz-Mehring-Platz 1, 10243 Berlin, Tel. 030/44310123/172, [schuetrumpf@rosalux.de](mailto:schuetrumpf@rosalux.de)

Für den Förderverein: Dr. Simone Barck – Große Hamburger Straße 31, 10115 Berlin, Tel/Fax 030/28 57 881, [barck@zzf-pdm.de](mailto:barck@zzf-pdm.de)

Dr. Ulla Plener – Berolinastr. 12, 10178 Berlin; Tel. 030/241 07 08; [nplener@web.de](mailto:nplener@web.de) (Achtung: **n**plener, nicht **u**plener!)

## Rezensionen

Die Protokolle des Preußischen Staatsministeriums 1817-1934/38, Bd. 3: 9. Juni 1840 bis 14. März 1848 (*Acta Borussica, Neue Folge.*, 1. Reihe, hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, unter der Leitung von Jürgen Kocka und Wolfgang Neugebauer), bearb. von Bärbel Holtz, Olms Weidmann, Hildesheim/Zürich/New York 2000. IX, 555. S., Großform. *Preußens Weg in die politische Moderne. Verfassung - Verwaltung - politische Kultur zwischen Reform und Reformblockade (Berichte und Abhandlungen*, hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Sonderband 7), hrsg. von Bärbel Holtz und Hartwin Spenkuch, Akademie-Verlag, Berlin 2001, XXVI, 454 S.

Daß die Neuauflage der *Acta Borussica* eine erstaunliche Leistung darstellt, wird auch mit diesem Bd. belegt. Von der auf zwölf Protokollbände berechneten Edition ist nach ca. acht Jahren Arbeit bereits über die Hälfte der Bände fertig. Verglichen mit ähnlichen Projekten verdient dieses Resultat Respekt. Historiker des Geschichtsinstituts der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR (AdW) hatten 1989-90 die Idee für das Projekt entwickelt, später wurde es von der neugegründeten Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften übernommen und realisiert.

Zahlreiche Protokolle sind von den Bearbeitern neu entdeckt worden. Die Editionsprinzipien sind gut durchdacht. Da ein Gesamtabdruck der 461 Protokolle

wegen ihres Umfangs nicht Frage kam, haben sich die Herausgeber auf Regesten, die jeweils "knappe Wiedergabe von Beratungsinhalt und –ergebnis", faktisch die zum Kurzprotokoll inhaltlich erweiterte Tagesordnung, beschränkt. Die Regesten werden durch Angaben zum Fundort sowie durch Verweise auf relevante Sachakten ergänzt. Der Gesamttext der Protokolle ist in Form von Mikrofiches zugänglich und wird auch in dieser Form vom Verlag in den Handel gebracht. Damit liegt der Bestand der obersten politischen Behörde Preußens in einer Gesamtedition vor, deren beide Teile auch jeweils für sich genommen aussagekräftig sind.<sup>1</sup> Vor allem zur Verfassungsfrage haben sich die preußischen Minister (Arnim-Boitzenburg!) stärker positioniert als bislang angenommen. Die "von 1840 bis 1848 im Staatsministerium geführten Diskussionen waren" – wie die Bearbeiterin schreibt – "von dem Bestreben geprägt, die politisch-

<sup>1</sup> Unter den Ministerratsprotokoll-Editionen sind die *Acta Borussica* m.W. das erste und bisher einzige Beispiel, wo ein so großer Quellenbestand wissenschaftlich gut aufbereitet und in einer relativ kurzen Zeit für die Forschung zugänglich gemacht wird. Eine gediegene, aber zugleich sehr extensive Text-Publikation stellen die österreichisch-ungarischen Protokolle dar, die seit 1970 in einer Vielzahl von Bänden erscheinen (Die Ministerratsprotokolle Österreichs und der Österreich-Ungarischen Monarchie 1848-1918, hrsg. vom Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Institut, Wien 1970). Zu erwähnen ist auch eine bayrische Protokoll-(Text)Edition für den Zeitraum 1945-54, von der bisher (d.h. bis Erscheinungsjahr 2000) vier Bände herausgekommen sind und die lediglich erst bis 1947 gediehen ist (Die Protokolle des Bayerischen Ministerrats 1945-1954, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns, München 1995).

soziale Verfassung Preußens auszubauen und dennoch die grundlegenden Strukturen der monarchischen Macht zu erhalten" (S.3). Die Protokolle bestätigen - was sich schon früher angedeutet hat -, daß innerhalb des Staatsministeriums durchaus keine geschlossene Fronde um Prinz Wilhelm existierte, die sich strikt gegen die Modernisierung Preußens sperrte, sondern die Meinungen hierzu durchaus geteilt waren. Das zeigte z.B. die Diskussion über die ständische Verfassung Preußens und über ihre Weiterentwicklung zu "Reichsständen", die 1846 mit den Vorverhandlungen über den Vereinigten Landtag akut wurde. Ein Dauerthema der Minister waren die Provinzialstände und ihre Abschiede; ein häufig auf der Tagesordnung stehender Beratungsgegenstand auch die "sozioökonomischen Transformationsprozesse", die Fortsetzung der Umwälzung auf dem Lande.

Fast ebenso wertvoll wie die Edition der Protokolle ist ihre Erschließung durch Register (Personen-, Orts- und Sachregister), letzteres verweist auch auf die jeweilige Fundstelle im Protokoll (Mikrofiche). Obwohl "Arbeiter" in diesem Register nur eine marginale Größe darstellen, zeigt sich anhand der verschiedenen Substitutionsbegriffe (z.B. "Armenpflege", "Bettelei/Bettler", "Fabriken", "Frauen", "Industriellen", "Tagelöhner", div. Handwerke und Gewerbe), daß der Quellenbestand auch für die Geschichte der frühen Arbeiterbewegung aussagekräftig ist. In noch stärkerem Maße gilt dies für den agrarischen Sektor bzw. Bauern und bäuerliche Bevölkerung (z.B. "Ablösungen", "Ablösungs-Ordnung", "Dienste", "Gemeinschaftsteilungen", "Gesinde", "Gutsherrlich-bäuerliche Verhältnisse" u.v.a.m.). Da die Spra-

che der Quelle beibehalten wurde, erscheint beispielsweise der Weberaufstand 1844 als "Tumult".

Ein so umfassender Quellenbestand wie die Preußischen Ministerratsprotokolle wird nicht in erster Linie einer einzelnen Forschungsrichtung, geschweige denn - these zugute kommen, sie können auf verschiedene Weise anregen und umfassendere Sichtweisen ermöglichen, das ist vielleicht ihr größter Vorteil.

Der Sammelbd. "Preußens Weg in die politische Moderne" enthält Einleitung (Bärbel Holtz/Hartwin Spenkuch) und 14 Beiträge eines Kolloquiums, das von der Projektgruppe "Protokolle des Preußischen Staatsministeriums" anlässlich des 150. Jahrestages der preußischen Verfassung von 1850 vom 30. November bis 2. Dezember 2000 in Schloß Blankensee b. Potsdam veranstaltet und vorwiegend von Nachwuchswissenschaftlern bestritten wurde. 110 Jahre Ringen um die (verfassungs- bzw. verwaltungsgeschichtliche) Modernisierung des preußischen Staates ergeben ein differenziertes Bild. Die ausgewogene, nichtsdestoweniger ambitioniert geschriebene Einleitung bringt dieses auf die Kurzformel "Beharrung im Wandel und Wandel trotz (scheinbarer) Beharrung" (S.24). Der Untertitel des Buches soll also nicht (nur) zeitlich verstanden werden, sondern auf die Janusköpfigkeit Preußens hindeuten, was auch auf die häufig in sich widerspruchsvollen Reformansätze - mehrfach mit "Reformpotential" umschrieben - hinweist.

Die zentrale Frage des oben besprochenen Bandes wird quasi aus einer umfassenderen Perspektive verfolgt und in drei zeitlichen Etappen - mit variabler Fragestellung - angegangen: 1815-1848 ("Verfassungs-

frage - Reformbürokratie - Politisierung der Gesellschaft"), 1850-1879 ("Verfassung - Konflikt - Innere Staatsbildung"), 1879-1925 ("Von Bismarck zu Braun - Preußen zwischen Bismarcks Kurswende und der konsolidierten Weimarer Republik"). Preußische Innenpolitik über mehr als 100 Jahre wird natürlich nicht nur durch Modernisierungsbestrebungen abgedeckt, wohl aber die durchaus ernst zu nehmenden Versuche zur Reformierung von Staat und Verfassung "von oben" und aus der Mitte der Gesellschaft in Preußen. Ein Beitrag über die "Krise des Jahres 1933" rundet die Palette der Themen ab.

*Gunther Hildebrandt*

**Karl Marx/Friedrich Engels, Gesamtausgabe (MEGA). Hrsg. Internationale Marx-Engels-Stiftung, Erste Abteilung Bd. 31: Friedrich Engels: Werke, Artikel, Entwürfe. Oktober 1886 bis Februar 1891, bearb. von Renate Merkel-Melis, Akademie Verlag, Berlin 2002, 2 Bd.e, 1440 S., 22 Abb.**

Für die Jahre 1883 – nach Marx' Tod – bis 1895 sind in der Abteilung I der MEGA drei Bände vorgesehen. Als erster ist nunmehr der mittlere Bd. mit 67 edierten Texten erschienen. Sein Gepräge erhält er durch die vielfältigen Anforderungen, die seitens Arbeiterparteien und Einzelpersönlichkeiten an Engels gestellt wurden, sie bei der Weiterentwicklung und Verbreitung der marxistischen Lehren zu unterstützen sowie politische Ereignisse aus seinem reichen Wissen und seinen historisch gegründeten Erfahrungen beurteilen zu helfen. Das widerspiegeln auch die aus der gleichen Zeit überlieferten na-

hezu 400 Briefe von Engels und über 900 Briefe an ihn. Sie sind zwar noch nicht im Rahmen der MEGA ediert, werden aber in den Textgeschichten und Erläuterungen ausgewertet. Um den Erfordernissen der erstarkenden Arbeiterbewegung zu entsprechen, unterbrach Engels in dieser Zeit mehrfach seine Arbeiten am dritten Band des "Kapital", dessen Herausgabe er als seine wichtigste Pflicht betrachtete. Bisher völlig unbekannte Texte enthält der Bd. nicht. Die historisch-kritische Erschließung bestimmt seinen hohen Wert. Die chronologischen Einschnitte für diesen Bd. überzeugen. Er beginnt mit "Situation politique de l'Europe", dem Auszug aus einem Engels-Brief an Paul Lafargue, veröffentlicht in der Zeitung "Le Socialiste". Was Engels bisher in Briefen geäußert hatte, wurde nun erstmals in der Öffentlichkeit unterbreitet: daß ein neuer Krieg ein Weltkrieg von nicht absehbaren Folgen sein wird. Diese Warnung wiederholt sich in weiteren Dokumenten dieses Bd.es: in dem Schreiben "Au comité organisateur de la Fête internationale de fraternité à Paris" und in "Was nun?", einem Artikel im "Sozialdemokrat" nach den Februarwahlen 1890 in Deutschland. Engels präziserte diese Warnung in aller Eindringlichkeit in der Einleitung zu einer Schrift von Sigismund Borkheim.<sup>1</sup> Er

<sup>1</sup> Obwohl weithin bekannt, sei dieser Text zitiert als Beispiel für Engels' prägnante, vorausschauende Einschätzungen und für seine Formulierungskunst, die den Bd. kennzeichnen: "Und endlich ist kein anderer Krieg für Preußen-Deutschland mehr möglich, als ein Weltkrieg, und zwar ein Weltkrieg von einer bisher nie geahnten Ausdehnung und Heftigkeit. Acht bis zehn Millionen Soldaten werden sich untereinander abwürgen und dabei ganz Europa so kahl fressen, wie noch nie ein Heuschreckenschwarm. Die Verwüstungen des

ordnete sie historisch ein in einem der wichtigsten Beiträge des Bd.es, in "Die auswärtige Politik des russischen Zarentums". Auf seine umfassenden ökonomischen und militärischen Kenntnisse gestützt, vermochte Engels mittels der historisch-materialistischen Methode diese Voraussagen zu treffen, während auf Macht und Profit bedachte Politiker und Militärs damals wie heute die Folgen kriegerischer Konflikte nicht abzuwägen bereit sind. Kennzeichnend für die Aufnahme von Engels' Kriegswarnungen ist die Vielzahl der Nachdrucke in der Arbeiterpresse verschiedener Länder, was in der Rubrik "Entstehung und Überlieferung" detailliert nachgewiesen ist. Der Verarbeitung in Schriften von Arbeiterpolitikern, wie z. B. bei August Bebel, wird nicht nachgegangen.

Beendet wird der Hauptteil des Bd.es durch Engels' "Vorwort zu Karl Marx' ‚Kritik des Gothaer Programms“ als neuem Ausgangspunkt für die Aufnahme der Ideen von Marx und Engels durch die internationale Arbeiterbewegung. Eine Gesamteinordnung aller Dokumente des

---

dreißigjährigen Kriegs zusammengedrängt in drei bis vier Jahre und über den ganzen Kontinent verbreitet; Hungersnoth, Seuchen, allgemeine, durch akute Noth hervorgerufene Verwilderung der Heere wie der Volksmassen; rettungslose Verwirrung unsres künstlichen Getriebs in Handel, Industrie und Kredit, endend im allgemeinen Bankerott; Zusammenbruch der alten Staaten und ihrer traditionellen Staatsweisheit, derart, daß die Kronen zu Dutzenden über das Straßenpflaster rollen und Niemand sich findet, der sie aufhebt; absolute Unmöglichkeit, vorherzusehn, wie das alles enden und wer als Sieger aus dem Kampf hervorgehen wird; nur Ein Resultat absolut sicher: die allgemeine Erschöpfung und die Herstellung der Bedingungen des schließlichen Siegs der Arbeiterklasse..." (S. 53f.).

Bd.es gibt die Einführung von Renate Merkel-Melis, in der auch übergreifende Aspekte zusammenhängend dargestellt werden, vor allem die sich widerspiegelnde Revolutionskonzeption, aber auch Vorstellungen, wie ein Weltkrieg verhindert werden könnte.

In den Jahren, die dieser Bd. umschließt, wuchs die Arbeiterbewegung in die Breite, weitere sozialdemokratische Parteien entstanden, andere festigten sich und gewannen an Einfluß. Die Nachfrage nach Schriften von Marx und Engels nahm zu. So enthält der Bd. zehn Vorworte zu Neuauflagen bzw. Übersetzungen, in denen Engels die Entstehung der Schriften historisch einordnete, ihre Aktualität für die unmittelbaren Zeitprobleme erläuterte und Fortschritte der Arbeiterbewegung einschätzte. Einige Vorworte tragen den Charakter geschlossener theoretischer Abhandlungen. Unter den Vorworten befinden sich "Preface to the American edition of ‚The condition of the working class in England in 1844“ und "Preface to the American edition of ‚Free Trade. A Speech delivered before the Democatic Club, Brussels, Belgium, Jan. 9 1848“ by Karl Marx". Beide Schriften übersetzte Florence Kelley-Wischnewetzky, für die letztere konnte sie Engels zur Durchsicht gewinnen. Florence Kelley, eine über Jahrzehnte herausragende Persönlichkeit in der Arbeiter- und Frauenbewegung der USA, hat es verdient, mehr gewürdigt zu werden, zumal ihr Engels in seinen Urteilen nicht immer voll gerecht wurde. Bei der Edition der Briefe sollte das auf eingehender Quellenauswertung basierende Buch von Kathrin Kish Sklare "Florence Kelley and the Nation's Work", das 1995 erschienen ist, herangezogen werden.

Weil die Lehren von Marx und Engels in der internationalen Arbeiterbewegung immer stärker als wissenschaftliche Begründung ihres Kampfes Anerkennung fanden, wies Engels so ausführlich "In Sachen Brentano kontra Marx wegen angeblicher Zitatsfälschung" Brentanos Angriffe auf Marx' wissenschaftliche Integrität zurück. Hier wie im Aufsatz "Juristen-Sozialismus" galt es, Marx als Wissenschaftler zu verteidigen. Beim letztgenannten Titel hat die Bearbeiterin akribisch Engels' möglichen Anteil aufgespürt. In den Anhang aufgenommen wurden auch Kautskys biographische Skizze "Friedrich Engels" und Hermann Schlüters Schrift "Die Chartistenbewegung in England". Engels' Einfluß auf Kautskys Schrift "Die Klassengegensätze von 1789" wird im Apparat eingehend belegt. Die für den Text gewählte Lösung, nur das Titelblatt abzudrucken, ist ungewohnt.

Im Textteil und durch Schreiben von Eduard Bernstein im Anhang wird Engels' Rolle bei der Vorbereitung und Durchführung des Gründungskongresses der II. Internationale 1889 in Paris eingehender als bisher dokumentiert. Doch wird erst die Briefedition Engels' großen Anteil voll zur Kenntnis bringen.

Vergleiche mit Handschriften führten zu Korrekturen der Textdarbietungen gegenüber bisherigen Publikationen, so beim Manuskript "Die Rolle der Gewalt in der Geschichte". Genaue Untersuchungen unter Einbeziehung des Briefwechsels und der Bibliothek von Marx und Engels sowie inhaltliche Vergleiche von Schriften erlaubten, bei zwei Drittel der Dokumente die Daten ihrer Entstehung zu präzisieren. Das führte zu Umgruppierungen gegenüber der Marx-Engels-Werkausgabe, darunter bei Engels' "Abschiedsbrief an die

Leser des „Sozialdemokrat“". Eine Spezifik des Bd.es ist es, daß Briefpartner Ausschnitte aus Engels' Briefen sofort Presseorganen zur Publikation übergaben, woraufhin Nachdrucke in weiteren Zeitungen erfolgten. Das gilt auch für Engels' Bemerkungen "Über den Antisemitismus".

Wie bei allen MEGA-Bänden stellt der Apparat auch hier eine Fundgrube für weiterführende wissenschaftliche Forschungen dar. Es ist dringend zu raten, diesen Fundus stärker als bisher auszuschöpfen. Bemühten sich doch kürzlich zwei Historiker der USA, die Übersetzungen von Engels' "Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats" selbst aufzuspüren, was ihnen der seit 1990 vorliegende MEGA-Band erspart hätte. Die Arbeiten am hier zu rezensierenden Bd. I/31 begannen 1986 unter Leitung von Hans-Dieter Krause. Nach kurzer Unterbrechung übernahm 1992 Renate Merkel-Melis den Bd. Die große Zahl der Mitarbeiter und Konsultanten zu nennen, ist unmöglich. Ihre Namen füllen mehr als eine Druckseite. Besonders Götz Langkau vom Internationalen Institut für Sozialgeschichte Amsterdam unterstützte die wissenschaftliche Kommentierung. Durch die Vielzahl unterschiedlicher Dokumente und Themen stellte der Bd. hohe Anforderungen an die historisch-kritische Edition, denen die Bearbeitung gerecht wird. Es gelang - auch unter umfangreicher Literatúrauswertung - die Dokumente weitaus gründlicher als bisher zu erschließen. Der Bd. belegt durch Texte und Apparat Engels' Rolle bei der weiteren Ausarbeitung der marxistischen Theorie und ihrer Verbreitung in der internationalen Arbeiterbewegung des behandelten Zeitraums.

*Ursula Herrmann*

**Detlef Joseph: Rechtsstaat und Klassenjustiz. Texte aus der sozialdemokratischen "Neuen Zeit" 1883 - 1914** (Schriftenreihe zur rechtswissenschaftlichen Grundlagenforschung, Bd. 9), Rudolf Haufe Verlag, Freiburg/Berlin 1996, 544 S.

Die Neuformierung der deutschen Arbeiterbewegung seit den 60er Jahren des 19. Jh. vollzog sich unter der Option einer innerhalb des Rahmens der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung *legalen* Bewegung, die zugleich alternative politisch-soziale Wert- und Zielvorstellungen verkörperte, die über das bestehende System hinauswiesen. Die Legalität, wesentliche Existenzbedingung für die öffentliche (nicht-geheime) Organisation und Voraussetzung für ihre Entwicklung zur Massenbewegung, mußte erst ertrotzt werden. Die großen Prozesse Ferdinand Lassalles in den beginnenden 60er Jahren oder der aufsehenerregende Leipziger Hochverratsprozeß gegen August Bebel und Wilhelm Liebknecht vom Jahre 1872 sind herausragende Belege dafür, in welchem Maße juristische Mittel Bestandteil dieser Auseinandersetzung waren. In allen Bereichen - von der Verteidigung der Existenz der Organisationen über die Durchsetzung der zugestandenen Bewegungsfreiheit bis zur Einberufung und Leitung einer simplen Versammlung - war die keineswegs oberflächliche Kenntnis von Gesetzesvorschriften unabdingbar. Von Anfang an hatte die aufkommende Arbeiterbewegung eine besondere Affinität zu Recht und Gesetz. Advokaten wie Wilhelm Toelcke, zeitweise Vizepräsident des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, oder Puttrich und Freytag, die eng mit Bebel und Liebknecht zusammenwirkten, spielten eine

bedeutende, von der Historiographie meist gar zu leicht übersehene Rolle im Formierungsprozeß der sozialistischen Arbeiterbewegung.

Umso verdienstvoller ist die vorliegende Dokumentation, die mit einer Auswahl aus der Fülle des zwischen 1883 und 1914 in der *Neuen Zeit* publizierten Materials den Gesamtkomplex "Rechtsstaat und Klassenjustiz" in den Blickpunkt rückt. Die Auswahl ist in drei Abteilungen gruppiert: I. Rechtstheoretisches (S.11-122, 5 Beiträge), II. Gesetzgebungstheoretisches (S.125-249, 10 Beiträge) und III. Justizpraktisches (S.253-354, 12 Beiträge). Von den in den Bd. aufgenommenen 27 Beiträgen stammen allein 12 von Franz Mehring, weitere 4 von Karl Kautsky, 2 von dem Rechtsanwalt Siegfried Weinberg, die restlichen 9 von bekannten oder weithin unbekanntem Autoren (August Bebel, Eduard Bernstein, dem Rechtssoziologen Eugen Ehrlich, Hugo Haase, Wolfgang Heine, dem österreichischen Sozialdemokraten Emil Kaler, von Karl Liebknecht sowie von Ernst Ludwig und E. Norden). Die Auswahl dürfte Detlef Joseph schwer gefallen sein. Daß er sich dennoch dafür entschied, die einzelnen Titel fast ausnahmslos ungekürzt einzubringen, verdient besonders hervorgehoben zu werden.

Den Quellentexten hat der Hrsg. einen Essay: "Die Neue Zeit", die Sozialdemokratie und das Nachdenken über Recht, Justiz und Rechtsaat (S.359-382) angefügt. Als Kernpunkt dieser Untersuchung bezeichnet der Vf. "den Versuch (!) der deutschen Sozialdemokratie, marxistisches Gedankengut auf die Analyse und Bewertung des Rechts und der Justiz im Deutschen Kaiserreich *anzuwenden*" (S.357).

Diese in der DDR-Historiographie gängige Fragestellung erscheint uns insofern als zu eng, als sie den tatsächlichen historischen Prozeß nur in einem speziellen Sektor erfaßt. Der Vf. räumt ein, daß Karl Marx und Friedrich Engels keine separate Rechtsphilosophie verfaßt haben, die *Deutsche Ideologie* unbekannt war, das *Elend der Philosophie* bis 1885 nur in französischer Sprache vorlag. Auf den Verweis auf das *Kommunistische Manifest*, den *Anti-Dühring* sowie die *Kritik des Gothaer Programms* von 1875<sup>1</sup> folgt die Behauptung, Repressivpolitik und Klassenjustiz gegen die Arbeiterbewegung und die Linke “bewiesen die Richtigkeit des materialistischen rechtstheoretischen Ansatzes von Marx und Engels und bildeten einen Ausgangspunkt (!) des politischen Kampfes der Sozialdemokratie” (S.363).

Diese gedankliche Konstruktion ist ein jahrzehntelang gebrauchtes Schema, das nur eine “Aneignung” der Auffassungen von Marx und Engels zuläßt und damit eine aus der gesellschaftlichen Praxis entspringende eigenständig-schöpferische Leistung ignoriert. Für die deutsche Arbeiterbewegung war es ein glücklicher Umstand, daß sie sich in engem Zusammenhang mit Marx und Engels formieren konnte. Aber grundlegende Entwicklungen entsprangen nicht oder nicht in

erster Linie der Theorie, sondern praktischen Zwangslagen. Das betraf ganz zentrale Problemkomplexe, von denen oft genug Sein oder Nichtsein abhing, so das auf der Suche nach der effektivsten Organisationsform der Arbeiterbewegung entwickelte Parteimodell, das sich in Europa durchsetzte und gewiß nicht eine Kopie des Bundes der Kommunisten war, die “revolutionäre Parlamentstaktik” einschließlich erfolgreicher, politisch selbständig geführter Wahlkämpfe, das Verhältnis von Partei und Gewerkschaften, die Schaffung der Einheit der sozialistischen Arbeiterbewegung 1875 oder die Anti-Geheimbunds-Taktik im Kampf gegen das Sozialistengesetz. Diese die internationale Arbeiterbewegung motivierenden Leistungen waren keineswegs bloße “Anwendung” vorgegebener Prämissen, was nicht zuletzt aus der Distanz hervorgeht, die sich Marx und Engels bei der Gründung der “Eisenacher” Partei (weder Volkspartei noch Lassallekirche), besonders bei der Vereinigung 1875 (ungeachtet der Tatsache, daß eine sozialistische Partei von Gewicht nur in Deutschland bestand und somit gleichsam Überlebensträger der internationalen sozialistischen Bewegung war!) und selbst in der Anfangsphase des Sozialistengesetzes (“Zirkularbrief”, erst seit dem Nachruf auf Jenny Marx 1881 Mitarbeit von Engels am 1879 gegründeten illegalen “Sozialdemokrat”) auferlegten. So paradox es klingen mag: Es gab richtungweisende Entscheidungssituationen, in der grundlegende Voraussetzungen für die weitere Durchsetzung des Marxismus gegen den Widerstand aus London gesichert wurde, was die “Londoner” schließlich meist akzeptierten. Die lebendige Arbeiterbewegung, deren füh-

1 Aus längst verstaubter Literatur wird leider der unberechtigte Vorwurf, die Adressaten hätten die Programmkritik geheim gehalten, übernommen (S.365). Die Publikation des internen Materials lag selbstverständlich ganz und gar in der Hand der Verfasser, die darauf verzichteten. Überdies wurden wesentliche Punkte der Kritik durch den im Protokoll des Gothaer Kongresses 1875 abgedruckten “Leipziger Antrag” zur Verbesserung des Programmwurfs aufgegriffen.

rende Funktionäre die Theorie, wie sie sie rezipieren konnten, als Leitstern nahmen, entsprang aus der Praxis, aus den realen politisch-gesellschaftlichen und ökonomisch-sozialen Verhältnissen, mit denen sie sich im existentiellen Interesse auseinanderzusetzen hatte, und die durch Erfolge und Rückschläge ihrerseits für die Geltendmachung und Entwicklung des Marxismus eine neuartige - und zwar auch theoretische - Basis schuf.

Dies traf, wie der Vf. überzeugend darlegt, namentlich auch auf die Analyse der Strategie und Praxis der Gesetzgebung durch die Sozialdemokratie zu, die sich in einem immensen Spannungsfeld gleichsam materialisierte, angefangen von einer Fülle von Einzelprozessen über einschneidende Repressivgesetze wie dem Sozialistengesetz, der Umsturz- oder der Zucht-hausvorlage bis hin zur Sozialgesetzgebung, die die Arbeiterbewegung auch als eine juristische Herausforderung verstand (Arbeitersekretariate usw.) bis hin zur rechtlichen Verfahrensweise (Strafprozeßordnung usw.) und der Fixierung des Bürgerlichen Gesetzbuches. Damit ist nur stichwortartig die vom Vf. skizzierte Gesamtproblematik und der Materialreichtum des lesenswerten Bd.es angedeutet, der - über die aussagekräftige Dokumentation hinaus - durch den umfangreichen Anmerkungsapparat (S.383-518) an Gewicht gewinnt. Eine einschlägige Bibliographie (S.517-532) und ein Sachregister runden den interessanten Bd. ab, mit dem ein bislang geradezu sträflich vernachlässigter Bereich der Praxis und Theorie der sozialistischen Arbeiterbewegung in den Blickpunkt gerückt wird.

*Wolfgang Schröder*

**Sergej Zuravljov: "Malen'kie ljudi" i "bol'shaja istorija". Inostrancy moskovskogo Elektrozavoda v sovetskom obscestve 1920-ch/30-ch godov** ("Kleine Leute" und "große Geschichte". Die Ausländer des Moskauer Elektrozavod in der Sowjetgesellschaft der 20er/30er Jahre), ROSSPEN, Moskau 2000, 352 S.;

**Sergej Zuravljov: "Ich bitte um Arbeit in der Sowjetunion". Das Schicksal deutscher Facharbeiter im Moskau der 30er Jahre.** Aus dem Russischen von Olga Kouvcinnikova und Ingolf Hoppmann, Ch. Links Verlag, Berlin 2003, 188 S.

Die Arbeit ist im Schnittpunkt von Gesellschaftsgeschichte, Alltagsgeschichte, Lebenslauforschung und Sozialpsychologie angesiedelt. Diese Spezifik bestimmt ihren herausragenden Platz in der Literatur über die Emigration generell, über ausländische Facharbeiter und Spezialisten in der Sowjetunion der 20er und 30er Jahre im besonderen. Im Unterschied zu Carola Tischlers "Flucht in die Verfolgung, Deutsche Emigranten im sowjetischen Exil 1933 bis 1945" (Münster 1996) geht es hier um die während der großen Krise 1929-1932 ausgelöste sogenannte Wirtschaftsemigration (eigentlich Immigration); die Besonderheit gegenüber der Monographie von Barry McLoughlin/H. Schafranek/W. Szevera "Aufbruch, Hoffnung, Endstation. Österreicherinnen und Österreicher in der Sowjetunion 1925-1945" (Wien 1996) besteht in der Konzentration auf den Alltag eines Großbetriebes, einer größeren Gruppe von Arbeitern aus verschiedenen Ländern, ihre Lebensläufe und Familiengeschichten.

Die Arbeit gründet sich auf ein achtjähriges, sehr breit gefächertes Archivstudium.

Erstmalig wurde das Archiv eines Großbetriebes (eingeschlossen Personalakten ausländischer Arbeiter, Protokolle der Produktionsberatungen, der Betriebsparteiorganisation u.a.m.) ausgewertet, außerdem Dokumente des Zentralarchivs und des Archivs der Moskauer Verwaltung des Föderalen Sicherheitsdienstes (vormals NKWD/KGB), des Kominternarchivs, des Staatlichen Archivs der Moskauer Föderation (darin u. a. des Gewerkschaftsarchivs) und weiterer (insgesamt acht) Archive sowie mehrerer Archive in den USA. Diese Materialien werden zum überwiegenden Teil erstmalig in die Forschung eingeführt. Weitere Quellen bilden zeitgenössische Periodika, Presse, Publikationen und mehrere Interviews mit Zeitzeugen. So gelingt es dem Autor, in die Tiefe des historischen Prozesses vorzudringen und diesen in all seiner Widersprüchlichkeit darzustellen.

Der Autor - geb. 1960, promovierter Sozialwissenschaftler und Historiker, Mitarbeiter am Institut für russische Geschichte der Akademie der Wissenschaften Rußlands in Moskau - rekonstruiert Anfänge, Wirken und Ende der „Ausländer“kolonie“ eines in den 20er Jahren gegründeten Großbetriebes, die sich in die „Große Geschichte“ des sozialistischen Versuchs in der Sowjetunion der 20er und 30er Jahre mit all seinen Gegensätzen, realen Ergebnissen, und - für viele tödlichen - Tragik einfügten. Die „Kolonie“ war in den 30er Jahren die größte in Moskau und eine der größten in der UdSSR: ca. 200 hochqualifizierte Facharbeiter, mit ihren Familien zeitweilig über 400 Menschen, davon 80 Prozent Deutsche, außerdem US-Amerikaner, Österreicher, Tschechen, Slowaken, Ungarn, Polen.<sup>1</sup>

Eingebettet in die „große Geschichte“ der in jenen Jahren forcierten Industrialisierung und der sich dabei formierenden sowjetischen Arbeiterklasse, geht es um vielschichtige soziale Kontakte von Menschengruppen und einzelnen Menschen; ihre Vorstellungen über das Leben in der SU und deren Wandel; ihr Verhalten in gewöhnlichen und extremen Situationen; das Aufeinanderprallen von Kulturen; die soziale und nationale Differenzierung; das Alltagsleben; die Ursachen für die Rückkehr in die Heimatländer bzw. für das Verbleiben in der Sowjetunion.<sup>2</sup> Im Verlauf der Darstellung werden an die 100 Einzelschicksale „kleiner Leute“, ausländischer und russischer, die an der „großen Geschichte“ aktiv beteiligt waren, vorgestellt, der historische Prozeß auf diese Weise „vermenschlicht“. So wird eines der Anliegen des Autors - den damaligen „sozialistischen Alltag“ in all seiner Widersprüchlichkeit zu rekonstruieren - hervorragend verwirklicht.

Es wird deutlich, daß dieser Alltag durchaus von emanzipatorischen Zügen geprägt war: Viele Einzelne - namentlich genannt und mit ihren Lebensgeschichten vorgestellt - eigneten sich höhere Bildung an,

1 Von den zuletzt - 1932 - angegebenen über 43000 ausländischen Arbeitern, die in der Sowjetunion Arbeit fanden, waren die Hälfte - nach anderen Angaben 60 bis 70 Prozent - Deutsche, ein Viertel US-Amerikaner/Engländer, die größte Gruppe des letzten Viertels bildeten Tschechen und Slowaken; regional waren sie vor allem in Moskau, Leningrad, dem Ural, in Westsibirien und einigen Industriezentren der Ukraine konzentriert.

2 Bis 1937 hatte die Mehrzahl der hier behandelten Gruppe ausländischer Arbeiter die UdSSR verlassen oder wurde des Landes verwiesen; 20 der Arbeiter wurden 1937 verhaftet, die wenigsten von ihnen überlebten den Massenterror.

verwirklichten sich in schöpferischer Produktionsarbeit, in gesellschaftlicher und künstlerischer Tätigkeit u. a. m. Und zugleich werden Strukturen, Mechanismen, Entwicklungslinien des stalinistischen Herrschaftssystems in der Sowjetunion jener Zeit - und das vor allem über persönliche lebensgeschichtliche Erfahrungen und Reflexionen - aufgehell. Der Autor zeigt, wie Partizipationsmöglichkeiten und Zwangsmaßnahmen nebeneinander wirkten und ineinander griffen, wie das Geflecht von Manipulation und Entrechtung, Disziplinierung, Verfolgung und Repression aussah.

Es geht zunächst um Motive und Gründe ideeller und materieller Art, die westeuropäische und nordamerikanische Arbeiter und Techniker veranlaßten, sich für den industriellen und kulturellen Aufbau in der Sowjetunion in den 20er und zu Beginn der 30er Jahre zu engagieren; um ökonomische, politische und geistige Bedingungen in ihren Heimatländern, die dafür den Anstoß gaben; um das damalige Erscheinungsbild der Sowjetunion in Westeuropa, vor allem aus der Sicht der ständig von sozialer Unsicherheit bedrohten Lohnarbeitenden.

Der Autor beschreibt dann die Aufgaben, die die ausländischen Arbeiter und Spezialisten als technisch Gebildete übernahmen, und ihren Alltag dort: ihre Lebensweise, Lebensformen, Alltagskultur, Kommunikation, Wertorientierungen, Bewußtseinslagen, Wünsche, Hoffnungen, Ängste, ihre Beziehungen zu den Einheimischen, die Rolle (eine Seltenheit in der Geschichtsschreibung!), die psychische und emotionale Faktoren dabei spielten. Er geht auf die Gewerkschaften und deren Wirken, auf die Mitbestimmungsrech-

te und deren - wiederum widersprüchliche - Handhabung ein.

So werden der Leserin/dem Leser plastisch die Widersprüche vor Augen geführt (ebenfalls eine Seltenheit in der Geschichtsschreibung zu diesem Thema), die den Alltag der damaligen sowjetischen Wirklichkeit prägten: der echte, vom konkret Erlebten gestützte Enthusiasmus für den Aufbau einer neuen, von den meisten der ausländischen Arbeiter gewollten, sozialistischen Welt - und die zunehmende, gerade in den 30er Jahren weitgehend vollzogene Perversion sozialistischer Ideale und Praxis, die sich in der Bürokratisierung des Staates und Formalisierung aller gesellschaftlichen Bereiche und Organisationen, in der neuen Entfremdung von Eigentum und Gesellschaft, in der Negation der Persönlichkeit zeigte und schließlich ihren barbarischen Höhepunkt im Massenterror erreichte.

Ein Kapitel widmet der Autor den "Rückkehrern" in ihre Heimatländer, bei denen es, wenn es Deutsche waren, nicht selten um die Qual der Wahl zwischen Stalin-Rußland und Hitler-Deutschland ging. Er stellt dabei Fragen wie diese: Welche Folgen hatte das in der UdSSR Erlebte bei den Zurückgekehrten - individuell und hinsichtlich der Ausstrahlung auf das gesellschaftliche Umfeld? Veränderten sich - wie und warum bei den einen ja, bei den anderen nicht - ihre politischen und Lebenseinstellungen? Auch da gilt die Aufmerksamkeit des Forschers vielfach dem Einzelnen, seiner Individualität, seiner Psyche, seinen geistigen und persönlichen Prägungen und Bindungen.

In einem weiteren Kapitel thematisiert der Autor das tragische Schicksal der Ausländer und ihrer Frauen während des Massen-

terrors 1937-1941, auch das am Beispiel einzelner Familien.

Das Buch endet mit dem - an ein Einzelschicksal gebundenes - Nachdenken über "revolutionäre Zeiten", "große Politik" und den Ertrag eines einzelnen Menschenlebens. Wertvoll für den Forscher das umfangreiche Literaturverzeichnis, das russisch-, deutsch- und englischsprachige Titel zu den Themen ausländischer Arbeiter in der Sowjetunion und Stalinismus umfaßt. Das Buch ist jedem am Thema Interessierten unbedingt zu empfehlen.

Der deutsche Titel ist eine stark gekürzte - Anmerkungen, Anhang und Bildseiten abgerechnet, auf ein Drittel des russischen Textes reduzierte -, ihrer oben genannten Spezifik entkleidete und somit skelettierete sowie auf das Schicksal deutscher Facharbeiter konzentrierte Variante der besprochenen Arbeit. Er bietet in der Tat, wie es im Werbetext heißt, erschütternde Einblicke in die Lebenswelt deutscher Arbeiter und ihrer Familien in der damaligen Sowjetunion und in die tragischen Schicksale vieler von ihnen während des großen Terrors der 30er Jahre und bereichert mit vielen Fakten die Kenntnisse der deutschen Leserinnen und Leser über dieses dunkelste Kapitel der Geschichte des staatsmonopolistischen Realsozialismus unter den Bedingungen des menschenfeindlichen Hoch-Stalinismus.

Ergänzend zur russischen Urfassung enthält die deutsche Variante einen umfangreichen, für den deutschen Leser sehr hilfreichen Anhang, darunter ein "Verzeichnis der Arbeiter (und Arbeiterinnen) aus Deutschland und Österreich im Moskauer Elektrokombinat" (russ. Elektrozavod), einen Glossar und ein kommentiertes Personenregister.

*Ulla Plener*

**Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge. Sonderband 1: David Borisovic Rjazanov und die erste MEGA; Sonderband 2: Erfolgreiche Kooperation. Das Frankfurter Institut für Sozialforschung und das Moskauer Marx-Engels-Institut (1924-1928); Sonderband 3: Stalinismus und das Ende der ersten Marx-Engels-Gesamtausgabe (1931-1941),** Argument-Verlag, Berlin/Hamburg 1997, 2000 und 2001, 278 S., 439 S., 460 S.

Diese Bände ergeben ein umfassendes Bild von Entstehung und Ende des 1927-1941 ansatzweise realisierten ersten MEGA-Projekts. Sie sind Resultat deutscher und russischer Forschungen, vornehmlich auf Basis von Funden im früheren KPdSU-Archiv. Die Aufsätze, Dokumente und Zeugenaussagen vermitteln einen Eindruck sowohl vom politischen Geschehen, als auch von der Aufgabe, viele bisher unbekannte Originaltexte und Erstdrucke sowie Randglossen bergende Bücher aufzuspüren, Kommentare, Anmerkungen und Fußnoten zu verfassen und die Entwicklung des Denkens von Marx und Engels nachzuzeichnen. Die Publikation weist Doppelungen, Widersprüche, bisweilen auch verwirrende Zeitsprünge auf. Sie stellt keine Geschichte des ehrgeizigen und opferreichen Unternehmens dar, könnte aber ein wesentliches Zwischenergebnis auf dem Weg dorthin sein.

Sonderband 1 ist Leben, Werk und Kampf des Forschers und Revolutionärs David Rjazanov (1870-1938) und dem Moskauer Marx-Engels-Institut (MEI) unter seiner Leitung bis 1931 gewidmet. Über ihn berichten vor allem die russischen Experten N. J. Kolpinskij und J. G. Rokitjanskij sowie der deutsche Experte Wladislaw

Hedeler. Zudem werden das Verhältnis Rjzanovs zu Bucharin, dem Historiker Pokrovskij, dem menschewistischen Institutskorrespondenten Nikolaevskij, der MEI-Spitzenkraft Deborin, dem Engels-Biographen Gustav Mayer und wichtige institutionelle Vorgänge behandelt.

David Goldenbach, später Rjzanov, wurde als Sohn einer vermögenden jüdischen Familie in Odessa geboren. Sein Wirken für die Sozialdemokratie brachte ihm neun Jahre Gefängnis und Verbannung ein, die er als "Universitäten des Lebens" nutzte, um sich zum Wissenschaftler heranzubilden. Frühzeitig bekam er zu deutschen Sozialdemokraten Kontakt. Bebel erlaubte ihm, im SPD-Archiv zu arbeiten. Mit der Mitwirkung am Werk "Aus dem Nachlaß von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle" begann die Tätigkeit als Kommentator und Herausgeber von Klassiker-Schriften. Außerdem gehörte er zu den Geschichtsschreibern der ersten Internationale. Nach der Oktoberrevolution 1917 ordnete Rjzanov das Archivwesen Rußlands und gründete das MEI, das 1924 ins Moskauer Dologorukij-Palais einzog. Als Direktor eines Instituts, das Forschung, Archiv, Bibliothek und Zeitschriftenredaktionen vereinigte, Bücher herausgab und ein Korrespondentennetz unterhielt, wurde er zum Wissenschaftsorganisator. Bisweilen autoritär auftretend, wirkte Rjzanov bei der MEGA-Edition bahnbrechend. Mit dem Institut für Sozialforschung unter seinem früheren Lehrer Carl Grünberg und Felix Weil in Frankfurt/Main arbeitete das MEI zusammen.

Rjzanov hielt zu Menschewiki wie Bolschewiki Verbindung, schloß sich aber bis 1917, als er zur Lenin-Partei stieß, kei-

ner Gruppierung an. Er bewahrte Lenin gegenüber seine Unabhängigkeit und trat ihm vielfach, von der innerparteilichen Demokratie bis zur Frage der Alleinherrschaft, entgegen. Nach dem Tode Lenins wies er dessen Gleichstellung mit Marx als Theoretiker, den von Sinowjew kreierten "Marxismus-Leninismus", den Kult um den verstorbenen Führer und den darauf aufbauenden Stalinkult zurück, ebenso die Legende vom "Sozialismus in einem Lande" und andere antimarxistische Dogmen. Der seit 1928 von der Komintern forcierte Feldzug gegen "Sozialfaschisten" führte dazu, daß der SPD-Vorstand die Kontakte zum MEI abbrach. Zu Rjzanovs wachsender Unbeliebtheit bei der Stalinbürokratie trugen sein Drängen auf Wissenschaftlichkeit, die Ablehnung von Fälschungen, der Einsatz für Gerechtigkeit gegenüber Andersdenkenden, die Beschäftigung marxistischer Fachleute aller Richtungen am MEI und in dessen Korrespondentennetz bei. Nikolaevskij, der dem Institut Unmengen Material verschaffte, hat 1936 den "Brief eines alten Bolschewiken" publiziert, der erstmals authentisch Konflikte in der KPdSU-Spitze wegen Stalins Kurs dokumentierte. Gleich diesem Faktum bleibt hier ein anderes unerwähnt: Prominentester Übersetzer eines Marx-Textes ("Herr Vogt") ins Russische für das MEI war Trotzki.

Jahre vor dem Kirow-Mord 1934, nach mehrjährigen, zunächst sporadischen Attacken, wurden auf Stalins Geheiß der Leiter und alle unliebsamen Kantonisten aus dem MEI entfernt. Rjzanovs Verhaftung erfolgte am 15. 2. 1931 unter der falschen Beschuldigung, ihm übergebene Dokumente für die Menschewiki aufbewahrt zu haben. Nach Saratow verbannt,

kam er 1937 erneut in Haft, nun wegen angeblicher Mitgliedschaft in einer "trotzkistischen" Organisation, und wurde am 21. 1. 1938 per Genickschuß liquidiert. Nie hat er irgendeine ihm angedichtete Schuld zugegeben. "Er wurde", wie Kolpinski konstatiert, "erschossen, weil er Marxist war, sich nicht dem Stalinismus unterwarf, und weil er ein Gelehrter und eine ehrliche und unabhängige Persönlichkeit war. Nach seinem Untergang stirbt, oder genauer gesagt, wird die große Sache seines Lebens hingerichtet: die vollständige akademische und historisch-kritische Ausgabe des literarischen Nachlasses von Marx und Engels in der Originalsprache (MEGA)" (S. 175).

Sonderband 2 birgt eine von Rolf Hecker verfaßte Geschichte der Gesellschaft und des Instituts für Sozialforschung in ihrer orthodox-marxistischen ersten Phase, dazu die Korrespondenz, die sich 1924/28 durch das Zusammenwirken mit dem MEI ergab. Gemeinsam unterhielten beide Institute die Marx-Engels-Verlagsgesellschaft (MEAV), um die deutsche Ausgabe der MEGA herauszubringen. Als das Frankfurter Institut die MEAV verließ, führte das MEI sie als Marx-Engels-Verlag GmbH in Berlin weiter.

In Sonderband 3 berichtet Rokitjanskij über die Durchsuchung des Dolgorukij-Palastes nach Rjazanovs Inhaftnahme und über die "Säuberung" des MEI. Die Durchsuchung ergab 15 Aktenbände mit Dienstkorrespondenz, Belegen für Rjazanovs Einsatz zugunsten politisch Verfolgter und Theorienarbeiten. Protokolle der Überprüfungscommission belegen, daß von den 143 Angestellten 131, von 44 KPdSU-Mitgliedern unter ihnen 22 entlassen resp. zur "Weiterbeschäftigung

durch das ZK" abkommandiert wurden. Arbeiten Hedelers und dreier anderer Forscher gelten den Schicksalen von Mitarbeitern des MEI und seines 1931 durch Unterordnung unter das Lenin-Institut entstandenen Nachfolgers Marx-Engels-Lenin-Institut (IMEL), ferner der Biographie des neuen Direktors V. V. Adoratskij. Von den Angestellten sind manche Stalins "Großer Tschistka" zum Opfer gefallen – Alexander Emel (Lurje) beim ersten Schauprozess 1936, andere wie der "Brandlerianer" Kurt Nixdorf später. Als Folge interner "Säuberungen" gab es 1938 im Institutsarchiv nur drei statt 30 wissenschaftlicher Mitarbeiter, so daß die Arbeit auch deshalb stagnierte.

Über den vorherigen Vizechef des Lenin-Instituts Adoratskij (1878-1945) berichten die Autoren, er sei mit der Umwandlung des MEI in eine linientreue Propagandainstitution beauftragt worden und dem nachgekommen. Gleichwohl habe ihn Stalin nicht geschätzt. Einem ZK-Sekretär rangmäßig gleichgestellt, wurde er 1937 nicht zum Plenum des Zentralkomitees zugelassen, 1938 im Zeichen des mit der "Geschichte der KPdSU (B). Kurzer Lehrgang" intensivierten Stalinkults als Leiter des IMEL durch den Emporkömmling M. B. Mitin ersetzt. Adoratskij hatte nach Amtsantritt Briefe der Klassiker an führende Sozialdemokraten, die für einen späteren MEGA-Band bestimmt gewesen waren, separat veröffentlicht, insbesondere der Marxschen Auslassungen über Kautsky wegen, und im Kommentar ebenso die Sozialdemokratie wie Rjazanov attackiert. Von dessen Leuten weitgehend fertiggestellte MEGA-Bände gab er unter seinem Namen heraus.

Hecker würdigt den veränderten Editionsplan, in dessen Resultat die Arbeit an der Marx-Engels-Gesamtausgabe spätestens im Herbst 1936 abgebrochen wurde, ausgenommen die an den "Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie", die 1939 und 1941 in Halbbänden vom Format, aber nicht mehr als Teil der MEGA erschienen.

Die deutsche Ausgabe hatte 1933 durch Hitlers Machtübernahme einen beinahe tödlichen Schlag erlitten. Hilde Vogel-Rothstein (später Eisler) vom Marx-Engels-Verlag Berlin konnte Redaktionsunterlagen und Bestände in die UdSSR expedieren. Dort setzte die Verlagsgenossenschaft ausländischer Arbeiter (VEGAAR) die MEGA-Herausgabe fort. Das Sammeln von Dokumenten und Materialien im Ausland geriet weitgehend ins Stocken, als das Korrespondentennetz zerrissen und 1936 der unter Leitung Bucharins unternommene Versuch gescheitert war, den Marx-Engels-Nachlass des SPD-Archivs zu kaufen. Andere Bestände bekam das IMEL deshalb nicht, weil es solange feilschte, bis das Hoover-Institut sie wegschnappte. Allerdings konnte Agnija Majskaja, die Frau des sowjetischen Botschafters in London, Marx- und Engels-Briefe aus dem Longuet-Nachlaß und die Moskau noch fehlenden, ihm bislang verweigerten restlichen Protokollbände der Internationalen Arbeiterassoziation erwerben. Danach zu urteilen, was das IMEL besaß, war es neben dem Amsterdamer IISG weiter die wichtigste Institution ihrer Art.

Zu den interessantesten hier veröffentlichten Dokumenten zählen zwei Kapitel der Erinnerungen Hans Jägers, 1929/33 Geschäftsführer des Berliner Marx-Engels-

Verlags. Es ist unerfindlich, warum Kiepenheuer & Witsch die Memoiren nicht herausgebracht hat, als sie ihm in den 60er Jahren angeboten wurden. Behauptungen der Lektorin Carola Stern, die "politisch wichtigen Teile der Darstellung seien nicht gelungen", sie enthielten "zuviel Rede, zu wenig Schreibe, zu viele Ungenauigkeiten" (S. 375), sind nach dem zu urteilen, das vorliegt, schlicht falsch. Haben politische Motive die Ablehnung verursacht?

Auch im MEGA-Fall wurde wenig aus der Geschichte gelernt. Für den heutigen Bekanntheitsgrad des Unternehmens können Nachschlagewerke als Meßstab dienen. Meyers Neues Lexikon, zu DDR-Zeiten entstanden, enthält zur MEGA den denkbar dürftigsten Hinweis, zu Rjazanov gar keinen. Selbstverständlich, ließe sich sagen, ist dieser doch erst 1958 juristisch und erst 1989/90, wo das Lexikon längst antiquarisch war, als Partei- und Akademiemitglied rehabilitiert worden. Der jüngste Brockhaus, Enzyklopädie-Flaggschiff der erweiterten BRD, kennt weder das Moskauer Marx-Engels-Institut oder dessen Nachfolger, noch die erste MEGA und deren Begründer. Zu hoffen ist, daß es der 1975 im zweiten Anlauf begonnenen Marx-Engels-Gesamtausgabe trotz allem besser gehen wird als ihrer Vorgängerin.

*Manfred Behrend*

**Wladislaw Hedeler (Hrsg.): Stalinscher Terror 1934-41. Eine Forschungsbilanz,** BasisDruck Verlag GmbH, Berlin 2002, 372 S.

Das Bild eines "schwarzen Raben", der über den Roten Platz fährt, vermittelt

spürbar die Bedrohung, die sich mit den Stalinschen Massenrepressionen über die sowjetische Hauptstadt und das ganze Land legten. Damit stimmt der Umschlag auf den Text ein. Er versammelt die Beiträge, die auf der vom Verein "Helle Panke e.V." und "Memorial Moskau" veranstalteten Konferenz zur Stalinismus-Forschung am 13./14. November 2001 in Berlin von russischen, ukrainischen, österreichischen, schweizer und deutschen Wissenschaftlern gehalten worden sind. Unabhängig von ihrer der Gliederung des Bd.es geschuldeten Abfolge lassen sich die verschiedenen Wortmeldungen mehreren eng miteinander verflochtenen und sich gegenseitig ergänzenden Schwerpunktthemen zuordnen.

Zunächst richtet sich der Blick auf die NKWD-Strukturen und die ihnen zugrunde liegende "Kaderpolitik" selbst. Ausgezeichnet sogleich der Eröffnungsbeitrag Nikita Petrows: die nach nationalen und sozialen Herkunfts-"Kriterien" vorgenommene Revision der NKWD-Reihen, die eine von Stalin befürchtete "potentielle politische Unzuverlässigkeit" korrigieren sollte, zuzüglich der personellen Konsequenzen durch die Führungswechsel von Genrich G. Jagoda über Nikolai I. Jeshow zu Lawrentij P. Berija. Dennoch, so macht Petrow entgegen bisherigen Annahmen deutlich, setzte die tatsächliche "Generalsäuberung" im NKWD erst unter Berija und nicht schon unter Jeshow ein. Juri Schapowal liefert mit dem Porträt Wsewolod A. Balitzkis eine aufschlußreiche Studie über einen jener brutal funktionierenden Volkskommissare, der schließlich im Machtkampf des gehobenen Establishments selbst den Kürzeren ziehen mußte. Abge-

setzt vom NKWD, aber doch auch in den Strukturen der Mittäterschaft, zeichnet Peter Huber einen von Kontroll- und Überwachungsmechanismen durchgesetzten Kominternapparat, der sich - allem voran mit der Einrichtung der "Kaderabteilung als Ort der Registrierung der ‚Abweichungen‘" - zunehmend sowjetischem Vorbild anglich.

Ein zweiter wesentlicher Themenkreis erschließt die Praxis des Terrors auf der Ebene einer NKWD-Rayonverwaltung und eines sogenannten "Besserungsarbeitslagers". Am Beispiel Kunzewos im Gebiet von Moskau dokumentiert Alexander Watlin die eigentlich entscheidenden "Handlungsabläufe" für die Erfüllung der planziffernmäßig festgelegten Verhaftungs-"Kontingente" als Herrschaft des "Fragebogens" und "Willkür des blinden Zufalls". Wladislaw Hedeler geht der "Gründungsgeschichte" des Karakalinsker Lagers, des sogenannten KARlag, in der Kasachischen ASSR nach und zeigt dabei auf, wie die ursprünglich noch von "kulturrevolutionären" Visionen bestimmte Konzeption der "politischen Umerzierung" der Häftlinge zur bloßen räuberischen Ausbeutung ihrer Arbeitskraft verkam. Am Ende stand ein fachmännisch betriebenes Landwirtschafts-Kombinat, was sich nicht zuletzt in den veränderten biographischen Daten der jeweiligen Leiter widerspiegelt. Systematisierend-bilanzierend widmet sich in einem weiteren Komplex Barry McLoughlin den "Massenoperationen des NKWD" und Peter Erler dem "Terror gegen deutsche Polit- und Wirtschaftsemigranten". McLoughlin verweist einleitend zu Recht darauf, daß "der langlebige Topos, die Verhaftungswellen der ‚Jeshowschtschina‘ ... hätten in erster

Linie Staats-, Partei-, Arme- und Industriekader betroffen“, inzwischen durch neuere, vor allem Regional-Studien berichtet worden ist. Ihm gelingt hervorragend, die sich verschärfende “Repressionsspirale” in der Aktualisierung alter und der Gewinnung neuer “Feindbilder” zu veranschaulichen und hierfür auch - und das macht seine ausgesprochene Stärke aus - politische Motive und Hintergründe freizulegen. Erlers Periodisierungsschema der einzelnen Repressions-Etappen und -Phasen beginnt anfangs der 20er Jahre und endet 1954. Angesichts des bisherigen Hauptaugenmerks auf die Jahre 1936-38 verdienen besonders seine Aussagen über davor und danach liegende Repressions-Erscheinungen, oft modifiziert, Beachtung. So die frühe Abschiebung mißliebig gewordener ehemaliger bedeutender KPD-Funktionäre wie Heinrich Brandler und August Thalheimer ins sowjetische Exil oder die 1939/40 erfolgte Ausrufung von sogenannten “Regimestädten” und schließlich die im Zuge der drohenden Belagerung von Moskau eingeleiteten Evakuierungs- bzw. Internierungsmaßnahmen, die freilich noch näher in ihren unterschiedlichen Klassifizierungsgraden zu fassen wären. Obwohl es hinsichtlich der ihm zugrunde liegenden Intentionen und seines furchtbaren Ausmaßes als ein völlig singuläres Ereignis zu gelten hat, gehört es doch hinsichtlich der Periodisierung des sowjetischen Staatsterrorismus notwendig in diesen Zusammenhang: das Massaker von Katyn. Denn, wie Gerd Kaiser äußerst präzise zu beschreiben weiß: die “Massenoperationen” des NKWD fanden in diesem gezielten Genozid, - der Ermordung von 25000 polnischen Militärs und Intellektuellen

und der Deportation von über 100.000 ihrer Familienangehörigen - ihre grausig-perfektionierte Fortsetzung. Insofern kann von keiner endgültigen Abschwächung des Terrors 1938/39 die Rede sein, sondern nur von einer kurzen Pausierung und anschließenden Verlagerung. Ein methodisch jeweils ganz spezifischer Zugang liegt den Beiträgen Reinhard Müllers, Berthold Unfrieds und Meinhard Starks zugrunde. Wie schon Alexander Weissberg-Cybulski in seinen Erinnerungen festhielt, daß der jeweilige Häftling an seiner eigenen Verurteilungs-“Legende” mitzuwirken hatte, so unterzieht auch Müller die durch Folter erzwungene NKWD-“Geständnis“-Fabrikation einem, wenngleich hier durch die besonderen Umstände pervertierten, erzähltheoretischen Diskurs. Hervorzuheben ist dabei das bemerkenswert hohe theoretische Niveau, auf dem das betreffende Faktenmaterial aufbereitet wird. Einst als “Erziehungsmittel” verstanden, mutierte sie während der Stalinschen “Säuberungen” zu einem direkten “Vernichtungsinstrumentarium”: die - von Unfried in ihren verschiedenen Transformationsstufen herausgestellte - Rolle der “Selbstkritik”. Ein stärkerer Faktenbezug wie im Falle Frida Rubiners wäre jedoch insgesamt von Vorteil gewesen. In größtmöglicher Authentizität erwächst aus dem von Stark vorgestellten Befragungsprojekt “Frauen im Gulag. Geschlechtsspezifische Diskriminierungen” die doppelte Unterdrückung ausgesetzte “Lagerexistenz weiblicher Gefangener”. Das ist Grundlagenforschung im besten, verdienstvollsten Sinne.

Eine letzte Themengruppe nimmt sich bestimmter sozialer bzw. professioneller Gruppierungen unter den deutschen Emi-

granten in der Sowjetunion an. Bis auf die fraglos wichtige Auswertung der im Betriebsarchiv des Moskauer Elektrokombinats lagernden Kaderakten damaliger ausländischer Arbeiter und Spezialisten durch Sergej Shurawl'jow handelt es sich durchgängig um die Tätigkeit exilierter deutscher Künstler und Wissenschaftler. Simone Barck bilanziert hier kritisch, was angesichts der "neuen Quellenlage" als notwendige Aufgabe vor der Exilforschung steht. Dies bezieht sich u.a. auf eine alle Emigranten "vernetzende Namensgesamtkartei" wie auf eine "Untersuchungsrichtung", die vorrangig den "Stalinismus als soziale Praxis" begreift und so den "strukturellen Zusammenhang von Terror und Gesellschaft" bloßlegt. Jens-Fietje Dwars setzt sich mit der apologetischen Haltung einer Reihe repräsentativer linker Schriftsteller bzw. Philosophen wie Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger und Ernst Bloch gegenüber den Vorgängen in der Sowjetunion auseinander. Er erklärt sie aus der Übertragung ihres eigenen "bürgerlichen Wert- und Selbstverständnisses". Zumindest im Falle Brechts dürfte allerdings das Urteil, "PR-Arbeit für den stalinschen Machtapparat" betrieben zu haben, in dieser Apodiktik kaum zu halten sein - war es doch auch ein sich immer wieder selbst in Frage stellender Standpunkt und ohne den Gegenpol Faschismus nicht zu denken. Mit der Geschichte der Meshrabpom-Filmgesellschaft gelingt Günter Agde schließlich der exemplarische Beweis, wie hier eine ganze Einrichtung von ihrer besonderen Produktionsstruktur her - kapital-basierte Aktiengesellschaft und ideologische Anbindung an die im Stalinschen Machtkätil zunehmend diskreditierte Interna-

tionale Arbeiterhilfe - in Widerspruch zum zentralistischen sowjetischen Wirtschaftssystem und zur oktroyierten Kulturpolitik geriet.

Der Bd. ist sorgfältig editiert und enthält ein umfassendes kommentiertes Personenregister. Zumindest zwischenzeitlich könnte er zu einem unumgänglichen Standard-Titel werden.

*Peter Diezel*

**Muharrem Dezhgiu: Shqipëria në luftë (1939 - 1944). Studime dhe refleksione.** (Albanien im Krieg. Studien und Reflexionen), Shtëpia botuese "Globus R.", Tirana 2001, 349 S.

In der in Albanien nach der Wende geführten Debatte um die Neubewertung der Geschichte kommt der im vorliegenden Bd. behandelten Periode während der faschistischen Besetzung des Balkanlandes durch italienische bzw. deutsche Truppen im Zweiten Weltkrieg ein besonderes Gewicht zu. Die Besatzungszeit hat dort wie in anderen okkupierten europäischen Ländern eine traumatische Erinnerung hinterlassen. Der Volkswiderstand gegen die faschistischen Eroberer prägte in starkem Maße nationales Bewußtsein. Handelte es sich doch um Vorgänge, die großenteils selbst erlebte Geschichte zumindest der älteren Generation sind. Konkrete Ereignisse und Erlebnisse werden noch schmerzhaft aus dem Schicksal des Einzelnen heraus empfunden, und ihre Zusammenhänge und Hintergründe finden teilweise erst in letzter Zeit und nur in kleinen Schritten eine Aufklärung - analog der Freigabe von Dokumenten sowie einer langsam in Gang gekommenen wissenschaftlichen Forschung.

Muharrem Dezhgiu, ausgewiesener Spezialist zur Thematik, gehörte zu den ersten Historikern in Albanien, die Anfang der 90er Jahre den Geist der Zeit erfaßten und sich für eine längst überfällige kritische Auseinandersetzung mit der bis dahin politisch von der Partei der Arbeit Albanien (PdAA) vereinnahmten Geschichtsschreibung sowie eine neue Ausrichtung der Geschichtsforschung einsetzten. Der im Buch behandelte Zeitabschnitt bietet sich insofern dafür an, als sich in Albanien während der Kriegsjahre eine spezifische Situation herausgebildet hatte. Die erst im November 1941 gegründete Kommunistische Partei Albanien (KPA) hatte es vermocht, eine antifaschistische Nationale Befreiungsfront gegen die faschistische Unterdrückung zu organisieren, die über eine große Akzeptanz vor allem bei den bäuerlichen Massen verfügte. Andererseits waren nicht alle national gesinnten Kräfte, hauptsächlich aus dem gutsbesitzerlich-bürgerlichen Flügel der Gesellschaft, die sog. Nationalisten, bereit, die von der KPA initiierte und geführte Nationale Befreiungsfront sowie die Partisanenarmee anzuerkennen und sich unterzuordnen. So entstanden 1942 neben der Nationalen Befreiungsfront die Organisation "Balli Kombëtar" (Nationale Union) und 1943 die promonarchistische "Legaliteti" (Legitimität). Die Besonderheit bestand darin, daß sich der Kampf gegen Krieg und Besatzung mit dem Zwist zwischen den verschiedenen Verbänden des bewaffneten Widerstandes vermischte, was schließlich in seiner extremen Form im Bürgerkrieg von Kommunisten und Nationalisten gipfelte und auch nach der Befreiung des Landes im November 1944 durch die Partisanen der Nationalen Be-

freiungsarmee zur Verfolgung der als "Verräter" bezeichneten nationalen Kräfte führte.

Wesentliches Anliegen des Autors ist es, diese in über vier Jahrzehnten realsozialistischer Herrschaft durch die Geschichtsschreibung tabuisierte diffizile Problematik in das Blickfeld der Öffentlichkeit zu rücken, das Verhältnis zwischen der Führung der KPA und den Nationalisten sachkundig anhand jetzt zugänglicher Quellen zu untersuchen und ihren politischen Organisationen wie führenden Personen den ihnen gebührenden Platz zukommen zu lassen. Dezhgiu ist nicht bequem, er nennt die Probleme beim Namen und erteilt einseitig politisch motivierten Darstellungen und Wertungen eine Absage. Heftig kritisiert er, daß die Widerstandsbewegung in der Vergangenheit vordergründig im Interesse der KPA resp. der (PdAA) behandelt und die außerhalb des kommunistisch geführten Widerstandes agierenden bürgerlich-nationalen Kräfte ausgeblendet wurden. Er stellt die Vorgänge gewissermaßen wieder vom Kopf auf die Füße, indem er den Heldenkult und die Verzerrungen, die durch die Verherrlichung des Anteils der KPA und namentlich ihrer Führung um Enver Hoxha im Widerstandskampf entstanden waren, aufdeckt. Berechtigt setzt sich der Autor mit der von staatlichen Stellen betriebenen restriktiven Beschränkung beim Zugang zu Archiven und Dokumenten auseinander, wodurch nur solche Quellen frei gegeben wurden, die von der Partei erwünschte Aussagen bestätigten. Erforderlich sei freier Zugang zu den Quellen für alle Historiker und auch die Auswertung relevanter Dokumente zum albanischen Widerstand in italienischen, deutschen

sowie englischen und amerikanischen Archiven. Ebenso wird die begrenzte Themenstellung der bisherigen Geschichtsschreibung hinterfragt, die sich vorwiegend den für die Herrschenden politisch relevanten Problemen zuwandte und andere, etwa wirtschaftliche, soziale oder kulturelle Aspekte kaum bearbeitete.

Der Bd. umfaßt Beiträge, die der Autor zu verschiedenen Anlässen geschrieben und veröffentlicht hatte. Schwerpunkte bilden wissenschaftliche Artikel, polemische Arbeiten, die unmittelbar in die Diskussion um die Korrektur historischer Verfälschungen eingreifen, Diskussionsbeiträge auf wissenschaftlichen Tagungen und Veranstaltungen, Rezensionen sowie die von ihm für das Lehrbuch "Geschichte des albanischen Volkes" (1994) verfaßten Kapitel über Albanien im Zweiten Weltkrieg. Ein umfangreicher Abschnitt beinhaltet spezielle Studien, in denen solche ausgesparten Themen behandelt werden, wie die italienisch-albanischen Beziehungen am Vorabend des faschistischen Überfalls durch Italien oder die nationale Problematik in den programmatischen Vorstellungen der außerhalb der Nationalen Befreiungsfront wirkenden politischen Kräfte. So trat Balli Kombëtar im Zusammenhang mit der von den Eroberern vollzogenen Angliederung des seit den Balkankriegen resp. dem Ende des Ersten Weltkrieges abgetrennten Kosovo an das Mutterland für die nationale Einheit in den ethnischen Grenzen ein. Die von der KPA vertretene "internationalistische" Position, die sich auf die Zusammenarbeit mit der KP Jugoslawiens stützte, sah dagegen vor, daß die Albaner im Kosovo nach Vertreibung der faschistischen Besatzungstruppen über ihre Zukunft in Wahr-

nehmung des Selbstbestimmungsrechtes entscheiden sollten. Bekanntlich ging dieses Konzept nicht auf.

Es ist ein Verdienst des Autors, Hintergründe dafür zu benennen, Versäumnisse und Fehler der KPA-Führung aufzudecken und Licht in einen bewegten Abschnitt albanischer Geschichte zu bringen. Der Leser erhält neue interessante Auskünfte in Verbindung mit dem Schicksal der albanischstämmigen Bevölkerung in der zu Griechenland gehörenden Çamëria und zur Umsetzung der 1942 auf der Peza-Konferenz gefaßten Beschlüsse über die Herstellung einer umfassenden antifaschistischen nationalen Einheitsfront und deren Blockierung durch die kommunistische Führung, die entsprechende Vereinbarungen wie die von Mukje im Sommer 1943 zwischen Nationaler Befreiungsfront und Balli Kombëtar hintertrieb. Zu dem genannten Abschnitt mit Studien gehören sachkundige Untersuchungen zur Rolle solcher in der Vergangenheit als "Unperson" bezeichneten Persönlichkeiten wie Mid'hat Frashëri (1880-1949), zum Anteil religiöser Gemeinschaften wie der Bektashinj am antifaschistischen Widerstand, zum Wirken des in die Emigration gezwungenen Königs Zogu und der promonarchistischen Legaliteti, bis hin zu solchen spezifischen Aspekten, wie dem der Bildung in den besetzten albanisch besiedelten Gebieten Makedoniens. Wenngleich der Bd. keine geschlossene Darstellung der Geschichte des Landes in jener Etappe bietet, kann sich jeder aus den mitgeteilten Fakten ein Bild zusammensetzen, das jedenfalls dem Gegenstand gerechter wird als das bisher in der offiziellen Geschichtsschreibung vermittelte. Dennoch wird die Freude darüber, end-

lich einmal ein Buch über jene Periode zu lesen, das überlegt und distanziert sowie um Objektivität bemüht ist, letztlich getrübt. Vor allem deshalb, weil der Autor bei seiner berechtigten Kritik an der Vereinnahmung der Geschichte durch die Führung der PdAA zuweilen doch den Blick für die widersprüchlichen Abläufe verstellt. Aufgrund der von ihm in den Vordergrund gerückten "nationalen Frage", die zudem als alleiniger Maßstab für die Bewertung von Protagonisten der damaligen Zeit angesehen wird, geraten das Gegeneinander historischer Strömungen, der Widerstreit gesellschaftlicher Interessen von Parteien und Personen der verschiedenen Lager auch außerhalb Albaniens in den Hintergrund. Leider thematisiert er nicht den Widerspruch im Wirken der nationalen Organisationen. Der bestand darin, daß sie sich zwar - angesichts der realen Situation im Lande - gedrängt fühlten und auch beanspruchten, Widerstand zu leisten, dieser jedoch aufgrund des von ihnen verfolgten Zieles, die bestehenden sozialen Verhältnisse beizubehalten, allzu oft in Passivität verharrte. Ein weiterer Einwand bezieht sich auf die Wertung des von der kommunistisch geführten Widerstandsbewegung geleisteten Beitrages zur nationalen Befreiung. Der Autor drängt zu Recht darauf, die Vertreter des nichtkommunistischen Lagers von dem in der offiziellen Geschichtsschreibung kolportierten Verdikt des Verrats und der Kollaboration mit den fremden Eroberern zu entlasten. Um so mehr verwundert, daß in seiner Argumentation nunmehr der KPA und ihren Anhängern unterstellt wird, die nationale Sache verraten zu haben, weil sie nur die Übernahme der Macht zum Ziel hatten. Bleibt doch

als historische Tatsache bestehen, daß die Vertreibung der faschistischen Okkupanten und die Befreiung des Landes, die Sicherung seiner nationalen Unabhängigkeit in entscheidendem Maße durch die von der KPA organisierte Nationale Befreiungsarmee erfolgte. Und dabei handelte es sich zuallererst um einen Volksaufstand, dessen Stärke und Entschlossenheit den Erfolg bedingte, und weniger um ein vom Zaun gebrochenes Spiel um die Macht. Die Studien und Reflexionen lenken bei allen positiven Ergebnissen den Blick darauf, daß eine unterdrückte Geschichte nicht durch einfachen Austausch der Vorzeichen aufzuarbeiten ist. Vielmehr wäre es angemessen, unvoreingenommen zu untersuchen, was die kommunistisch geführten Partisanenkämpfer wie die bürgerlich-nationalen Aktivisten unter den Zwängen der Okkupation tun wollten und konnten, was sie erhofften, erreichten und verfehlten. In diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage, ob die in den Bürgerkrieg verwickelten Kräfte ein tragfähiges nationales Konzept für Albanien anzubieten hatten? Ihre Optionen waren entweder stark an gesellschaftspolitischen Vorstellungen des sowjetischen bzw. anfangs des jugoslawischen Sozialismus-Modells ausgerichtet, was dem Zustand der albanischen Gesellschaft kaum entsprach, oder sie waren einseitig ethnopolitisch bestimmt. Die Herausforderung besteht darin, die Vergangenheit des Krieges und des antifaschistischen Befreiungskampfes im Blick zu behalten und zugleich aufmerksam zu verfolgen, wie diese Vergangenheit einzusetzen ist, um diskursiv die Zukunft zu gestalten. Dies wäre auch im Sinne von Muharrem Dezhgiu und ein Schritt hin zu dem von ihm angestrebten

soliden "Haus unserer Nationalgeschichte" (S.7).  
*Erwin Lewin*

**Peter Merseburger: Willy Brandt 1913 – 1992. Visionär und Realist**, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/München 2002, 927 S.

Über Willy Brandt ist viel publiziert worden. Von ihm selbst liegen mehrere Veröffentlichungen vor, in denen er über wichtige Abschnitte seines politischen Lebens berichtete. Über manches, was er in den frühen Erinnerungen verschwieg, schrieb er später, manches betrachtete er unter verändertem Gesichtswinkel, über vieles schwieg er für immer. Nun die neue seitenstarke Biographie von Peter Merseburger. Soll man ein solch umfangreiches Buch über einen Politiker, den man hinlänglich zu kennen meint, wirklich lesen? Man soll! Merseburger, als stets engagierter Journalist bekannt, präsentiert in seiner Arbeit über Willy Brandt eine der besten Seiten seiner Zunft, nämlich die Fähigkeit, bildhaft, präzise und differenziert schreiben zu können. Natürlich kannte er Brandt gut. Man spürt, daß er ihn schätzte. Doch die erkennbare Sympathie des Autors für den komplizierten politischen Menschen Brandt läßt ihn nie die politischen Fehler und menschlichen Unzulänglichkeiten Brandts übersehen. Dabei vermeidet Merseburger - dies wiederum im wohlthuenden Unterschied zu den Schwächen anderer Vertreter seiner Zunft - jegliche Sensationshascherei, jede entwürdigende Verletzung der Privatsphäre Willy Brandts, jegliches Herumstochern in den zahlreichen Affairen, die Brandt zugeschrieben bzw. gedichtet worden sind.

Natürlich ist auch Merseburgers Arbeit nicht "die ultimative Brandt-Biographie". Kann es eine solche überhaupt geben? Auch Merseburger kann nicht in die tiefsten Schichten eines Menschen eindringen, der ohnehin häufig zur inneren Versteinerung, zur Abkapselung, überhaupt zu starken Stimmungsschwankungen bis hin zur Resignation neigte. Dennoch kann man dieses Buch, ohne alle Wertungen Merseburgers teilen zu müssen, als eine Arbeit bezeichnen, die den bislang besten und instruktivsten Einblick in die persönliche und politische Entwicklung Willy Brandts bietet.

Wenn man die Reihe der Bundeskanzler betrachtet, so hat gewiß jeder seine politischen Gegner gehabt, die ihn beharrlich attackierten. Willy Brandt jedoch war der einzige Bundeskanzler, dem blanker Haß entgegenschlug. Seine Gegner im konservativen Lager, oft selbst in ihrer Vergangenheit den Nazis eng verbunden oder den Nazis gegenüber stillhaltend, konnten Brandt dessen aktives antifaschistisches Engagement, seine Tätigkeit in der Emigration, das Tragen der norwegischen Uniform niemals verzeihen. Dieser ihm angeheftete "Makel" des Antinationalen machte Brandt sein Leben lang schwer zu schaffen. Seine Mühen, dem entgegenzutreten, sein Tun zu erklären und zu rechtfertigen, kosteten ihn viel Zeit, Kraft und Nerven, die nicht selten blank lagen. Manches in seinem politischen Auftreten und in der Herausbildung bestimmter Charaktereigenschaften resultiert aus diesen zermürbenden Auseinandersetzungen. Auf das Heimzahlen mit gleicher Münze verstand er sich wenig. So starke Worte, wie Merseburger sie benutzt, um die Verleumder Brandts zu charakterisieren, nämlich

daß sie mit ihren Kampagnen auf die "fascistoiden Misthaufen in der deutschen Seele" zielten (S.410), hat Brandt nie in den Mund genommen. Auf Fotos in Merseburgers Buch findet sich mitunter jener Ausdruck der völligen Abwesenheit und anscheinenden Emotionslosigkeit, mit dem Brandt sich häufig in sich selbst zurück zog, wenn er meinte, Probleme nicht mehr meistern zu können. Merseburger weist nach, daß Brandt von diesen Zuständen immer wieder heimgesucht wurde. Im Wahlkampf 1965 wird beobachtet, wie schwer es Brandt fiel, sich im direkten Kontakt mit dem Wähler unbefangen zu geben (S.473). Nach der erneuten Niederlage - schreibt Merseburger - "versinkt Brandt in tiefe Depressionen, die durch flüssigen Trost, den er beim Rotwein sucht, eher verstärkt werden. Das ist mehr als nur jene Melancholie, der er stets 'Termine einräumt', wie Grass einmal schreibt" (S.483). In seiner späteren Funktion als Vizekanzler unter Kiesinger gestand er seiner Frau Rut, "daß er sich psychisch und physisch unwohl fühle, wenn er mit Kiesinger zusammen sei" (S.501). Aber das war nur die eine Seite Willy Brandts. Hätte er nicht auch eine ganz andere Seite gehabt, wäre er nie zum erfolgreichsten Politiker der deutschen Sozialdemokratie aufgestiegen, wäre er nicht Bundeskanzler und Friedensnobelpreisträger geworden. Brandt verfügte - und auch diese kraftvollen Züge des Brandtschen Charakters arbeitet Merseburger überzeugend heraus - über die Fähigkeit, Zuhörer durch eine mitreißende dynamische Rhetorik emotional zu packen, sie für sich und für seine Anschauungen einzunehmen. Ihm trauten die Bürger mehr als anderen Politikern

menschliche Anständigkeit zu. Die überwältigende Zustimmung, die die SPD nach dem erfolglosen Mißtrauensantrag gegen Brandt im Bundestag 1972 bei der folgenden Bundestagswahl erzielte, war nicht nur der Tatsache geschuldet, daß die Mehrheit der Wähler der Brandtschen Außenpolitik folgen wollte, sondern war im hohen Maß auch darauf zurück zu führen, daß sie das Vorgehen der CDU/CSU gegen Brandt mit all den unappetitlichen Begleitumständen der Abgeordnetenabwerbung und der politischen Diffamierung einfach als unanständig empfand. Merseburger folgt chronologisch dem Werdegang Brandts, wobei er sehr viel Raum darauf verwendet, den Übergang Brandts von seinen früheren linksradikalen Positionen hin zum politischen Realisten nachzuzeichnen. Ihn beeindruckt die Lernfähigkeit des jungen Brandt, der schon in seiner eigentlich noch vom linksradikalen Denken der SAP bestimmten Lebensphase auf Lenins Aufforderung hinwies, "mit der Forderung nach Teewasser Leben in den Betrieben auszulösen", und daraus schlußfolgerte: "Wir müssen lernen, nicht immer von der hohen Politik zu reden, sondern ihr den Weg durch das jeweilige 'Teewasser' zu bahnen" (S.78). Brandt selbst erwarb diese Fähigkeit im hohen Maß. Für ihn galt - wie er es selbst einmal formulierte - das Bild vom Bergsteiger, der zum Gipfel wolle, dem es aber nicht in den Sinn komme, auf geradem Weg dahin zu klettern (S.79). Auf diese Weise gelang es ihm - im Verein mit engen Vertrauten wie Albertz, Bahr und Schütz -, vom erfolgreichen Regierenden Bürgermeister in Westberlin zum ersten sozialdemokratischen Bundeskanzler der Nachkriegszeit aufzusteigen. Sehr ausführ-

lich befaßt sich Merseburger mit der Ost- und Deutschlandpolitik Brandts, mit seinem Kniefall in Warschau und mit dem geschickten Umgang der Brandt-Crew sowohl mit der US-Regierung wie auch mit dem anfangs der SPD skeptisch gegenüberstehenden Breshnew. Es ist Merseburger zu danken, daß er bei aller gebotenen Konzentration auf die Person Brandt andere wichtige Akteure nicht verißt. So macht er u. a. deutlich, daß die FDP seinerzeit unter der Führung Walter Scheels ein schärferes deutschlandpolitisches Profil als die SPD ausgeprägt hatte. Merseburger: "Daß die Wurzeln der Ostpolitik nur bei Egon Bahr und Willy Brandt zu finden wären, muß deshalb ins Reich der Mythen verwiesen werden" (S.572).

Erinnerenswert auch die ambivalente Rolle der Springer-Presse, die den "Frontstadtbürgermeister" Brandt unterstützte, den Kanzler jedoch, der die Versöhnung mit dem Osten voranbrachte, vehement bekämpfte. Wenn Merseburger über die Zeit der großen Koalition schreibt, die Personen in der Regierung und deren Vergangenheit nennt - Kiesinger neben Brandt und Wehner: das "Kabinett der historischen Versöhnung", so tut sich manchem Leser, zumindest dem aus dem Osten, schon ein recht bitterer Vergleich mit der Gegenwart auf. An die Gegenwart denkt man unwillkürlich auch bei jenen Passagen des Buches, in denen das Verhältnis zu den USA ins Spiel kommt. Als mit Reagan die - heute von Bush wieder aufgenommene - Kreuzzugsrhetorik Dominanz erlangte, wischte Brandt, der sich scharf dagegen wandte, den Vorwurf des Antiamerikanismus stets ärgerlich vom Tisch und fragte, "ob die amerikanische

Friedensbewegung sich etwa nicht aus Amerikanern rekrutiere, ob erklärte Kritiker wie McNamara oder George F. Kennan keine Amerikaner seien", und Merseburger weiter über Brandt: "Vor allem aber ist dieses Amerika... in seinen Augen nicht mehr die berechenbare Vormacht, die es unter Eisenhower und Kennedy gewesen ist,... sondern eines, das auf Unverwundbarkeit, Überlegenheit zielt und damit apokalyptische Risiken heraufbeschwört" (S.806).

Es fällt nicht schwer zu verstehen, daß Brandt für seine sich zeitweilig linksradikal orientierenden Söhne wie auch gegenüber den Ende der 60er Jahre aufbegehrenden Studenten und den Linken in der SPD weitgehend Verständnis aufbrachte, allerdings ohne ihnen zu folgen. Sein Bemühen galt stets dem Zusammenhalt der Partei. Oft gelang es ihm, seine faszinierende rednerische Begabung nutzend, die verschiedenen Flügel auf einen Konsens einzupendeln. Den jungen Radikalen sagte er, daß ihre "revolutionäre Gesinnung in erloschene Vulkane pustet" und nur noch Staub aufwirble (S.672f.). Merseburger erwähnt zwar die mitunter gestellte Frage, ob Brandt ein Machiavellist gewesen sei; er beantwortet sie aber nicht, sondern zieht sich auf eine Einschätzung des treuen Brandt-Freundes Bahr zurück, der einmal meinte, Brandt betreibe "Politik nach dem Judoprinzip: aus der Defensive heraus stets die notwendige Rückwärtsbewegung des Gegners nach dessen Angriff verstärkend" (S.791).

Abschließend sei gesagt: Wenn man auch kopfschüttelnd registriert, daß der alte Brandt 1989/90 den damaligen Spitzenkandidaten der SPD, seinen früheren "Lieblingskenel" Oskar Lafontaine, des-

avouiert und gemeinsam mit Helmut Kohl Illusionen über die kommende deutsche Einheit verbreitete - er behauptete z.B., in einem Jahrzehnt schon werde "ein wesentlicher Teil der heutigen DDR das modernere Deutschland sein" (S.849) -, so bleiben seine historischen Verdienste doch unbestritten. Für die SPD wäre es ein beachtlicher Fortschritt, wenn sie sich auf das unvergessene Wort Willy Brandts besinnen würde, daß Frieden nicht alles, aber ohne Frieden alles nichts sei.

*Harald Lange*

**Mario Keßler: Exil und Nach-Exil. Vertriebene Intellektuelle im 20. Jahrhundert,** VSA Verlag, Hamburg 2002, 206 S.

Der Autor, Jahrgang 1955, Mitarbeiter am Potsdamer Zentrum für Zeithistorische Forschung und Privatdozent am Historischen Institut der Universität Potsdam, durch Publikationen zur Geschichte des Zionismus und insbesondere zum Verhältnis von Arbeiterbewegung und jüdischer Frage seit längerem bekannt, hat in diesem Bd. zwölf, in der Mehrzahl zwischen 1996 und 2002 verfaßte und zumeist auch veröffentlichte Beiträge versammelt, die einen zweiten Schwerpunkt seiner Forschungen der letzten Jahre ausweisen: die Rolle von Emigranten und Remigranten in den Geisteswissenschaften und im kulturellen Leben Deutschlands wie in den jeweiligen Exilländern. Außer einem Vortrag und einer Rezension lassen sich alle vorgelegten Arbeiten im Grunde dem biographischen Genre zurechnen. Vorgestellt werden die Lebenswege, die politischen Haltungen in ihren Wandlungen und die wissenschaftlichen Leistungen von 13 pro-

minentem politischen Emigranten des 20. Jahrhunderts aus Deutschland: von Ernst Bloch, Albert Einstein, Hermann Duncker, Ossip K. Flechtheim, Stefan Heym, Alfred Kantorowicz, Leo Kofler, Leo Löwenthal, Richard Löwenthal, Hans Mayer, Arthur Rosenberg, Josef Winternitz. Mehrere dieser biographischen Skizzen entstanden als Nachrufe, so für Flechtheim, Walter Grab, Richard und Leo Löwenthal. Durch zwei Aspekte sind die hier vorgelegten Studien mit dem erstgenannten Forschungsfeld des Autors direkt verbunden. Die meisten vorgestellten Persönlichkeiten waren Juden und viele zugleich, wenigstens zeitweise, aktiv in der Arbeiterbewegung, fast durchweg in deren kommunistischem Flügel während der so genannten Zwischenkriegszeit. Und sie sind alle, wenn jeder auch in seiner eigenen Ausprägung, sozialistischen Idealen, dem Streben nach einer sozial gerechten Gesellschaft, treu geblieben.

Besonders verdienstvoll sind sicher die wissenschaftlichen Erstporträts zweier Emigranten, von Winternitz und Grab, die wohl auch zu den besten Arbeiten des Sammelbd.es zu zählen sind. Auch die Studie über Duncker unter dem Titel "ein Exilant als Opfer Hitlers und Stalins" geht in weiten Passagen dank Erschließung von bislang nicht bekanntem Quellenmaterial vor allem zur Geschichte der Familie Duncker über frühere biographische Untersuchungen beträchtlich hinaus. Das gilt in freilich geringerem Maße auch für den Nachruf auf Flechtheim, dessen Lebenslauf und -werk noch eines Biographen harret.

Während sich der Beitrag über Albert Einstein ausschließlich mit seinem politischen Denken befaßt, wobei die teilweise ver-

nichtenden Urteile des Schweizers über die Mentalität der Deutschen recht nachdenklich machen, hat K. in den Lebenswegen der anderen Emigranten nicht nur die Wandlungen in ihren politischen Auffassungen sichtbar zu machen gesucht, sondern, wenngleich in skizzenhafter, jedoch prägnanter Kürze, auch ihre wissenschaftlichen Leistungen zu würdigen gewußt. Die Darlegungen zu Winternitz, Rosenberg und Grab sind dabei besonders gelungen. Der Leser erhält so mannigfache Anregungen für eine weitere Beschäftigung mit deren Schriften. Leider spielt dieser Aspekt in der unter dem Titel "Zwischen Ost und West" verfaßten Studie über Bloch, Mayer, Kofler und Kantorowicz nur eine ganz untergeordnete Rolle. Bei der Darstellung ihres Schaffens in der DDR bleibt der Autor ganz auf die Differenzen und Konflikte mit der offiziellen Politik fixiert, die zu ihrem Weggang aus der DDR führten, läßt indes deren weiterwirkende Leistungen als Hochschullehrer und Wissenschaftler in dieser Zeit weitgehend aus dem Blick.

Als eigenwillige und selbstbewußte Intellektuelle waren sie alle, ob in Ost oder West, unangepaßt, "unbequeme Aufklärer", wie es bei Richard Löwenthal ausdrücklich heißt. Sie gerieten immer wieder in Widerspruch innerhalb der politischen Organisationen, denen sie sich angeschlossen hatten, oder gegenüber den jeweils Herrschenden, was zumeist zum offenen Bruch führte. Eben diese Auseinandersetzungen mit Machtstrukturen und Mächtigen, eben das "Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik", unter das der Autor den Lebensweg von Rosenberg stellte, bilden den eigentlichen roten Faden aller biographischen Versuche dieser

Sammelschrift. Selbst Hermann Duncckers politisches wie wissenschaftliches Wirken war - wenn sicher auch in geringerem Maße, als das jener, die sich aus der kommunistischen Parteibindung lösten - davon geprägt. Leider wird auf seine Differenzen mit Stalinschen Thesen zu Beginn der 1950er Jahre nicht Bezug genommen. Auf der Grundlage seines 2001 erschienenen Buches über "remigrierte Historiker der DDR" hat der Autor in einem im gleichen Jahr gehaltenen Vortrag im Berliner Zentrum für Vergleichende Geschichte Europas bemerkenswerte Überlegungen zu zwei Problemen angestellt: einmal über die "spezifischen Rahmenbedingungen, unter denen die Remigranten arbeiteten", zum anderen darüber, inwieweit ihr Wirken die DDR-Geschichtswissenschaft in ihrer Frühphase (also bis Anfang der 60er Jahre) prägte. Wesentlich differenzierender, als man dies in zeitgeistdurchtränkten Publikationen zur DDR-Geschichtswissenschaft gewöhnt ist, hat er Spezifika im Verhältnis von Politik und Geschichtswissenschaft in der DDR herausgearbeitet, sich entschieden abgrenzend von simplifizierenden Äußerungen mit delegitimierenden Absichten, wonach Historiker und also auch die Remigranten nichts anderes gewesen wären als "Parteiarbeiter an der historischen Front". Mit der zutreffenden Feststellung, daß das Verständnis von Parteilichkeit unter führenden Historikern sich sehr wohl von der Sicht der Parteioberen unterschied (S.189), stellte er aber auch die zunächst rezipierte Doktrin Martin Sabrows indirekt in Frage, daß in der DDR die Trennlinie zwischen Politik und Geschichte konstitutiv aufgehoben gewesen wäre. So einfach sind die Dinge nun doch wieder

nicht. Wobei weiter darüber nachzudenken wäre, wie es denn in der Geschichtswissenschaft generell um die Trennung von der Politik bestellt ist, sofern unter Politik ein Gesamtkonzept der Gesellschaftsgestaltung verstanden wird.

Mit gebotener Deutlichkeit hat der Autor darauf aufmerksam gemacht, daß die antifaschistische Grundhaltung der Remigranten-Historiker in der DDR in schroffem Gegensatz zu der politischen Haltung prominenter Gründungsväter der bundesdeutschen Historiographie stand, von denen nicht wenige "als Hitlers Historiker begannen". "Im Gegensatz zu manchen ihrer gleichaltrigen bundesdeutschen Antipoden haben die DDR-Historiker einen rassenbiologischen Vernichtungskrieg zu keiner Zeit ihres Lebens unterstützt, gerechtfertigt oder bagatellisiert. Sie entkamen oft mit knapper Not der Vernichtung" (S.185f.). Bedauerlicherweise wird die aufgeworfene zweite Frage nach der Rolle der Remigranten bei der Konstituierung einer selbständigen DDR-Geschichtswissenschaft nur recht summarisch und auch etwas defensiv auf im Grunde nur einer Seite (S.192f.) erörtert. Die von ihnen geleistete Arbeit bei der Heranbildung einer neuen Historikergeneration etwa bleibt ganz ausgeblendet. In seiner berechtigten Forderung nach einer Reintegration "von ausgemusterten ostdeutschen Historikern in den Wissenschaftsbetrieb" legt er den eigentlichen Kern der rigorosen Abwicklungspolitik bundesdeutscher Eliten in den frühen 90er Jahre bloß. Jede Kritik an den Remigranten werde "mit der Frage konfrontiert bleiben, welche Chancen sie, welche Chancen marxistische Historiker überhaupt in der Bundesrepublik jener Jahre hatten.

Anders als beispielsweise in England, bot die westdeutsche Historikerzunft Marxisten niemals volles Bürgerrecht an - wäre es anders gewesen, wären manche Entscheidungen über Liquidation oder Fortbestand von DDR-Einrichtungen nach 1990 wohl anders ausgefallen" (S. 196). Alles in allem ein wissenschaftlich produktives Buch zu einem speziellen, bis in die Gegenwart aktuellen Thema, das zur Diskussion und zu weiteren Forschungen anregt und eine breite Leserschaft nicht nur unter Wissenschaftshistorikern und überhaupt Historikern verdient.

*Walter Schmidt*

**Annette Leo/Peter Reif-Spirek (Hrsg.): Vielstimmiges Schweigen. Neue Studien zum DDR-Antifaschismus,** Metropol-Verlag, Berlin 2001, 319 S.

Der vorliegende Sammelbände knüpft an eine im gleichen Verlag 1999 erschienene Textsammlung der Hrsg. an: *Helden, Täter und Verräter. Studien zum DDR-Antifaschismus*. Die Autorinnen und Autoren des Vorgängerbandes sind beinahe in gleicher Besetzung wieder versammelt - und die Fragestellungen sind die gleichen. Genau darin liegt ein Problem. In den Jahren nach 1990 setzte nicht nur ein Ansturm auf viele bislang der (westlichen) Forschung unzugängliche DDR-Archive ein. Auch die Frage nach den Inhalten und der gesellschaftlichen Funktion antifaschistischer Erziehung wurde in Kenntnis auf das Ende der DDR neu gestellt. Wie tiefe Wurzeln hatte eine antifaschistische Kultur in einem Land schlagen können, dessen Bevölkerungsmehrheit Hitler mindestens loyal, zum Teil fanatisch ergeben

gewesen war? Was blieb von einem Antifaschismus, der so stark an die kommunistische "Weltanschauung" gebunden war, nach dem von der DDR-Bevölkerung mehrheitlich gewünschten und betriebenen Ende des ostdeutschen Staates? Darüber ist in den letzten Jahren, wie Jürgen Danyel in seiner kurzen Einführung schreibt, eine inzwischen unübersehbare Forschungsliteratur entstanden.

Sie hat viele Ergebnisse erbracht und den Umgang mit Vergangenheit in der DDR erhellt. Dabei reicht die Spannweite der politischen Urteile von einer völligen Verdammnis all dessen, was an Aufarbeitung in der DDR geleistet wurde, bis hin zur Verklärung des angeblich alleinigen antifaschistischen Staates. Daß eine solche Breite in der Urteilsbildung möglich ist, gehört gewiß zu den Vorzügen einer sich als pluralistisch verstehenden Gesellschaft. Die Kehrseite sollte freilich auch nicht übersehen werden. Eine "auf breiter Front" betriebene Delegitimierung des DDR-spezifischen Antifaschismus bot dubiosen Figuren vom Rande der Geschichtswissenschaft ihre Chance. Werner Maser erklärte den Studenten in Halle, Hitlers Überfall auf die Sowjetunion sei als Präventivmaßnahme gegen eine drohende Aggression von Seiten Moskaus historisch zu rechtfertigen. Doch natürlich gab es auch anderes. Jene Opfer Hitlers, die sich zu Hohepriestern von Stalins Heilslehre machten, dann abschworen und doch von ihrer kommunistischen Vergangenheit geprägt blieben, eroberten die Buchläden der Ex-DDR - und die besten von ihnen sind noch allemal lesenswert: Manès Sperber, Arthur Koestler, Wolfgang Leonhardt, Jorge Semprun oder Alfred Kantorowicz. Manch einer von ihnen blieb auch im

deutschen Westen mitsamt seinem Klima der Restauration und Verdrängung viele Jahre ein unwillkommener Fremder. Es ist schon so: Wer heute über Soll und Haben, Aktiva und Defizite des Antifaschismus spricht oder schreibt, braucht die vergleichende Perspektive, braucht, wenn von der DDR die Rede ist, den Blick auf die Bundesrepublik und Österreich, aber auch auf die von Deutschland überfallenen Länder, die ihre je spezifischen Probleme mit Widerstand und Kollaboration haben.

Daran mangelt es im vorliegenden Bd., der ansonsten durchaus lesenswert ist. Er enthält Beiträge von Peter Reif-Spirek über den Medizinprofessor Jussuf Ibrahim in Jena, von Ute Hoffmann über die Verdrängung der Euthanasie-Verbrechen in der kollektiven Erinnerung auch der DDR, von Susanne zur Nieden über das Beschweigen von Vergangenheit sogar in den Antifa-Organisationen der DDR, von Andreas Herbst über die Sowjetunion-Emigrantin Lena Fischer und von Anette Leo über einen ihrer Verwandten, eines Holocaust-Überlebenden, der in große Bedrängnis geriet, weil ihm Kollaboration mit den Nazis angelastet wurde. Bernd-Reiner Barth steuert anhand Budapester Akten neue und interessante Einzelheiten zur Biographie von Noel Field bei, Joachim Meinert berichtet, warum Primo Levis Werk in der DDR nur bedingt zugänglich wurde und Martin Straub schildert die quälende Auseinandersetzung Franz Fühmanns mit dem Nationalsozialismus, dem er als junger Mensch verfallen war. Die Mitherausgeberin Annette Leo steuert noch einen recht informativen Beitrag über ge- und mißlungene deutsch-deutsche Rechtshilfe in NS-Verfahren bei - einer der wenigen Gelegen-

heiten, wo der komparative Blick gewagt wird. Die beiden Aufsätze Regine Scheers könnten vom Ansatz und der Qualität unterschiedlicher kaum sein. Ihr "Recherchebericht über politische Denkmäler" zeigt, was geschieht, wenn Geschichtsforschung durch "Gegenkultur" ersetzt wird, ihr Beitrag über den Umgang mit der Widerstandsgruppe Herbert Baum in der DDR ist hingegen ein sehr gelungenes Lehrstück der offiziellen Umwidmung jüdischen (übrigens auch zionistischen) Widerstandes in einen rein kommunistischen Antifaschismus. In einem seiner letzten Beiträge schreibt der jüngst verstorbene Reimar Gilsenbach über Sinti und Roma als vergessene Opfer Hitlers und Katrin Greiser schildert die Behandlung des "kleinen Lagers" Buchenwald, aus dem in das obere Lager zu kommen wie eine halbe "Befreiung" wirken mußte, in den Erinnerungsberichten und der DDR-Wissenschaft. Deutsche Häftlinge, die aus Stalins Lagern in die DDR repatriiert wurden, stehen im Zentrum des Beitrages von Peter Erler.

Auch dieser Aufsatz, der zu den gelungensten des Bd.es gehört, zeigt das Problem. Erler untersucht minutiös, wie der SED-Apparat mit dem heiklen Thema umzugehen suchte. Deutsche Antifaschisten flohen vor Hitler und glaubten, in der Sowjetunion Sicherheit zu finden. Statt dessen wurden sie in ebenso brutale wie unsinnige Verfolgungen hineingezogen, die für manche erst in den 50er Jahren endeten. Nach dem Tode Stalins durften sie in die DDR ausreisen. Dort nahm sich der Parteiapparat ihrer an, versorgte sie mit Wohnraum und einem Arbeitsplatz, forderte aber eine Schweigepflicht ein, so Erler (S.174). Letzteres war jedoch

nicht immer der Fall: Wolfgang Ruge erhielt von Karl Schirdewan keine entsprechende Auflage. Auch Erlers Bemerkung, daß die Bundesrepublik "kein unmittelbares Interesse daran (hatte), ehemalige kommunistische Exilanten aufzunehmen" (S.174), stimmt nur bedingt. Wenn sich die Überlebenden, auch ohne ihrer Überzeugung rundheraus abzuschwören, dazu bereit fanden, die schrecklichen Geschehnisse öffentlich zu machen, gab es in der Bundesrepublik dafür Interesse. Gerade hier hätte sich eine vergleichende Untersuchung des Umgangs mit diesem bedrückenden Problem in beiden deutschen Staaten angeboten. Ein Ausblick auf jene Überlebenden des Stalin-Terrors, die zunächst nach Polen und von dort später nach Israel gingen, wie Joseph Berger, hätte noch eine ganz andere Dimension des Umgangs mit der Vergangenheit deutlich gemacht. Einige von ihnen unterhielten sogar (mindestens indirekt) weiterhin Kontakte in die DDR, so Leopold Trepper zu Heinrich Scheel. Daß in den 80er Jahren die DDR-Offiziellen all diese Leidensgeschichten nicht länger ganz zum Tabu erklären konnten, war natürlich auf jene in den Westen emigrierten Überlebenden des Gulag-Terrors zurückzuführen. Hier, wie in anderen Forschungsgebieten, ist ein guter Teil der Arbeit noch zu leisten. Auch der Beitrag von Peter Reif-Spreek über Jussuf Ibrahim und die Stadt Jena fordert geradezu gebieterisch die Vergleichsperspektive ein. Worum geht es? Ibrahim, ein international herausragender Kinderarzt, Professor und Klinikdirektor an der Universität Jena, hatte sich, wie viele seiner Zunft, im Dritten Reich dem Regime angedient. Als Sohn eines ägyptischen Vaters wurde ihm der gewünschte

Eintritt in die NSDAP verwehrt. Er wurde auch ohne Parteimitgliedschaft ein nützlicher - und williger - Vollstrecker Hitlers. Die schändliche Euthanasieversuche, im Klartext: die Ermordung wirklich oder angeblich behinderter Kinder in der Anstalt Stadtroda, geschahen mit seinem Wissen, in einem nachgewiesenen Fall mit seiner Einwilligung. In einem ausgezeichneten Buch hat der Historiker und Journalist Ernst Klee, basierend auf einer Habilitationsschrift der Medizinhistorikerin Susanne Zimmermann, diesen Fall aufgedeckt. Überzeugend hat Klee nachgewiesen, wie das Netzwerk von Verstrickung und Vertuschung funktionierte. Mit Recht meint Reif-Spirek, daß sich diese Praxis in Jena nicht allzu sehr von jener im Westen unterschied. Klee ging jedoch weiter: Er machte das ganze Ausmaß sichtbar, in das Jenaer Professoren als Mörder und Mordgehilfen im Weißkittel an Menschenversuchen beteiligt waren, die an Buchenwald-Häftlingen vorgenommen wurden. Darunter war auch der Dermatologe Josef Hämel, der eine entsprechende Dissertation begutachtete. Hämel, NSDAP-Mitglied seit 1933, wurde nach 1945 Rektor der Universität Jena - ein Günstling der DDR. 1958, im Vorfeld der 300-Jahrfeier der Universität, verließ er die Alma mater und seine Patienten und ging in die Bundesrepublik. Dies wurde publizistisch ausgenutzt und Hämel als ein Mann, "der die Freiheit wählte", gefeiert. Alte Seilschaften (oder sagt man "Netzwerke"?) funktionierten weiter, und Hämel erhielt eine Professur an der Universität Heidelberg - ein Günstling des Westens. Gleiches Glück widerfuhr einem Alfred Kantorowicz, der sich nach seiner Flucht aus der DDR 1957 im Westen als

Kritiker der Restauration auszeichnete, nicht. Ibrahim und Hämel - zwei Beispiele für die Perversion eines Berufes, aber auch für die Solidarität der Täter in Ost und West, schließlich des zynischen Kalküls der jeweils Herrschenden. Die moralische Entrüstung der Jenaer Bürger über Klee und Zimmermann erinnert nur allzu sehr an ähnliche Reaktionen in Westdeutschland wie in Österreich. Warum haben fünfzig Jahre entgegengesetzter gesellschaftlicher Entwicklung doch so ähnliche Reaktionen hervorrufen können? Diese Frage sollte in künftigen Studien stärker als bislang beachtet werden. Dabei ist - für den Rezensenten mehr als für manch andere Autoren - der wichtige Anteil der DDR in der Aufarbeitung der Nazivergangenheit unbestritten. Die Verfasserinnen und Verfasser des Bd.es gehören gewiß nicht zu den Nachbetern eines gängigen Zeitgeistes, der die Vergangenheitsaufarbeitung im Westen schönredet und im Osten bestreitet. Doch um hier zu klareren und genaueren Urteilen zu gelangen, ist der komparative Blick vonnöten.

*Mario Keffler*

**Helmut Kinne: Geschichte der Stahlindustrie der Deutschen Demokratische Republik, hrsg. vom Verein Deutscher Eisenhüttenleute, Düsseldorf 2002, 568 S., Tab.**

Wer kennt sie nicht, die Fotos von den nach einer Zwangspause in den ersten Nachkriegsjahren wieder angeblasenen bzw. den in der ersten Hälfte der 50er Jahre neu erbauten Hochöfen in Untereichenborn oder StalinStadt. Sie schmückten die Geschichtsbücher der DDR und

auch die populären *illustrierten historischen hefte* nahmen sich ihrer gern an. Doch, wenn man etwas genauer schaut, dann beschränkt sich die zu DDR-Zeiten aufgearbeitete Geschichte der "Schwarzmetallurgie" im wesentlichen auf die Zeit des Zweijahrplanes und Ersten Fünfjahrplanes.

War der Aufbau der Stahlindustrie in der DDR auch politisch gewollt, so hatte er doch dem Stand der Technik zu folgen und sich in die wirtschaftlichen Bedürfnissen und ökonomischen Zwänge der ostdeutschen Republik einzupassen. Der Prozeß des Auf- und Ausbaus der Eisenhütten- und Stahl- und Walzwerke ist vom Autor in fünf Kapiteln im ausführlichen Anhang geradezu minutiös mit technischen und ökonomischen Leistungsdaten dokumentiert. Im Ergebnis aller Anstrengungen konnte in der DDR der Anteil der Metallurgie an der Industrieproduktion zwischen 1950 und 1980 von 2,6 % auf 8,7 % gesteigert werden und entsprach damit in etwa dem Anteil, den diese Branche an der industriellen Erzeugung der Bundesrepublik hatte (1950 9,1 %, 1988 10,1 %). Nach der "Wende" wurden die oftmals heroisierenden Berichte über die Neugeburt der Eisenmetallurgie in Ostdeutschland kritisch hinterfragt. Weiter verfolgt bis zur Wende wurde die Entwicklung der Eisenmetallurgie allerdings nur für das ehemalige Vorzeigebjekt Eisenhüttenkombinat Ost (EKO) in Eisenhüttenstadt. Doch die Eisen- und Stahlindustrie bestand nicht nur aus der Maxhütte, dem EKO oder dem in den 50er Jahren gebauten und Ende der 60er Jahre aufgegebenen Niederschachtlofenwerk Calbe. In den vier Ende der 60er Jahre gebildeten Kombinaten der Schwarzmetallurgie - Band-

stahlkombinat Eisenhüttenstadt, Rohrkombinat Qualitäts- und Edelstahlkombinat Brandenburg, Rohrkombinat Riesa und Mansfeldkombinat Eisleben - produzierten insgesamt 23 Stahl- und Walzwerke. Für alle Kombinate werden in den Abschnitten 2 bis 5 des umfassenden dritten Kapitel des Buches die Betriebe, jeder gesondert, in ihrer - oft ins 19. Jahrhundert und weiter zurückreichenden - Geschichte und ihre technischen Ausstattung und wirtschaftlichen Leistungskraft zu DDR-Zeiten vorgestellt.

Weitere zwei Kapitel sind der Darstellung der Eisen- und Stahlindustrie der DDR aus der Sicht des zuständigen Ministeriums, das von 1965 bis 1989 den Namen Ministerium für Erzbergbau, Metallurgie und Kali (MEMK) trug, bzw. aus der Sicht der Branchenleitungen gewidmet: in den Jahren 1948 bis 1951 und 1958 bis 1968 waren das die Hauptverwaltungen und Vereinigungen Volkseigener Betriebe der Schwarzmetallurgie und 1969 bis 1990 die Kombinate des Zweiges. Kinne berichtet - äußerst exakt, stets mit Namen und Datum - über die Probleme der Leitung der Eisen- und Stahlindustrie in der DDR und in zwei weiteren Kapiteln über Forschung, Entwicklung und Bildung sowie über den Außen- und Binnenhandelsbereich des Zweiges.

Ergänzt Kinne für den Produktionsbereich die Geschichte der bisher bekannten "Vorzeigewerke" durch mehr als ein Dutzend anderer, die bisher bestenfalls in der Betriebsgeschichtsschreibung bzw. der Heimatgeschichte der Region ihre schriftliche Würdigung fanden, so hat er mit der Darstellung der wissenschaftlich-technischen und Bildungsinstitutionen des Zweiges, vor allem aber bei der Behandlung des

Metallurgiebinnen- und -außenhandels völliges wirtschaftshistorisches Neuland betreten.

Wer ist der Autor, dem wir diesen komplexen Überblick über die Eisen- und Stahlindustrie verdanken? Helmut Kinne lernte Stahlwerker in der Maxhütte, diplomierte 1957 im ukrainischen Dnepropetrowsk auf dem Gebiet des Eisenhüttenwesens und promovierte im gleichen Fach 1975 in Moskau. Er hat im Walzwerk Brandenburg als Schichtleiter gearbeitet und war in Eisenhüttenstadt Abteilungsleiter für Investitionen und Forschung, leitete die Ingenieurschule für Walzwerk- und Hüttentechnik in Riesa und arbeitete von 1978 bis 1990 als Hauptmetallurg im MEMK in Berlin. Er ist also ein Insider, der "von der Pike auf" gelernt hat und die Entwicklung des Zweiges aus verschiedenen Perspektiven miterlebt hat.

Es ist ein Glück für Technik- und Wirtschaftshistoriker, daß der 1990 pensionierte Kinne entschied, sich im Ruhestand der Geschichte "seines" Zweiges zu widmen und daß er unter den Mitgliedern im Verein Deutscher Eisenhüttenleute (VdEh) in Düsseldorf für sein Vorhaben Verständnis und Förderer fand.

Insider zu sein ist nicht nur ein Vorteil. In den 90er Jahren über die Entwicklung der DDR-Schwarzmetallurgie zu schreiben, verlangt auch Abstand, macht es erforderlich, nostalgischen Regungen ebenso zu widerstehen wie dem allgemeinen Verdammungsurteil, das für die DDR von einem fehlgeleiteten schwerindustriellen Aufbau "von Anfang an" spricht. Dieses Problem hat Kinne sehr wohl gesehen und schreibt dazu im Vorwort: "Bei den Diskussionen im VDEh und mit ehemaligen Berufskollegen über das Konzept für die-

se Arbeit sowie im Verlauf der Realisierung mußte sich der Autor gelegentlich selbst die Frage nach ‚Ausgewogenheit‘ oder zutreffender ‚Rechtfertigung‘ seiner Bewertung des Informationsmaterials stellen. Er hoffe, daß eine im wesentlichen objektive Darstellung gelungen ist, auch, wenn subjektive Erfahrungen nicht völlig ausgeschlossen werden und hier und da die Feder geführt haben können" (S.V).

Der Rezensent meint, daß der Autor das sich selbst gesteckte Ziel erreicht hat. Das gilt auch für jene Passagen, die nicht Entwicklungen anhand von technischen Daten, Produktionsangaben und Plankezziffern zum Gegenstand haben, sondern in denen vom Verf. Einschätzungen vorgenommen werden und auf mentale Entwicklungen beim "Leitungspersonal" bezug genommen wird. Gerade letztere dürften, da die einstigen "sozialistischen Leiter" auf der Ebene der Ministerien, VVB und Kombinate, anders als die Spitzenfunktionäre in Politbüro und Plankommission, kaum Memoiren geschrieben haben, sogar von besonderem sozialhistorischen Interesse sein. Dafür seien einige Beispiele aus dem der Arbeit des MEMK gewidmeten Kapitelabschnitt über die Honecker-Ära zitiert.

So heißt es bei Kinne über Entwicklungen in der zweiten Hälfte der 70er Jahre u. a.: "Seit März 1977 wurde nicht nur im MEMK von Mitarbeitern darüber diskutiert, daß der DDR die Gefahr droht, in eine Schuldenfalle zu geraten. Wer das offen aussprach, wurde schnell als Kapitulant bezeichnet. Hingehen konnten Diskussionen darüber, daß zum guten Image eines Kaufmannes hohe Schulden gehören, frei geäußert werden" (S. 53). "Gleichzeitig traten 1978 verstärkte

Kapazitätsengpässe im Instandhaltungsbereich des MEMK ein. Es begann eine uneffektive Selbsterzeugung von Produktionsmitteln bzw. der Bau von Rationalisierungsmitteln. Die Folge war eine Verminderung der Arbeitsteilung und Produktivität" (S. 56).

Im Jahre 1982 "stellte das MEMK in einem umfassenden Programm der Heizölablösung Heizwerke und Dampferzeuger von Öl auf Braunkohle um. ... Die strukturpolitischen und ökologischen Folgen der ‚Heizölablösung‘ zogen infolge höchster Schadstoffbelastung der Luft mit Schwefeldioxid verheerenden Konsequenzen nach sich. Die Lage war politisch so brisant geworden, daß der Minister K. Singhuber seinen Dienstwagen an den Ministerrat zurückgab und nur noch einen Pkw ‚Lada‘ benutzte. Seinen Motor hatte er gemeinsam mit seinem persönlichen Fahrer auf einen niedrigen Treibstoffverbrauch frisiert" (S.59).

"Im Verlaufe des Jahres 1984 verschlechterte sich zunehmend die Stimmung der Mitarbeiter im Ministerium. Die Gründe dafür waren unterschiedlich. Unrealistische Aufgabenstellungen, fehlende Kommunikation, unbeachtete Sachkompetenz, Arbeitsüberlastung und fehlende Perspektive sind an dieser Stelle zu nennen" (S. 60).

"Wer sich im MEMK mit Zweifeln beschäftigte, beispielsweise hinsichtlich der extrem irrationalen Zielsetzungen der Planwirtschaft, stand in der Parteiversammlung unter Kritik. Die Partei begann, die freimütige Kommunikation auf den Mitgliederversammlungen immer weniger zu pflegen. Es gab im MEMK keine Fälle von Verurteilungen oder Haftstrafen. Es gab vereinzelte Fälle, daß Mit-

glieder den Berufswechsel, den Parteiaustritt oder die Republikflucht vorzogen. Letzteres erfolgte nicht vor 1988. Die Mehrzahl der Parteimitglieder vertrat eine Ideologie, die man als Moral ohne Risiko bezeichnen kann. Je größer die Probleme waren, um so weniger wurden sie diskutiert. Die Versammlungen nahmen zuletzt den Status eines Rituals an" (S. 652).

In seinem Vorwort hat Kinne den vorliegenden Bd. als "eine inhaltlich strukturierte und soweit möglich an der Zeitachse orientierte Dokumentation mit verbindenden Erläuterungen" genannt (S.IV). Das ist wohl prinzipiell richtig, aber doch auch, wie die angeführten Beispiele zeigen, deutlich untertrieben. Der Bd. verschafft, das sei noch einmal wiederholt, nicht nur dem Technik- und Wirtschaftshistoriker, sondern auch dem Sozialhistoriker einen wertvollen Einblick in einen der wichtigsten Wirtschaftszweige der DDR.

*Jörg Roesler*

**Beatrix Bouvier: Die DDR - ein Sozialstaat? Sozialpolitik in der Ära Honecker (Veröffentlichung des Instituts für Sozialgeschichte e. V., Braunschweig, Bonn), J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 2002, 355 S.**

Nach mehr als zehn Jahren Distanz wächst der Mut und auch die Chance, dem wirklichen Charakter der DDR bzw. dem des so genannten Realsozialismus mit dem Instrumentarium der Sozialwissenschaften näher zu kommen. Im Unterschied zur politischen und ideologischen Auseinandersetzung mit diesem gewiß schwierigen und widersprüchlichen Kapitel deutscher Nachkriegsgeschichte ist in jüngster Zeit die Frage nach dem Sozialstaat zum Kern

der wissenschaftlichen Diskussion geworden. Titel wie "Die DDR war anders" von Stefan Bollinger und Fritz Vilmar und "Sozialpolitik in der DDR - Ziele und Wirklichkeit", von Günter Manz, Ekkehard Sachse und Gunnar Winkler herausgegeben, und die von Beatrix Bouvier verfaßte Arbeit "Die DDR – ein Sozialstaat?" nähern sich dem Thema aus unterschiedlicher Sicht. Während die Autoren um den namhaften DDR-Soziologen Gunnar Winkler den sozialistischen Charakter der DDR bzw. der Betriebe und Institutionen noch als Basis entsprechender Sozialpolitik annehmen und deren Vorteile für die Bürger herausstellen, betonen Bollinger und Vilmar gleich einleitend, daß "die sowjetisch geprägte SED-Diktatur in der DDR das Entstehen eines sozialistischen Gesellschaftssystems vereitelt" habe, dennoch sehen auch sie es als sinnvoll an, die sich im Rahmen und in den Zwängen der Diktatur herausgebildeten humanen sozial-kulturellen Einrichtungen und Leistungen, die mit der Lebensleistung der Menschen verknüpft waren, politisch souverän aufzuspüren. Einen ähnlichen Ansatz wählt die Autorin der hier zu besprechenden Arbeit. Sie sieht ebenfalls die unterschiedlichen Sichtweisen auf das, was einst als unumkehrbare sozialistische Errungenschaft galt und beleuchtet kritisch die überwiegend anzutreffenden Bilder von der DDR als einer historischen Möglichkeit, als legitime Alternative zur Bundesrepublik bis hin zur These von der DDR als Fußnote in der Geschichte. Indessen wird von ihr die Frage nach der historischen Verortung der DDR, wie sie einleitend schreibt, in spezifischer Form aufgegriffen, "indem anhand ausgewählter Beispiele aus der Sozi-

alpolitik für die letzten zwanzig Jahre der Existenz der DDR - der so genannten ‚Ära Honecker‘ - danach gefragt wird, ob und wenn ja, in welcher Weise die DDR ein Sozialstaat gewesen ist und ob sozialpolitische Faktoren zur Akzeptanz und eventuell zu ihrem Zusammenbruch beigetragen haben." Sie gibt auch zu bedenken, daß DDR-Bürger, bedingt durch den schnellen Anschluß an die Bundesrepublik, einen völligen wirtschaftlichen Zusammenbruch mit den entsprechenden sozialen Folgen kaum wirklich oder nur bedingt erlebt haben. Andererseits eigne sich ein zusammengebrochener Sozialstaat DDR wohl kaum für die nostalgische Verklärung, sondern eher für das kritische Verständnis von sozialer Sicherheit einerseits und der wirtschaftlichen Effizienz andererseits.

Es wird deutlich, daß Sozialsysteme nicht aus ihren primären gesellschaftlichen bzw. staatlichen Rahmenbedingungen herausgelöst werden können. Im Weiteren schwinde bei der Frage, ob und in welcher Weise die DDR als Sozialstaat anzusehen war, immer auch der Vergleich mit der Bundesrepublik mit. Obgleich ein solcher Vergleich nicht zum Anliegen der Untersuchung gehört, scheut die Autorin im Hinblick auf grundsätzliche Bezugspunkte diesen nicht. In der theoretisch-geschichtlichen Einführung gibt sie auch zu bedenken, daß es derzeit noch keine einheitliche Definition des Begriffes "Sozialstaat" gibt und der Sozialstaat eigentlich nur "mit Bezug auf einzelne Epochen und Phasen stringenter zu behandeln" sei. So sei der moderne Sozialstaat in seiner demokratischen Variante im Wesentlichen als Antwort auf Herausforderungen und Konflikte zu interpretieren. Im thematisch

einleitenden Kapitel "Historische Ausgangspunkte" schildert sie Traditionen deutscher Sozialstaatlichkeit, hinterfragt Begriffe, wie "Wohlfahrtsstaat", "Sozialstaat" "soziale Demokratie", "sozialer Rechtsstaat" in der gedanklichen Verbindung bis hin zum "Sozialstaat" heute, der in seiner Entwicklung wesentlich durch die Nachkriegsentwicklung und die Bedingungen des kalten Krieges beeinflusst worden sei.

Sozialpolitik in der Bundesrepublik sollte deren Westintegration innenpolitisch absichern und eine Legitimation geben sowie nicht zuletzt gegen kommunistische Penetration widerstandsfähig machen und attraktiv auf die DDR-Bevölkerung wirken. Demgegenüber benennt sie auch die unvergleichbar schlechteren Ausgangsbedingungen der DDR für einen sozialen Wettstreit mit dem kapitalistischen Wirtschaftssystem. Die sozialpolitischen Weichenstellungen und Probleme in der Ära Ulbricht, darunter die Sozialpolitik unter den Bedingungen der sowjetischen Besatzung, die sozialpolitischen Richtlinien der SED, der Übergang in die Planwirtschaft und deren krisenhaftes Dasein in den 50er und 60er Jahren werden sachlich und fern gängiger ideologischer Klischees untersucht. Ausführlich schildert die Autorin die Sozialpolitik in der Ära Honecker. Sie folgt sehr detailliert der Problematik der "Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik", analysiert einfühlsam die schwierigen Bedingungen und menschlichen Mühen der Umsetzung sozialpolitischer Prioritäten. Mit vielen und für Insider vorbehaltlos nachzuvollziehenden Fallbeispielen, die dem Aktennachlaß des DDR-Staatsrates entnommen sind und einen objektiven Einblick in die sozialen Lebensbedingun-

gen der DDR-Bürger ermöglichen, werden Sorgen und Nöte der Bürger und Verfahrenswesen mit Eingaben geschildert. Im Kapitel "Vom Recht auf Arbeit und den Problemen der Vollbeschäftigung" bekommt der Leser eine einfühlsame und tiefgehende Analyse des in der Verfassung garantierten sozialen Grundrechtes auf Arbeit und dessen Verinnerlichung durch die Menschen vermittelt. Die mit dem Anschluß der DDR an die Bundesrepublik unvermeidbaren wirtschaftlichen Umstrukturierungen und die damit verbundene Massenarbeitslosigkeit sei für die Betroffenen ein schmerzhafter Einschnitt in bisherige Lebensbedingungen und Lebensgewohnheiten gewesen. Die Arbeitskraft bzw. Arbeit habe in der DDR, obgleich wenig honoriert und teilweise vergeudet, praktisch wie auch ideologisch einen hohen Stellenwert in der Wertehierarchie besessen.

In diesem Zusammenhang werden Rahmenbedingungen und Wirkungen des 1977 veröffentlichten Arbeitsgesetzbuches der DDR und dessen Einbettung in die Ziele der Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik vorgestellt. Die Wohnungsfrage, die in der DDR als Kernstück der Sozialpolitik galt, jedoch bis 1990 nicht gelöst werden konnte, bot der Autorin umfangreichen Stoff und zahlreiche Fallbeispiele für das Sichtbarmachen der systembedingten Leistungsgrenzen. Die "Kombination von forcierter Neubaupolitik und gleichzeitiger Vernachlässigung der Altbausanierung und -modernisierung" habe "zum Scheitern der Wohnungspolitik" geführt. 1989 haben den zuständigen Gremien etwa 800000 Wohnungsanträge vorgelegen, von denen ca. 90000 Familien noch nicht einmal

über eigenen Wohnraum verfügten. Von den Leistungsgrenzen des Sozialsystems seien in besonderem Maße die Rentnerinnen und Rentner betroffen gewesen, die zugleich als die Schwachen und Schwächsten in der „sozialistischen Leistungsgesellschaft“ einzustufen seien. Sie galten als politisch irrelevant. Als ein besonders problematisches Kapitel der DDR-Geschichte wird die völlig unzureichende Sozialfürsorge für Behinderte und pflegebedürftige Alten beleuchtet, die als eine soziale Randgruppe ihr Leben in der Gesellschaft fristeten. Selbst die in Archiven vorgefundenen Akten der SED und des FDGB belegen, daß im Umgang mit den Alten die Grundsätze der Menschenwürde und Achtung der Persönlichkeit sowie der Fürsorge und Pflege gröblichst verletzt worden seien. In einem weiteren Kapitel untersucht die Autorin die Frauen- und Familienförderung. Der Partei- und Staatsführung sei es nicht schwergefallen, die ökonomische Notwendigkeit „aufgrund ihres Verständnisses von der ‚modernen Frauenfrage‘ und ihrer Interpretation der alten sozialistischen bzw. marxistischen Emanzipationstheorie ideologisch zu begleiten und zu untermauern. Die Autorin benennt die progressiven wie auch die von machtpolitischen und ökonomischen Interessen überlagerten Seiten der Frauen- und Familienpolitik. Die Vorzüge des DDR-Familienrechts, das Familienförderung und auch ein wirkliches Scheidungsrecht einschloß, bleiben ihr allerdings verborgen. Das ist schon deshalb bedauerlich, weil die bundesdeutsche Familiengesetzgebung nur ein formelles Scheidungsrecht kennt und die zum Teil lebenslangen Unterhaltsregelungen wohl immer mehr Menschen vom Weg zum

Standesamt abhalten und so eher familienfeindlich wirken dürften.

Im abschließenden Kapitel „Bilanz, Funktion, Anspruch und Wirklichkeit der Sozialpolitik“ werden die späten 70er und 80er Jahre zu Recht als „eine Periode latenter Krisenhaftigkeit“ bezeichnet, als „eine Art Inkubationszeit, ohne die der Zusammenbruch der DDR in den späten achtziger Jahren nicht verständlich“ werde. „Diese Krise, in der wichtige Elemente der Sozialpolitik deutlich hervortraten“, zeige auch, daß „die Sozialpolitik mit ihren Ansprüchen und der in dieser Studie beispielhaft aufgezeigten kontrastierenden Wirklichkeit nicht von dem Gesamtkontext des diktatorischen Staates, der die DDR war, abzukoppeln ist. Dessen Charakter, mit seinen repressiven Seiten könnte“, so weist die Autorin nach, „bei einer isolierten Betrachtung der Sozialpolitik leicht in den Hintergrund treten, so daß übersehen wird, daß in Diktaturen der Sozialpolitik eine besonders wichtige Legitimationsfunktion“ zukomme. „Diktaturen haben sich ihrer immer wieder bedient und sozialstaatliche Elemente aufgegriffen, ohne sie jedoch mit dem für moderne Sozialstaaten charakteristischen demokratischen Verfassungsstaat, seinen Teilhaberechten und Selbstregulierungsmechanismen zu verbinden.“ Aus dieser Sicht sei die DDR kein Sozialstaat gewesen, auch wenn sie mit ihrer „spezifisch ausgeformten Sozialpolitik auf ältere Traditionen des obrigkeitstaatlichen Versorgungsstaates verweist und somit als ‚autoritärer Versorgungsstaat‘ verstanden werden könnte, verband sie diese Traditionen zugleich mit älteren Vorstellungen der Arbeiterbewegung und einiger Positionen der Weimarer Republik, ohne jedoch an

die dort weiter entwickelten und formulierten Demokratisierungsvorstellungen anzuknüpfen.“ Lobenswert ist die sachliche und einfühlsame Art und Weise der Untersuchung dieses noch heute für viele Menschen weitestgehend nur empirisch verarbeiteten Kapitels gelebter Geschichte. Sie verzichtet auf ideologische Vehikel und geht statt dessen in die Spur der wirklichen Rechte und Pflichten der DDR-Bürger und bringt in Erinnerung, wie beharrlich sich diese auch bei höchster Stelle für ihre partiellen Rechte bzw. Interessen einbringen konnten. Soziale Leistungen, und waren sie auch durch die permanente Mangelwirtschaft auf niederem Niveau, werden in ihrer Bedeutung für das Leben der Menschen angemessen aufgehehlt. Politische Nostalgiker werden sich am definitiven, doch das Wesen der Sache treffenden Begriff “Versorgungsdiktatur” ebenso stören wie am wissenschaftlichen Zweifel, beim politischen, wirtschaftlichen und kulturellen System der DDR könnte es sich um realen Sozialismus gehandelt haben. *Horst Klein*

## Annotationen

**A nemzetközi munkásmozgalom történetéből. Évkönyv 2002** (Aus der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung. Jahrbuch 2002), Jahrgang XXVIII, Magyar Lajos Alapítvány, Budapest 2002;

**A nemzetközi munkásmozgalom történetéből. Évkönyv 2003** (Aus der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung. Jahrbuch 2003), Jahrgang XXIX, Magyar Lajos Alapítvány, Budapest 2002.

Der Band 2002 dieser Reihe, die nunmehr schon seit Jahren von Iván Harsányi, János Jemnitz und Gábor Székely ideenreich konzipiert und sorgfältig zusammengestellt wird, ist vor allem historischen Ereignissen und Daten gewidmet, deren Jubiläen ins Jahr 2002 oder dessen Nähe fallen und erscheint mit Unterstützung der Internationalen Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung (ITH), der I.G. Metall Ungarn, der Georg-Lukács-Stiftung und der “Mihály Károlyi”-Gesellschaft.

Die Rubrik “Außergewöhnliche Lebenswege” ist diesmal ganz Jacques Duclos (1896-1975) gewidmet, dessen Wirken in Frankreich und international große Ausstrahlungskraft erlangte. János Jemnitz, Grant Adibekov und László J. Nagy beleuchten in ihren Beiträgen einige sonst weniger herausgestellte Seiten im Wirken des führenden französischen Kommunisten.

Im Teil “Studien” geht Pierre Broué in zwei exklusiv für das Jahrbuch fertig gestellten Beiträgen der Frage nach, ob Lionel Jospin das Vergangene oder die Zukunft verkörpert. Kate Hudson untersucht Kontinuität und Wandel im europäischen Kommunismus. Dabei wird immer wieder die spannende, aber nach wie vor offene Frage des Verhältnisses von Kommunisten und Sozialdemokraten berührt. János Jemnitz skizziert, wie sich die internationale Arbeiterbewegung im Jahr 1902 entwickelt hat. William A. Pelz behandelt die Anfänge der Socialist Party of Amerika (1864-1901).

Ein besonderer Abschnitt des Jahrbuches ist dem Kalten Krieg gewidmet. Wiedergegeben wird ein Beitrag, den John Saville über den Kalten Krieg im Mittelmeergebiet für die Londoner Zeitschrift

“Socialist History” (11/1977) geschrieben hat. Aldo Agosti untersucht das Wirken Palmiro Togliattis auf dem Gipfelpunkt des Kalten Krieges, Wjaceslaw Kolomijec das Wirken von Luigi Longo in dieser Zeit. János Jemnitz faßt zusammen, wie die französischen, österreichischen, schwedischen und britischen Sozialisten auf den Kalten Krieg reagierten.

Neben zahlreichen Dokumenten und Hintergrundmaterialien, die auch diesmal wieder den Charakter der Jahrbücher besonders als Nachschlagewerke ausprägen, enthält der Bd. eine ganze Reihe biographischer Skizzen, darunter über Rafael Alberti (1902-1999), William C. Anderson (1877-1919), Theodor Körner (1873-1957), James Larkin (1874-1947), Marcel Paul (1900-1982), Paul Robeson (1898-1976), Otto Rühle (1874-1943), Anna Seghers (1900-1983), Paul-Henri Spaak (1899-1972), Kurt Weill (1900-1950) und über die vor kurzem verstorbenen Bill Alexander (1910-2000), Sirimavo Bandaranaike (1916-2000), Gus Hall (1910-2000) und Daniel Singer (1926-2000).

In der Rubrik “Bericht” wird informiert über die Ausstellung “Picasso und die Presse” im Picasso-Museum Antibes, über das François-Mitterand-Institut (IFM) in Paris, über die 36. Linzer Konferenz (ITH), über die Geschichtskonferenz der italienischen Kammer der Arbeit (17./18.11.2000, Ravenna) und über die Internationale Rosa Luxemburg-Konferenz (16./17.9.2000, Zürich).

Der “Internationale Anhang” zum Jahrbuch enthält neben der originalsprachigen Wiedergabe anderer Jahrbuch-Beiträge die deutschsprachige Fassung der biographischen Skizze über Leo van Rossum (1938-

1999) nebst Bibliographie von Götz Langkau und die Rezension zur 14-bändigen Ausgabe von August Bebel: Ausgewählte Reden und Schriften (K.G. Sauer Verlag, München 1995-1997) von Gerd Callesen.

Im Bd. 2003 werden besonders Ereignisse behandelt, deren Jubiläen im Jahre 2003 begangen werden. Die Hg. nehmen den Parteitag der SPD vom Jahre 1903 zum Anlaß, ihn mit einer Rubrik über Eduard Bernstein (1850-1932) einzuleiten. Für Susanne Miller steht Bernstein in der vordersten Reihe aller Theoretiker und Praktiker, deren Bemühungen um neue Grundlagen, Wege und Ziele des demokratischen Sozialismus bis heute ihre Gültigkeit und Aktualität behalten haben. János Jemnitz belegt an Beispielen, daß Bernstein bei zeitgenössischen nicht-marxistischen Sozialisten im Ausland keineswegs auf ein solch begeistertes Echo stieß, wie man das aus vielen der heutigen Publikationen entnehmen könne. Sándor Vadasz analysiert die Darstellungen zur Rolle Bernsteins bei der Gründung der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (USPD). Dabei konstatiert er ein Phänomen, das man auch in Ungarn gut kenne: das Porträt einer Persönlichkeit werde von Zeit zu Zeit retuschiert, um jene Züge, die dem Zeitgeist entsprechen, besonders hervortreten zu lassen. Zdenek Solle behandelt die Beziehungen zwischen Tomás G. Masaryk und Eduard Bernstein. Beide dachten, wie Masaryk bekannte, in vielen Fragen “so eigentümlich parallel”.

Die Rubrik “Studien” enthält u.a. die Vorträge von Helga Grebing und Henryk Skrzypczak auf der 37. Linzer Konferenz der ITH (2001), auf der über Gegenwart

und Zukunft der Arbeit diskutiert wurde, sowie jene Passage aus dem Buch "Der europäische Kommunismus nach 1989" von Kate Hudson, die sich mit der Französischen Kommunistischen Partei beschäftigt. Wiedergegeben wird ein Aufsatz, in dem Willy Buschak die Haltung von Edo Fimmen, Sekretär des Internationalen Gewerkschaftsbundes und Generalsekretär der Internationalen Transportarbeiter-Gewerkschaft, in der Globalisierungsdebatte der 20er Jahre charakterisiert.

Die Rubrik "Stalins Tod im Jahre 1953 und die internationale Arbeiterbewegung" enthält Beiträge von Robert Jevzerov, Alexander S. Stykalin, Aldo Agosti und Shlomo Avineri. Norbert Podewin beschreibt Walter Ulbrichts Entwicklung von Stalins Erfolgsmann zum spätsozialistischen Reformier.

Dokumenten, Hintergrund-Pressemeldungen und Wahlanalysen folgen Kurzbiographien u.a. über Angelica Balabanowa (1878-1965), Henri Barbusse (1873-1935), Maurice Chambeland (1901-1966), Madeleine Colin (1905-2001), Francisco da Costa Gomes (1914-2001), Bettino Craxi (1934-2000), Edward Gierek (1913-2001), Arturo Labriola (1873-1959), Frantisek Modráček (1871-1960), Jim O'Connell (1852-1929), Paul Rivet (1876-1958), Ramón Rubial (1906-1999), Friedrich Stampfer (1874-1957), Thorvald Stauning (1873-1972), N.W. Tschajkowski (1850-1926) und Jeanette Vermersch-Thorez (1910-2001). Biographische Skizzen finden sich auch über die Historikerinnen und Historiker Caroline Benn (1926-2000), William V. Pohlebkin (1923-2000), Herbert Steiner (1922-2001) und Beatrice Webb (1857-1943).

Informiert wir außerdem über die Eröffnung des Salvador-Allende-Museums in Santiago de Chile, über die 37. Linzer Konferenz der ITH, über das Treffen der internationalen Spanienkämpfer am Schauplatz der Jarama-Schlacht (2001) und über die allgemeinen Grundsätze zur Bildung, die der Internationale Bund Sozialistischer Lehrer (ISDUE) auf seinem 47. Kongreß (2001) beschlossen hat.

*Winfried Morgenstern*

**Fritz Zimmermann: Dörnthal. Geschichte eines erzgebirgischen Bauerndorfes, hrsg. von der Gemeinde Pfaffroda, NORA Verlagsgemeinschaft Dyck & Westerheide, Berlin 2002, 252 S.**

Der jahrzehntelang erst haupt-, dann ehrenamtlich wirkende Chefredakteur der BzG, der sich auch als Zeithistoriker einen Namen machte, Fritz Zimmermann, hat seiner 1997 erschienenen Publikation "Der Dorfschmied. Geschichte einer deutschen Handwerkerfamilie", nämlich seiner eigenen Familie, nunmehr eine Dorfgeschichte - nicht in der Art eines Berthold Auerbachs oder Jeremias Gotthelfs -, sondern einer wissenschaftlich exakt fundierten Lokalgeschichte folgen lassen. Um es vorweg zu sagen, selten habe ich ein historisches Buch so "verschlungen".

Der Verf. hatte den großen Vorzug, sich auf ein reichhaltiges Gemeindearchiv stützen zu können, für das in früheren Jahrhunderten mancher Pfarrer, in den letzten Jahrzehnten ein rühriger Ortschronist kostbares Quellenmaterial zusammengetragen haben. Zimmermann verfolgt in 30 zumeist chronologisch, mitunter sachlich gegliederten Kapiteln die 800jährige Ent-

wicklung der einst von mainfränkischen Siedlern nach mühevoller Rodungen gegründeten Gemeinde bis an die Schwelle des 21. Jahrhunderts. An die 70 Illustrationen - Fotos, Faksimiles oder Skizzen -, von Walter Herrmann und Klaus Jablinski bedachtsam ausgewählt und mit Unterschriften versehen, begleiten aussagestark den Text.

In wohlausgewogenen Proportionen bettet der Autor Dörnthals Geschichte in die Sachsens, Deutschlands und an historischen Schnittpunkten sogar Europas ein, achtet aber streng darauf, daß stets das dörfliche Leben seiner Heimatgemeinde konkret und anschaulich im Mittelpunkt seiner Darstellung bleibt. Es erscheint mir gerechtfertigt - auch angesichts der Quellenlage -, daß Zimmermann dem 19. und 20. Jahrhundert mit etwa Dreiviertel des Seitenumfangs (S.62-252) besondere Aufmerksamkeit widmet.

Sein Ausgangspunkt sind - vom feudalen Lehnswesen bis zum Bankrott des "realsozialistischen" Versuchs - konstant die Bedingungen und Ergebnisse der materiellen Produktion, aus denen er die demographische Entwicklung, die Besitzverhältnisse, die Lebensweise, die kulturellen und zivilisatorischen Fortschritte ableitet, ohne auszusparen, unter welchen Leiden und Opfern diese Fortschritte von der Dorfbevölkerung erzielt wurden, mit welchen Naturkatastrophen und Hungersnöten, Kriegsverwüstungen und nationalsozialistischen Repressalien sie fertig werden mußte.

So erfährt der Leser von den spezifischen Formen des Lehnswesens in Dörnthal, von der Fronarbeit und der dörflichen Selbstverwaltung, von der schrittweisen und qualvollen Überwindung feudaler Verhält-

nisse im 19. Jahrhundert, er kann das Vordringen industrieller Produktionsmethoden in diesem erzgebirgischen Bauerndorf verfolgen, liest von Armenfürsorge und ländlichem Bildungswesen, von der über Generationen hinweg großen Autorität des jeweiligen Pfarrers, schließlich vom Erscheinungsbild des "gewöhnlichen Faschismus" im dörflichen Alltag und von den ungeheuren Schwierigkeiten auf Grund der Überflutung Dörnthals durch Flüchtlingen und Umsiedler 1944 bis 1948 (S.182-194).

Auch die Geschichte der Dörnthaler Menschen zwischen 1945 und 1990 wie die des nachfolgenden Jahrzehnts (S.185-252) wird in ihren Widersprüchen lebendig vor Augen geführt. Der Verf. demonstriert die Hochachtung verdienenden Leistungen bei der Gestaltung eines menschenwürdigen Lebens für alle Einwohner in der Produktion, im gesellschaftlichen Bereich, in Kultur und Bildung, verschweigt aber auch nicht kaum faßbare groteske Beispiele von Bürokratisierung auf dem Gebiet der landwirtschaftlichen Planwirtschaft - zum Beispiel vom Kreis vorgegebene starre Aussaat-, Pflege- und Erntetermine, Rinderoffenställe, Schweinehütten und ähnliche Auswüchse.

Für die gesamte Darstellung gilt, daß alle Aussagen mit Zahlenmaterial, Statistiken, Nennung äußerst zahlreicher Namen von Dorfbewohnern sowie Zitaten aus unterschiedlichen Quellen fundiert werden, wenngleich der Autor um der besseren Lesbarkeit willen auf konkrete Quellenangaben verzichtet hat - verständlich, wenn es auch der Fachhistoriker etwas bedauern mag. Trotz des verarbeiteten überreichen Tatsachenmaterials zeichnet sich die Darstellung durch einen ebenso

lockeren wie gepflegten Stil aus, nicht selten durch vorgekommene Kuriositäten oder humorige Kommentare gewürzt (u.a. S.72, 86, 110, 172, 188, 197). Manchmal erwähnt der Autor, der bis zu seinem 21. Lebensjahr in Dörnthal aufwuchs, persönliche Erlebnisse und Erinnerungen. Nicht nur hierdurch, sondern insgesamt zeugt der Text von warmherziger Verbundenheit des Verf. mit den Dörnthalern Dorfbewohnern und tief verinnerlichter Heimatliebe.

Da auch der Verlag sich bei der Gestaltung des Buches große Mühe gab, kann ich sagen: Glückwunsch dem Autor und den Dörnthalern zu diesem Buch, dem über das Erzgebirge hinaus - auch wegen seiner methodischen Anlage - weite Verbreitung zu wünschen ist.

*Heinrich Gemkow*

**Wilhelm Mensing: Von der Ruhr in den GULAG. Opfer des Stalinschen Massenterrors aus dem Ruhrgebiet**, in Zusammenarbeit mit Peter Erler, Klartext-Verlag, Essen 2001, 391 S.

Die auf umfangreicher und langjähriger Forschungsarbeit beruhende Untersuchung belegt erstmals konkret, daß von den zahlreichen Opfern des stalinistischen Terrors in den 30er Jahren Hunderte aus dem Ruhrgebiet stammten, vor allem kommunistische Bergleute, aber auch deutschnationale Bergbauspezialisten. Sie alle kamen in den 20er und 30er Jahren in die UdSSR, zunächst, um der Arbeitslosigkeit zu entgehen und später, um vor dem deutschen Faschismus zu fliehen.

Die vorliegende Arbeit ist darauf gerichtet, diese Arbeits- und politischen Emi-

granten dem Vergessen zu entreißen. Deshalb steht die Erkundung und Darstellung der Biographien der verfolgten Emigranten im Mittelpunkt. In diesem Kontext werden in biographischen Skizzen vier tragische Schicksale besonders herausgestellt. Es handelt sich dabei um den Arbeiterschriftsteller Willi Harzheim (siehe dazu auch: Jahrbuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung, II/2002, S.165f.), den aus Ungarn emigrierten kommunistischen Funktionär Arnold Klein (alias Edwin Kolossa, alias Hans Bloch, zeitweiliger Deckname "Heinrich"), den kommunistischen Jugendfunktionär Gustav Sobotka jun. (Partei-name: Hans Boden; Sohn des bekannten gleichnamigen, international tätigen kommunistischen Gewerkschaftsfunktionärs) und um die parteilose Irene Marsmann, geb. Berger. Über 150 Kurzbiographien von Verfolgten, 17 über ohne Verhaftung Ausgewiesene und zur Ausreise Genötigte sowie 12 über Verschollene, von deren Verhaftung nichts bekannt ist, schließen sich an.

Dem biographischen Hauptteil ist ein längerer Abschnitt zum historischen Umfeld der Lebenswege - zunächst im Ruhrgebiet und dann in der Sowjetunion vorangestellt. Die Abhandlung stützt sich vor allem auf russische Archivquellen, auf polizeiliche Vernehmungsprotokolle von UdSSR-Rückkehrern im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes und auf regionale Quellen. *Rainer Holze*

**Tanja Busse: Melken und gemolken werden. Die ostdeutsche Landwirtschaft nach der Wende**, Ch. Links Verlag, Berlin 2001, 247 S.

Ins öffentliche Bewußtsein dringen Skandale - BSE und Nitrofen -, und vieles hat nur mittelbar mit der Arbeit des Landwirts zu tun. Die Landwirtschaft selbst findet im heutigen Deutschland wenig Beachtung. Die tiefen gesellschaftlichen Konflikte wurden und werden kaum wahrgenommen: die Auseinandersetzungen um das einstige Bodenreformland, die Treuhandpraxis zur Privatisierung ehemals volkseigener Landwirtschaftsbetriebe und Flächen, die Dezimierung der Beschäftigten bei der Umbildung der früheren LPG zu anderen Rechtsformen. Das hier anzudeutende Buch stellt diese Konflikte am Beispiel des einen Dorfes, des einen Landwirtschaftsbetriebes in der Subjektivität des Erlebens und Bewertens durch den Zeitgenossen dem Leser vor Augen. In den Reportagen erzählen Akteure und Betroffene, wie sie die Umwälzung erlebten, welche Hoffnungen sie mit der "Wende" und der Neuvereinigung verbanden, wie sie heute leben und wie ihre frühere Lebenswelt in der DDR aussah.

Geschichte und Geschichten - pralles Leben: "Verteilungskämpfe in der Kornkammer Mecklenburgs", "Wie das Gestüt Ganschow vor den Herren mit den schwarzen Koffern gerettet wurde", "Chancengleichheit für alle Betriebsformen - die schwierige Aufgabe eines Landwirtschaftsministers", "Wie die LPG Derenburg eine Genossenschaft geblieben und eine Frau an ihre Spitze gekommen ist", "Warum Hessen und Bayern in der Lommatzcher Pflege ackern", "Wie aus der LPG 'Wilhelm Pieck' ein Ökozentrum wurde" ...

Die eine oder andere Geschichte zeugt von einem extremen Geschehen, und manche Erzählweise möchte man als Überhöhung im Guten oder auch im Schlechten bewer-

ten. Da wird erzählt, ein korrupter Angestellter der Berliner Treuhand habe Kutschpferde aus einem Gestüt für 2500 Mark einem Händler zugespielt, der dann ein Gespann für 30000 Mark feilbot (S.94). Der Sohn eines Altbauern - eines renommierten Rinderzüchters, der aber nicht in die LPG wollte - erzählte, die "Stasi" habe einen ebenso tüchtigen wie widerspenstigen Bauern "regelrecht fertiggemacht, und als sie ihn nach zwei Jahren entlassen haben, nahmen sie ihm die Wirtschaft weg und wiesen ihm in eine Sozialstellung als Gemeindearbeiter zu" (S.135f.). Vieles gleicht sich in der Summe der Beiträge aus. Die Geschichte einer LPG im Klützer Winkel und ihrer Umbildung gemäß Genossenschaftsgesetz von 1889 (!) erlebt der Leser aus der Sicht des ehemaligen LPG-Vorsitzenden, des Vorsitzenden der Eingetragenen Genossenschaft und einer Melkerin. Schließlich kommt auch der Sohn des 1945 bei der Bodenreform enteigneten Gutsbesitzers in seiner Verbitterung zu Wort, Land aus dem früheren Familienbesitz von der Treuhand zurückkaufen zu müssen. Die Autorin tat gut daran, die Subjektivität des Augenzeugenberichts nicht anzutasten.

Man fragt sich: Wie vermochte es die Autorin, Brennpunkte des Umbruchs aufzuspüren und Zeitzeugen zu finden, die anschaulich und einprägsam erzählen? Wie gelang es, Geschichten festzuhalten, "die das Leben schrieb"? Wie erklärt sich, daß eine Autorin aus einem anderen gesellschaftlichen Milieu der Lebenswelt in Regionen des untergegangenen Staates so nahe kommt? Sensibilisierung und Verständnisbereitschaft, Sympathie für die Landfrau und den Landmann, Suche nach der Wahrheit konfliktreichen Lebens? Gewiß,

alles dies, aber doch wohl auch die Sichtweise: "Melken und gemolken werden"! Alles in allem: Der Reportagenbd. bereichert in Inhalt wie Form unsere zeitgeschichtliche Literatur. Wer sich fern von allen Klischees - seien sie nostalgischer Natur oder die Sichten des "Siegens" - ein Bild von den Umbrüchen in Landwirtschaft und Dorf machen möchte, dem sei das Buch empfohlen. Ich habe inzwischen von so manchem Bekannten gehört, er habe das Buch in einem Zuge gelesen.

*Siegfried Kuntsche*

**Marco Hecht/Gerald Praschl: Ich habe "Nein!" gesagt. Über Zivilcourage in der DDR,** Kai Homilius Verlag, Berlin 2002, 199 S.

Dieses Buch stellt Menschen vor, die in der DDR der Anwerbung durch die Staatsicherheit widerstanden haben. Zunächst werden acht Personen mit ihren Lebensläufen porträtiert, wobei auch ein differenzierter Blick auf das Alltagsleben in der DDR geworfen wird. Die Palette der Vorgestellten - von der Postbotin über den Kellner bis zum Hochseefischer - verdeutlicht, daß das MfS in allen Bereichen Kontaktpersonen suchte. Dadurch wird sicher mancher Leser zum Nachdenken angeregt: Wie hättest du dich verhalten, wenn es bei dir ähnlich gewesen wäre?

Die Unterschiedlichkeit der Berufe, die Zeitspanne von den 50er bis in die zweite Hälfte der 80er Jahre, die widersprüchlichen Erfahrungen und verschiedenartigen Ausgangspunkte ermöglichen eine abwechslungsreiche Darstellung. In mehreren Beiträgen werden Ausrisse aus Akten zur Illustrierung der Vorgänge abgedruckt.

Allerdings wären Unterschriften und Hinweise auf die Ausführungen im Textteil angebracht, da sich so Doppelungen ergeben.

Der Mittelteil unter der Überschrift "Analysen & Forschungsberichte" umfaßt zwei Beiträge. H. Müller-Enbergs geht vor allem auf die unterschiedlichen Motive ein und beruft sich dabei auch auf Forschungsarbeiten des MfS. Wenn er am Schluß seiner Abhandlung weitere Forschung anmahnt, so sollte diese auch Motive der Ja-Sager ermitteln, denn die "Angst" als gemeinsames Band zwischen Ja- und Nein-Sagern (S.162) zu bezeichnen, scheint zumindest untersuchenswert.

J. Legner meint in seinem Beitrag "Meine Akte gehört mir", Kopien der Stasiunterlagen seien als Bestandteil der wichtigen Familienunterlagen und damit Teil des Erbes (S.170) anzusehen. Interessant immer wieder, daß einerseits, wenn jemandem IM-Tätigkeit nachgewiesen werden soll, Stasiakten scheinbar nur Richtiges enthalten. Andererseits treffen aber gerade in solchen persönlichen Erlebnisberichten viele Bürger nach dem Lesen ihrer Akte die Feststellung: Was hier steht, stimmt so nicht.

Im letzten Abschnitt des Buches kommen noch einmal 29 Männer und Frauen zu Wort. Es sind Auszüge aus Briefen an die Zeitschrift *SUPERIllu*, die ihre Leser, die sich der Mitarbeit mit dem MfS verweigert hatten, aufforderte, sich zu melden. Viele Stellungnahmen sind von wohlthuender Sachlichkeit. Es wird auch eingeräumt, daß man "keine Nachteile" erlitten habe (S.184,187,191,192) Einer der Betroffenen ist sogar skeptisch, wenn andere heute erklären, sie seien "zur Zusammenarbeit gezwungen worden" (S.184).

Bedauerlich, daß bei solchen Veröffentlichungen zum Thema Stasi anscheinend nicht auf Formulierungen wie "Menschenverachtung dieses Verbrecherregimes" (S.182) oder auf Bezüge zur Gestapo (S.147f.) verzichtet werden kann.

Das Geleitwort schrieb Bundestagspräsident Wolfgang Thierse, der mit den Worten endet: "Dieses Buch verdient viele Leser!"

*Joachim Eichler*

**Ulrich Busch: Am Tropf. Die ostdeutsche Transfergesellschaft 1989 - 2002**, trafo verlag, Berlin 2002, 380 S.

Mehr als 66 Milliarden Euro netto sind in den 90er Jahren jährlich an Transfers von West nach Ost geflossen. Das macht stolze 670 Milliarden Euro in zehn Jahren. Dieser gigantischen Summe ist der Berliner Ökonom Ulrich Busch im Rahmen eines DFG-geförderten Projektes nachgegangen; ein lohnendes Vorhaben, dessen Ergebnisse nun vorliegen.

Eine moderne Infrastruktur, eine anerkannte Währung, ein bestehendes Sozialversicherungssystem, sofortiger Technologietransfer: Neidisch haben die Menschen in den übrigen ehemaligen Ostblockstaaten auf Ostdeutschland geschaut, das seine Transformation quasi aus der Tasche des großen Bruders im Westen bezahlt bekommen hat. Doch Buschs Fazit nach zehn Jahren Transferpolitik fällt alles andere als euphorisch aus. Ostdeutschland hänge "am Tropf" der staatlichen Transfers. Aber, so Buschs erstaunliche These, die Metapher trägt, denn die Wirtschaft Westdeutschlands sei von diesen in einem Transferkreislauf ebenso abhängig geworden. Unzählige westdeutsche

Stammtische, die sehlichst auf die "blühenden Landschaften" und damit auf das Ende des verhaßten Solidaritätszuschlags warten, werden diese Botschaft nicht mit Freude vernehmen.

Mit politökonomischem Scharfsinn führt Busch anhand des ungeheuren Datenmaterials, das er mit buchhalterischem Eifer und Akribie zusammengetragen hat, seine These von der dualen Abhängigkeit aus. Er attestiert den Transferzahlungen eine verheerende Wirkung, da sie die endogenen Potentiale Ostdeutschlands erstickt haben. Das durch die Transferzahlungen erhöhte Konsumpotential der Ostdeutschen sei größtenteils von westdeutschen Unternehmen absorbiert worden. Viele ostdeutsche Firmen, die im Wettbewerb heillos unterlegen waren, mußten schließen. Doch trotz der angebotenen Steuersubventionen erwies es sich für die westdeutschen Firmen als kosteneffizienter, ihre Produktionsstätten im Westen auszubauen, so daß es im letzten Jahrzehnt nicht zum Aufbau ausreichend neuer, wettbewerbsfähiger Produktionskapazitäten in Ostdeutschland gekommen ist. Der über die Transferzahlungen in keynesianischer Manier subventionierten westdeutschen Wirtschaft kommt schließlich das junge, ostdeutsche Humankapital, das seit Jahren kontinuierlich Richtung Westen abwandert, wie gerufen. Dieser Ressourcentransfer von Ost nach West verschärft aber die strukturelle Schiefelage. An Stelle der propagierten Konvergenz konstatiert Busch eher eine "Verfestigung der bestehenden Unterschiede, mit der Tendenz, daß diese sich weiter vertiefen, statt abzunehmen."

Was aber wäre die Lösung? Busch sieht den Ausweg aus dem teuflischen Transfer-

kreislauf einzig in einem Umsteuern in der Wirtschaftspolitik hin zum Aufbau leistungsfähiger Großbetriebe in Ostdeutschland, zur Absatzförderung ostdeutscher Produkte und zur Angleichung der Lebensbedingungen, um die stete Abwanderung zu stoppen. Nur so könne verhindert werden, daß Ostdeutschland ein deutsches "Mezzogiorno", also eine dauerhaft unterentwickelte Region, werde.

Buschs Buch ist die in Buchstaben gegossene Antithese zum westdeutschen Meinungs-Mainstream und gerade darin liegt sein Reiz, getreu dem Motto *auditur et altera pars*. Daher empfiehlt es sich nicht nur dem finanzwissenschaftlichen Fachpublikum und politischen Entscheidungsträgern, sondern ebenso der breiten Öffentlichkeit.

*Oliver Szuca*

## NachSatz

Liebe Leserinnen und Leser,  
das JahrBuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung greift mit Heft 2003/II ein oft vernachlässigtes Thema auf: Die Lage der Arbeitenden und der Protest auf dem Lande sowie Haltungen in der Arbeiterbewegung zur sogenannten Agrarfrage. Die vorgestellten Beiträge konzentrieren sich auf Befunde des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Darüber hinaus stellen wir zum Thema "Agrarverhältnisse und sozialistische Agrarpolitik" verschiedene Beiträge aus späteren historischen Entwicklungsschnitten vor.

Wir freuen uns über den Zuspruch, den das JahrBuch in Deutschland und im

Ausland erfährt. Bitte unterstützen Sie uns weiterhin als Abonnenten und als Autoren. Wir wünschen uns Textangebote in reicher Themenvielfalt. Schicken Sie uns Ihre Forschungsergebnisse und Betrachtungen zu Arbeiteralltag und Arbeiterkultur, Protestaktionen und Widerstand gegen Ausbeutung, Rassismus und Krieg, zu Gewerkschaftsaktionen und internationaler Solidarität. Wir veröffentlichen lokale Milieustudien ebenso wie Erinnerungen an herausragende Begebenheiten und Persönlichkeiten. Haben Sie ein interessantes Dokument entdeckt und wollen Sie es kommentieren, dann schreiben Sie uns! Besonders gern unterstützen wir junge Autoren, Studenten und Doktoranden. Ihre Texte müssen wissenschaftlichen Kriterien genügen und sollten den Umfang von 40.000 Zeichen (Hauptbeitrag) nicht überschreiten. Senden Sie uns möglichst eine Diskette mit einer word-Datei. Alle Autoren werden gebeten, nur unveröffentlichte Beiträge, einschließlich Rezensionen (max. 8000 Zeichen) und Annotationen, einzureichen, versehen mit Postadresse und ggf. Telefonnummer. Das JahrBuch lebt von den "sicheren Posten", den Abonnements. Die Redakteure arbeiten ehrenamtlich. Mit einer Vorbestellung verhelfen Sie der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung zur nötigen Publizität. Erwerben Sie ein Jahresabonnement zu 25 Euro (Inland) bzw. 35 Euro (Ausland) bei der NDZ GmbH, Kto-Nr. 574456100, Berliner Volksbank, BLZ 10090000. Im Jahr 2003 erscheinen wieder drei Hefte.

*Die Redaktion.*

## Autorenverzeichnis

Melanie Arndt, Studentin, Universität Potsdam  
 Dr. Manfred Behrend, Berlin  
 Rosi Blaschke, Berlin  
 Prof. Dr. Helmut Bleiber, Mitglied der Leibniz-Sozietät, Berlin  
 Prof. Dr. Heinz Deutschland, Berlin  
 Dr. Peter Diezel, Berlin  
 PD Dr. Andreas Dornheim, Universität Jena  
 Dr. Joachim Eichler, Berlin  
 Prof. Dr. Heinrich Gemkow, Berlin  
 Prof. Dr. Günther Glaser, Berlin  
 Prof. Dr. Urusla Herrmann, Ferch  
 Dr. Gunther Hildebrandt, Berlin  
 Dr. Joachim Höppner, Berlin  
 Dr. Rainer Holze, Berlin  
 Zdeněk Hořeni, Prag  
 Dr. Gerhard Kaiser, Berlin  
 Dr. habil. Mario Keßler, Berlin  
 Dr. sc. Horst Klein, Berlin  
 Prof. Dr. Siegfried Kuntsche, Uelitz  
 Prof. Dr. Harald Lange, Berlin  
 Prof. Dr. Erwin Lewin, Berlin  
 Prof. Dr. Winfried Morgenstern, Glienicke-Nord  
 Dr. Gisela Notz, Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn  
 Dr. Wilfriede Otto, Berlin  
 Dr. sc. Ulla Plener, Mitglied der Leibniz-Sozietät, Berlin  
 Prof. Dr. Jörg Roesler, Berlin  
 Dr. Elke Scherstjanoi, Institut für Zeitgeschichte München-Berlin,  
 Prof. Dr. Walter Schmidt, Mitglied der Leibniz-Sozietät, Berlin  
 Prof. Dr. Wolfgang Schröder, Taucha  
 Uwe Schultze, Mestlin

Oliver Szuca, Student, Goethe-Universität Frankfurt/Main.  
 Dr. Waltraud Seidel-Höppner, Mitglied der Leibniz-Sozietät, Berlin  
 René Wiese, MA, Universität Rostock

## Impressum

ISSN 1610-093X

Herausgeber: Förderverein für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung

Redaktion: Helga Brangsch; Dr. Wolfgang Heyn; Dr. Herbert Mayer (Verantwortlicher Redakteur), Dr. Ulla Plener, Dr. Elke Scherstjanoi (Hefterverantwortliche), Dr. Carola Tischler.

Postadresse der Redaktion:  
 Weydingerstraße 14-16, 10178 Berlin  
 e-mail-Adresse: mayer.berlin.pb@t-online.de

Erscheint in der NDZ GmbH,  
 Weydingerstraße 14-16, 10178 Berlin

Satz: Johanna Boegendorff  
 Realisiert in den Typowerkstätten des Gambattista-Bodoni-Museums e.V.  
 Redaktionsschluß 20. April 2003